

KIRCHE IM QUARTIER: DIE PRAXIS



KIRCHE IM QUARTIER: DIE PRAXIS

Ein Handbuch

im Auftrag des Senior Consulting Service Diakonie e. V.,
hrsg. von Georg Lämmlin und Gerhard Wegner



EVANGELISCHE VERLAGSANSTALT
Leipzig

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

2., unv. Auflage 2021

© 2020 by Evangelische Verlagsanstalt GmbH · Leipzig

Printed in Germany

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde auf alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Cover: Zacharias Bähring, Leipzig

Coverbild: Sisam Ben

Satz: makena plangrafik, Leipzig

Druck und Binden: Esser printSolutions GmbH, Bretten

ISBN Print 978-3-374-06523-3

ISBN E-Book (PDF) 978-3-374-06524-0

www.eva-leipzig.de



VORWORT

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Wir freuen uns, Ihnen ein Buch zu einem hochaktuellen Trend vorlegen zu können: die Bewegung der Kirchen – und ihrer sozialen Dienste, der Diakonie und Caritas – in die städtischen und ländlichen Quartiere, Stadtteile, Dörfer, Kieze *hinein*. Sie werden sagen: »Aber da war Kirche doch schon immer!« Und damit haben Sie vollkommen Recht! Aber seit einiger Zeit erfinden sich immer mehr Projekte, in denen Kirche und Diakonie in Kooperation mit anderen Akteuren bewusst für mehr Lebensqualität für alle, gemeinsam für »inklusive Sozialräume« eintritt. Vielfach wird die Idee einer grundlegenden Sozialraumorientierung, wie sie in der professionellen Sozialarbeit entwickelt worden ist, positiv aufgegriffen. Das alles bereichert das Leben in den Stadtteilen und verändert die Kirche. Das möchte dieses Buch unterstützen.

Grund genug, solche Ideen und Ansätze zusammenzutragen, allen zugänglich zu machen, zu ihrer Verbreiterung beizutragen, aus Fehlern zu lernen und auch Erfolge zu feiern. Ein Buch von Praktikern für Praktiker – mit ganz vielen Beispielen, Tipps und nützlichen Hinweisen und auch grundsätzlichen Überlegungen. Es ist spannend geschrieben, gut verständlich und hoffentlich anregend dafür, selbst etwas Ähnliches – oder etwas ganz anderes – im eigenen Umfeld zu beginnen.

Die Arbeit an »Kirche im Quartier – die Praxis« hat Spaß gemacht – und nun hoffen wir, dass dieser Spaß auch zu Ihnen ’rüberschwappt. Das geschieht sicherlich schon dann, wenn Sie auf die thematisch orientierten Karikaturen

von Sisam Ben, alias Friedhelm Feldkamp, blicken. Da kommen noch einmal ganz neue Ideen auf! Vielen Dank ihm!

Ganz großen Dank an insgesamt 35 Autorinnen und Autoren, die alle unter großem Zeitdruck mit viel Begeisterung an ihren Beiträgen gearbeitet haben! Das war eine tolle Leistung! Alle Texte wurden dann von Tilman Meckel auf Fehler durchgesehen und in Form gebracht. Ihm und allen Kolleginnen und Kollegen bei der Evangelischen Verlagsanstalt (EVA) in Leipzig, insbesondere Dr. Annette Weidhas, gilt unser besonderer Dank. Wir freuen uns schon auf viele weitere gemeinsame Bücher!

Das Buch wäre nicht ohne großzügige finanzielle und organisatorische Unterstützung zustande gekommen. Zunächst gilt das für den Senior Consulting Service Diakonie (SCSD) Berlin, der sich von Beginn an engagierte. Dann das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD in Hannover, die KD-Bank – Bank für Kirche und Diakonie – und die Verka, Kirchliche Vorsorge in Berlin. Ihnen allen ganz herzlichen Dank!

Und nun Ihnen viel Freude bei Lesen! Vergessen Sie nicht, uns Ihre Eindrücke, Zustimmunges, aber gerade auch Kritik zukommen zu lassen. Bitte mailen Sie an Georg.Laemmlin@si-ekd.de bzw. Gerhard.Wegner@nbeb.de.

Ihre

Georg Lämmlin

Gerhard Wegner



Grußwort von Ulrich Lilie, Präsident der Diakonie

DIE VISION EINER »KIRCHE IM QUARTIER«

Landauf, landab wird viel über die Zukunft der evangelischen Kirche spekuliert. Erst jüngst wagte eine Studie die Voraussage ihrer Halbierung an Mitgliedern bis zum Jahre 2060. Und ohne Frage lässt sich festhalten, dass die evangelische Kirche kleiner werden wird. Aber wird sie deshalb an Kraft verlieren, unser Land mitgestalten zu können? Das ist längst nicht ausgemacht! Denn noch ist es so, dass sie mit Kirchengemeinden, kirchlichen Dienststellen, Kirchengebäuden und vor allem mit einem breiten Netz sozialer Dienste, die im ganzen Land von der Diakonie angeboten werden, prägend präsent ist. Nach wie vor gilt, dass sich in jedem Dorf, in Stadtteilen, in jedem Kiez und jedem Quartier Zeichen des Christlichen finden lassen: gebaute Zeichen, die nicht zu übersehen sind, aber vor allem gelebte Beispiele christlichen Glaubens in kultureller, aber vor allen Dingen in sozialer Hinsicht. Nach wie vor gilt, salopp gesagt: »Wir sind überall!« Das Evangelium ist durchaus nicht nur eine ideelle, vergeistigte oder verinnerlichte Größe, sondern immer auch eine »verräumlichte« Wirklichkeit. Kirche und Diakonie prägen in der einen oder anderen Form den Geist, der auch Quartiere prägt, mit.

Aber natürlich sind die Zeiten vorbei, in denen Kirche und Diakonie das Leben hegemonial prägen konnten. Bisweilen atmen große, herrschaftlich wirkende Kirchgebäude in manchen Stadtteilen immer noch diesen Geist vergangener Zeiten. Und nach wie vor hätten manche Stadtplaner es gerne, wenn die Kirche in neuen Stadtteilen weiterhin architektonisch prägend auftreten würde. Aber dazu fehlt heute nicht etwa das christliche Selbstbewusstsein, sondern eine solche Präsenz wäre weder zeitgemäß noch grund-

sätzlich mit einem modernen Verständnis des christlichen Glaubens vereinbar. Kirche und Diakonie heute verstehen sich als Partner auf Augenhöhe mit vielen anderen Akteuren aus dem verbandlichen oder zivilgesellschaftlichen Bereich, vernetzen sich mit ihnen und bemühen sich, gemeinsame Strategien und Projekte für die Weiterentwicklung einer umfassenden Inklusivität der Sozialräume zu entwickeln. Kirche und Diakonie verfügen in dieser Hinsicht über kein überlegenes Wissen, sondern sind, wie alle anderen Akteure auch, darauf angewiesen, dass alle voneinander lernen, was gegenseitige Anerkennung und die dauernde Bereitschaft zum Dialog anbelangt.

In diese Prozesse bringen wir zweierlei ein: Zum einen sind es die Ressourcen, die sich aus dem christlichen Glauben zur Gestaltung sozialen Zusammenlebens ergeben, und zum anderen ist es die Professionalität sozialer Dienste, wie sie in der Diakonie ständig weiterentwickelt wird. Blickt man auf den ersten Bereich, so wird schnell deutlich, dass das sozialräumliche Engagement von Christen und Kirchengemeinden etwas dem Glauben Inhärentes ist und ihm nicht erst von außen aufgeötigt werden muss. Kirchengemeinden sind offene Gemeinschaften, die im Grunde genommen keine »anderen« kennen. Alle, gerade auch die Fremden, die Leidenden, auch die Armen gehören dazu. Geschlossene Gemeinschaften, in denen man nur sich selbst feiert, sind in einem strengen Sinne keine Gemeinde Jesu Christi. Wo die Gemeinde konkrete Formen und Ausprägungen von Exklusion von Menschen entdeckt, macht sie sich auf und sucht nach neuen Wegen, dass »Wir« immer wieder umfassend zu erweitern. Jede Beratungsstelle, jede Kontaktstube, jede Behinderteneinrichtung oder Stadtteilinitiative gehört so in einem weiten Sinne zur Kirche Jesu Christi dazu, ohne dass sie dadurch vereinnahmt werden würde.

Und ebenso ist es auch mit den diakonischen Einrichtungen. Auch sie sind in diesem Sinne Kirche oder dürfen es zumindest werden und sich in den Sozialräumen in netzwerklicher Verknüpfung mit anderen neu erfinden. Wie für die Kirchengemeinden, so gelten auch für sie Fragen wie: Wie offen sind sie für die Bedarfe und Potenziale des Umfelds, in dem sie arbeiten? Wie stellen sich die Kontakte zu zivilgesellschaftlichen Akteuren und zur Kirchengemeinde vor Ort dar? Kennt man sich gegenseitig – weiß die Kirchengemeinde von den Wohngruppen in ihrem Einzugsgebiet und kennt Diakonie den von der Kirchengemeinde eröffneten »Laden«? Weiß die Kommune, welche Arbeit hier getan wird, und gibt es gar im Hinblick auf Sozialraumorientierung von Sozialarbeit Zusammenarbeit? Im Abarbeiten dieser Fragen

entstehen neue Konzepte und Projekte, die das Zusammenleben in Stadtteilen und die dortige Lebensqualität erheblich verbessern können.

Um solche und ähnliche Projekte dreht sich das hier vorliegende Buch, das ich deswegen vielen Lesern ans Herz lege. Es schreibt sich ein in vielfältige Bewegungen und Aktivitäten, mit denen sich Kirche und Diakonie zurzeit landauf, landab neu aufstellen. Seine Autoren teilen eine doppelte Hoffnung: Zum einen geht es um die Stiftung realen Zusammenhalts und gelebter Konvivenz in den Dörfern und Quartieren unseres Landes. Nicht weniger als Beiträge zu einer Erneuerung der Sozialität in den Sozialräumen wird hier angestrebt: ein neuer Geist, der den Sozialstaat von seiner Basis her belebt und erneuert. Und zum anderen sind diese Initiativen angetrieben von einer Vision eines gelebten christlichen Glaubens, der seinen Halt in der rituellen Verkündigung des Evangeliums hat, aber sich selbst in gelebter Nächstenliebe realisiert.

Ich bin überzeugt: Wo solche Projekte, wie hier beschrieben, entstehen, entwickeln sich neue Formen von Glauben, von Religiosität und von sozialer Kreativität, in denen Kirche und Diakonie sich – mit und für die Menschen daseiend – neu entdecken. Und wo sich dies herumspricht, braucht man sich um die Zukunft der Kirche, auch wenn sie kleiner wird, keine Sorgen zu machen.

GRUSSWORT VON DR. EKKEHARD THIESLER, VORSITZENDER DES VORSTANDS, BANK FÜR KIRCHE UND DIAKONIE EG – KD-BANK

Liebe Leserin, lieber Leser,

Kirchen geben Raum – zum gemeinsamen Gottesdienst, für große Feste und auch dem Einzelnen, um zur Ruhe zu kommen oder um nachzudenken, oftmals ganz unabhängig von Konfession und Religion. Hierfür werden Kirchen seit Jahrhunderten als besondere Bauten unserer Städte und Siedlungen gestaltet. Sie sind Wahrzeichen, die von weither sichtbar sind, und stiften eine lokale Identität, die Menschen in Zeiten zunehmender virtueller Kontakte und globaler Vernetzung Halt geben.

Seit jeher sind Kirchen an soziale Netze angebunden. Hier treffen sich Menschen aller Altersklassen sowie unterschiedlicher sozialer Herkunft und werden vor Ort gemeinsam aktiv. Dies gilt für Großstadtquartiere genauso wie für den ländlichen Raum. Diese Funktion weiter auszubauen und zu stärken, ist ein guter Weg, sich auf rückläufige Gemeindegliederzahlen einzustellen ohne kirchliche Gebäude zu verlieren. Gleichzeitig lässt sich so der soziale Auftrag von Kirche und Diakonie erfüllen: Dienst an Menschen, die Hilfe benötigen: Raum geben für Kinder und Jugendliche, alte, kranke und behinderte Menschen, Menschen mit Migrationshintergrund, arme Menschen oder Menschen in Sinn- und Lebenskrisen, die Halt und Rat suchen. Hier ist Kreativität gefragt, um den Bedarf einer Gesellschaft im Umbruch zu erfüllen. Es gibt keine Patentrezepte, aber bereits gute Praxisbeispiele, wie dieses Buch zeigt. Wenn Kirchen, Kommunen und Diakonie hier gemeinsam aktiv werden, bin ich zuversichtlich, dass es gelingen kann.

The logo for Verka, featuring the word "Verka" in a bold, dark blue sans-serif font. A small green leaf-like graphic is positioned above the letter 'v'.

Nachhaltige Vorsorge.

Seit fast einem
Jahrhundert.



**Wir sind verlässliche, faire und korrekte Partner für Menschen und Unternehmen,
die Wert auf Nachhaltigkeit und Transparenz legen.**

Ursprünglich 1924 als Spezialversicherer für Mitarbeitende in Kirche und Diakonie gegründet, richten wir unser gesamtes Handeln konsequent an den christlich-ethischen Werten aus. Wir verwalten rund 2 Mrd. Euro. Fast 50.000 Menschen sorgen bei uns für ihr Alter vor bzw. beziehen bereits Rentenzahlungen. Wir sind Mitglied im Netzwerk UnternehmensGrün und im

Arbeitskreis Kirchlicher Investoren (AKI). Wir haben die United Nations Principles for Responsible Investment (UN PRI) unterzeichnet und investieren gemäß dem Leitfaden für ethisch-nachhaltige Geldanlagen in der evangelischen Kirche. Seit September 2019 gehören wir als eins von weltweit 47 und deutschlandweit nur zwei Mitgliedern der PRI Leader's Group an.

Verka VK Kirchliche Vorsorge VVaG und Verka PK Kirchliche Pensionskasse AG

Schellendorffstraße 17/19 | 14199 Berlin | Telefon +49 30 89 79 07-0 | E-Mail info@verka.de | www.verka.de



Senior Consulting Service Diakonie e.V.

Der Senior Consulting Service Diakonie e.V. wurde im Jahr 2006 von Führungskräften und Experten der Diakonie Deutschland gegründet. Getragen wird er derzeit von 30 aktiven und 2 fördernden Mitgliedern.

Der Verein ist Mitglied im Diakonischen Werk Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz und Gastmitglied beim Diakonischen Werk evangelischer Kirchen in Niedersachsen. Seinen Sitz hat er in Berlin.

Er trägt sich aus Honoraren für erbrachte Leistungen, Mitgliedsbeiträgen, Spenden und Sponsorengeldern.

Seine Mitglieder verfügen über langjährige berufliche Erfahrung in unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern. Beginnend im Herbst 2007 haben sie jährlich eine Vielzahl von Beratungen, Interimsvertretungen, Projekten und Workshops im Non-Profit-Bereich durchgeführt – so auch in 2019 zum Thema „Kirche gibt Raum zur Teilhabe an Arbeit und Leben“.

2017 wurde zusätzlich das „Institut für Nachhaltigkeit, Leben und Wohnen“ in Kooperation mit Partnern aus der Wirtschaft geschaffen.

Der SCSD unterstützt die „Transparenzstandards von Caritas und Diakonie“ sowie die „Initiative Transparente Zivilgesellschaft“.

diakonisch denken
wirtschaftlich handeln
nachhaltig planen

INHALT

Was bieten die Beiträge?	17
--------------------------------	----

A) EINLEITENDES

Georg Lämmelin & Gerhard Wegner

Sozialraumorientierung von Kirche und Diakonie	25
Einleitende Überlegungen	

Wolfgang Hinte

»Zehn Gebote« für sozialräumliche Arbeit	41
---	----

Ricarda Dethloff

Kirche und Sozialraumorientierung – eine Partnerschaft mit Potenzial?	52
--	----

Hans-Jürgen Benedict

»Suchet der Stadt Bestes«	64
Thesen zu einer praktisch-theologischen Grundlegung gemeinwesenorientierter Arbeit von Kirchengemeinden	

B) ERFAHRUNGEN AUS PROJEKTEN: GELUNGES, GELERNTES

Andreas Bauer

edelKreis. Sinn voller Genuss. Mutig – ertragsstark – exemplarisch	85
Plädoyer für mehr unternehmerisches Handeln in der Kirche	

Cornelia Coenen-Marx

Mehr Chancen für Ältere im Sozialraum	99
--	----

Johann Hinrich Claussen

Kultur-Kirchen in der Stadt und auf dem Land 107
Vier Geschichten und zwölf Gedanken

Birgit Susanne Dinzinger

**Menschen mit Fluchtgeschichte –
neue Vielfalt im Quartier gestalten** 115

Peter Meißner

Förderliche Netzwerkstrukturen im Sozialraum..... 126

Christoph Nötzel

Missionale Kirche – Aufbruch in den Sozialraum..... 137

Miriam Meyer, Michael Ellendorff & Armin Oertel

»Wir mischen uns ein, also sind wir!«..... 145
Q8/Kirche – Kirchengemeinde und Quartiersentwicklung
auf neuem Kurs

Matthias Paul

Eine Kirchengemeinde im Sozialraum eingebettet..... 155

Ute Quednow, Sabine Howind, Raphael Klein & Katja Musahl

Miteinander leben 164
Das Motto der Diakonie Himmelsthür findet auch bei
der Gestaltung von Sozialräumen durch Menschen mit
und ohne Assistenzbedarf Anwendung

Detmar Schäfer

Der große Gärtner 173
Kirche als Akteur in neu entstehenden Quartieren

Udo Fr. Schmälzle

»Suchet das Wohl der Stadt!«..... 185
Sozialraumprojekte der Caritas und der Gemeindepastoral

Michael Schneider

Wasserstadt Limmer: Ein wachsendes Quartier..... 196
Vom Gemeinde- zum Stadtteilstadtteilfest – ein Beitrag zur Stadtteilentwicklung

Claudia Schulz

Vesperkirchen	203
Eine Chance für die Kirche auf breite Beteiligung im Sozialraum	

Marlis Winkler

Sozialraumorientierung im ländlichen Raum	212
--	-----

C) WIE GELINGT EIN PROJEKT? TIPPS, TRICKS, HINWEISE

Ingrid Alken

Fundraising für den Sozialraum	225
---	-----

Bernt Renzenbrink

Kirche gibt Raum zur Teilhabe an Arbeit und Leben	241
Konzept für die Entwicklung einer gemeinnützigen Inklusionsfirma aus Beschäftigten mit und ohne Behinderung unter Nutzung des Pfarrhofes als Ort der Teilhabe	

Gunther Schendel

Sozialraumorientierung in der kirchlichen Ausbildung	253
Thematisiert am Beispiel der Ausbildung zum Pfarrberuf	

Ellen Eidt & Saranda Frommold

Sozialraumanalyse als Entwicklungsinstrument für diakonische Praxis	262
--	-----

Frank Schulz-Nieswandt

Sozialrechtliche Möglichkeiten der Sozialraumorientierung	273
--	-----

Thomas Stolle

Sozialraumbezüge im Sozialrecht	283
--	-----

Jörg Stoffregen

Vom »Für« zum »Mit«	290
Kirche im Quartier braucht Beteiligung als Prinzip	

Klaus-Martin Strunk

Spirituelles SCRUM..... 302

Agiles Projektmanagement von Sozialraum-Projekten
in Kirchengemeinden

Zu den Autorinnen und Autoren..... 319

WAS BIETEN DIE BEITRÄGE?

A) EINLEITENDES

Sozialraumorientierung von Kirche und Diakonie

Der Beitrag diskutiert einleitend zum Buch grundsätzliche Fragen danach, was Kirche und Diakonie überhaupt im Sozialraum wollen und wie sich im Verhältnis zu einer professionellen Sozialraumorientierung aufstellen können.

»Zehn Gebote« für sozialräumliche Arbeit

Der Autor entwickelt zehn treffende Empfehlungen für eine fachlich begründete sozialraumorientierte Arbeit, die sich gegen ihre inflationäre Ausweitung zur Wehr setzt.

Kirche und Sozialraumorientierung – eine Partnerschaft mit Potenzial?

Die Prinzipien professioneller Sozialraumorientierung werden für eine aktivierende kirchliche Gemeindegemeinschaft umgesetzt: partizipativ, zielorientiert, inklusiv und Potenziale erschließend.

»Suchet der Stadt Bestes«. Thesen zu einer praktisch-theologischen Grundlegung einer gemeinwesenorientierten Arbeit in Kirchengemeinden

Der Beitrag aktualisiert die Aufbrüche der Gemeinwesenarbeit in den 1970er und 1980er Jahren in der Evangelischen Kirche. Er entwickelt daraus Perspektiven für die Wahrnehmung des Sozialraums heute.

B) ERFAHRUNGEN AUS PROJEKTEN: GELUNGENES, GELERNTES

edelKreis. Sinn voller Genuss. Mutig – ertragsstark – exemplarisch

»edelKreis« ist ein multiplikationsfähiges Charity-Shop-Konzept im Bereich des Re-Commerce auf der Basis ehrenamtlicher Arbeit. Es definiert Kirche und Diakonie unternehmerisch neu.

Mehr Chancen für Ältere im Sozialraum

Auch wenn ältere Menschen heute zu den mobilsten, gesündesten und qualifiziertesten zählen, die es je gab, brauchen sie ganz besonders einen gut funktionierenden Sozialraum.

Kultur-Kirchen in der Stadt und auf dem Land.

Vier Geschichten und zwölf Gedanken

Aus der Vorstellung von vier gelungenen Projekten werden zwölf praktisch hilfreiche Schlussfolgerungen für kulturelle Arbeit in Kirchengemeinden gezogen.

Menschen mit Fluchtgeschichte – neue Vielfalt im Quartier gestalten

Aus zwei gelungenen, durch den württembergischen kirchlichen Fonds geförderten Vorhaben, »Kleinprojekte für und mit Flüchtlingen« im Sozialraum »Interkulturelle Gärten« und das offene Café »Wohlfühlplätze«, werden Folgerungen gezogen.

Förderliche Netzwerkstrukturen im Sozialraum

Wie kann sich eine typische Kirchengemeinde mit Netzwerken im Stadtteil verknüpfen? Welche Entscheidungsstrukturen sind vorteilhaft? Die Empfehlungen werden an einem Beispiel erläutert.

Missionale Kirche – Aufbruch in den Sozialraum

Anhand von vier Beispielen wird erläutert, was es bedeutet, Gottes Sendung in der Welt zu dienen: vernetzt im Stadtteil Kirche mit anderen zu sein; unter Verzicht auf Machtansprüche und Privilegien.

»Wir mischen uns ein, also sind wir!« Q8/Kirche –

Kirchengemeinde und Quartiersentwicklung auf neuem Kurs

Erfahrungen aus der gemeinsamen Gemeinwesenentwicklung im Hamburger Stadtquartier Winterhude-Uhlenhorst von Kirchengemeinde und Evangelischer Stiftung Alsterdorf.

Eine Kirchengemeinde im Sozialraum eingebettet

»Wir machen keine Angebote, wir suchen Menschen.« Ein Schlüsselsatz, der das »Geheimnis« der Einbettung der Paulus-Kirchengemeinde in Burgdorf in ihren Sozialraum auf den Punkt bringt.

Miteinander leben – das Motto der Diakonie Himmelsthür findet auch bei der Gestaltung von Sozialräumen durch Menschen mit und ohne Assistenzbedarf Anwendung

Am Beispiel dreier Projekte der Diakonie Himmelsthür – dem Begegnungsort »Treffler«, einem Naturprojekt »natürlich gemeinsam« und einem Einkaufsprojekt »Marktschwärmerei« – werden Anforderungen an inklusive Sozialräume beschrieben.

Der große Gärtner. Kirche als Akteur in neu entstehenden Quartieren

Ausgehend von einer städtebaulichen Initiative dreier Kirchengemeinden in Hannover werden Chancen und Möglichkeiten der Kirche in der Gestaltung neuer Quartiere beschrieben.

»Suchet das Wohl der Stadt!« Sozialraumprojekte der Caritas und der Gemeindepastoral

Es geht um Empowerment: der Weg vom Konsumenten zur Mitgestalterin des eigenen Lebens im Quartier. In sechs Thesen werden konkrete Erfahrungen aus dem Bereich der römisch-katholischen Kirche und der Caritas dargestellt.

Wasserstadt Limmer: Ein wachsendes Quartier.

Vom Gemeinde- zum Stadtteilfest

Das ehemalige Gemeindefest der Kirchengemeinde wächst zum Stadtteilfest und trägt so zur Integration des neuen Hannoverschen Stadtteils bei.

Vesperkirchen – eine Chance für die Kirche auf breite Beteiligung im Sozialraum

Am Beispiel der Vesperkirchen in Stuttgart und Ludwigsburg werden sozialraumkonkrete Erfahrungsmöglichkeiten des christlichen Evangeliums aufgezeigt: Arme und Reiche begegnen sich.

Sozialraumorientierung im ländlichen Raum

In Gesprächen mit kirchlichen Akteuren werden Konturen einer Haltung deutlich, Lebensbedingungen im ländlichen Bereich gemeinsam zu verbessern. Wichtig sind Schlüsselpersonen.

C) WIE GELINGT EIN PROJEKT? TIPPS, TRICKS, HINWEISE

Fundraising für den Sozialraum

Anhand eines konkreten Projektes zur Unterstützung von Familien werden viele konkrete und hilfreiche Tipps zur Ressourcenbeschaffung für Vorhaben im Sozialraum gegeben.

Kirche gibt Raum zur Teilhabe an Arbeit und Leben

Hier wird beschrieben, wie Kirchengebäude als kulturelle Orte der Teilhabe für alle Bürgerinnen und Bürger erschlossen werden können. Eine Illustration erfolgt anhand des Beispiels der Umwandlung eines Pfarrhofs in eine Inklusionsfirma.

Sozialraumorientierung in der kirchlichen Ausbildung

Die kirchengemeindliche Sonderwelt zu verlassen und von den Bedürfnissen der Menschen her zu denken – dieser Grundsatz wird auch in der Ausbildung von Pastorinnen und Pastoren im Blick auf die Einbettung ihrer beruflichen Praxis immer wichtiger.

Sozialraumanalyse als Entwicklungsinstrument für diakonische Praxis

Anhand von Beispielen aus der Arbeit der Berliner Stadtmission werden Methoden der Sozialraumanalyse als Instrument der Sozialorientierung vorgestellt.

Sozialrechtliche Möglichkeiten der Sozialraumorientierung

Welche rechtlichen Möglichkeiten zur Sozialraumorientierung gibt es im Sozialrecht? Die Frage wird am Beispiel der Pflegepolitik im Alter (vor allem SGB V und XI) beantwortet.

Sozialraumbezüge im Sozialrecht

Mit der Zusammenführung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe weist das SGB II prinzipiell auch kommunale Bezüge auf, die, durch Beiräte gefördert, auf intensive lokale Netzwerkarbeit angewiesen sind.

Vom »Für« zum »Mit«. Kirche im Quartier braucht Beteiligung als Prinzip

Es werden sieben Regeln für eine Beteiligungskultur des Miteinanders im Quartier entwickelt und anhand von Beispielen illustriert.

*Spirituelles SCRUM. Agiles Projektmanagement von Sozialraum-Projekten
in Kirchengemeinden*

»Scrum« ist der Name für ein »agiles Projektmanagement«, das für Kirchengemeinden, die sich in den Sozialraum aufmachen wollen, gut geeignet ist. Seine Methoden werden vorgestellt und theologisch eingebettet.

A)
EINLEITENDES



Georg Lämmlin & Gerhard Wegner

SOZIALRAUMORIENTIERUNG VON KIRCHE UND DIAKONIE

Einleitende Überlegungen

Die Kirche in den Sozialraum zu tragen – darum dreht sich das hier vorliegende Buch. Dass das so sein soll, ist zurzeit populär. Aber: Was kann das genau bedeuten? Welche Fragen müssen geklärt sein, damit so etwas auch wirklich gut funktionieren kann? Was können Kirchengemeinden, was kann die Diakonie in Kooperation mit anderen Akteuren im Stadtteil eigentlich genau tun und bewirken? Mit welchen Interessen ist man konfrontiert, wenn man entsprechende Projekte anschiebt? Aber auch ganz grundsätzlich: Welche grundlegenden Werte stehen hinter einem solchen Engagement? Und nicht zuletzt: Wie hängt ein Engagement im Sozialraum mit dem Auftrag der Kirche, die Verkündigung des Evangeliums in Wort und Sakrament sicherzustellen, zusammen?

Wer sich für diese und weitere Fragestellungen interessiert, der kann in diesem Buch eine Menge an Antworten (vielleicht zunächst auch Problematisierungen) finden. Die Beiträge sollen eine konsequente Sozialraumorientierung von Kirche und Diakonie unterstützen, neue Initiativen ermutigen und insgesamt zur Professionalisierung entsprechender Aktivitäten beitragen.

Die kirchliche Sozialraumorientierung wird auch durch die empirische Untersuchung der kirchlichen Praxis nahegelegt. Studien des Sozialwissenschaftlichen Instituts (Potenziale vor Ort, 2015; Überraschend offen – Kir-

chengemeinden in der Zivilgesellschaft, 2019) sowie Ergebnisse der fünften EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft (Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis, 2014; Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung, 2015) zeigen auf, wie die kirchliche (und diakonische) Arbeit von der Kooperation mit anderen Akteuren im kommunalen Raum geprägt wird. Nicht nur angesichts knapper werdender Ressourcen stellt die Vernetzung im Sozialraum eine erfolgsversprechende Ausrichtung dar, sie entspricht auch der Orientierung und dem Engagement der Menschen, die sich vor Ort engagieren. Wie Sozialraumorientierung gelingen kann, ist konzeptionell stark von lokalen und regionalen Faktoren geprägt, wird aber auch durch einige grundlegende Aspekte bestimmt. Den Beiträgen, die konkrete Erfahrungen und Modelle beschreiben, werden im Folgenden einige grundlegende Überlegungen vorangestellt.

SCHON IMMER IM SOZIALRAUM PRÄSENT

Initiativen zur Sozialraumorientierung von Kirche und Diakonie finden immer größere Aufmerksamkeit. Viele Landeskirchen haben entsprechende Förderprogramme aufgelegt und steuern finanzielle Hilfen und Beratungsleistungen für Kirchengemeinden bei, die sich in dieser Richtung auf den Weg machen wollen. Anfang April 2020 fand in Hamburg ein von der EKD und der Bundesdiakonie veranstalteter großer Kongress zum Thema statt, der auf erhebliche Resonanz stieß: über 400 Teilnehmer fanden Platz und noch mehr wären gerne dabei gewesen. Offensichtlich stellt Sozialraumorientierung für viele in der Kirche – möglicherweise gerade angesichts ihrer grassierenden Krise – ein erhebliches Hoffnungspotenzial dar.

Dennoch kann man sich durchaus auch über diesen Hype wundern. Die Kirche in den Sozialraum zu tragen? Wieso ist das etwas Neues? War sie nicht schon längst in Stadtteilen und Dörfern fest integriert? Ist es nicht gerade das in Deutschland nach wie vor vorherrschende Parochialprinzip – die flächendeckende Zuständigkeit von Kirchengemeinden für jedes Quartier und jedes Dorf –, das die Kirche fest in ein lokales Gefüge einbindet? Nach wie vor gilt schließlich, dass sich die Kirche sinnfällig prägend vor allem durch überall präsente Kirchengebäude in das Weichbild der Städte und insbesondere der Dörfer einfügt. So gilt sogar heute noch, dass Stadtplaner im Falle des Neubaus von ganzen Stadtteilen gerne zur Gestaltung zentraler Plätze eine Kirche einplanen. Und die Wahrnehmung, gerade von evangelischer Kirche, der meisten Menschen erfolgt alltäglich im schlichten Vorbei-

gehen an eben diesen Kirchengebäuden. Kirche im Sozialraum ist nicht zu übersehen! Also: Die Kirche ist in dieser Hinsicht nach wie vor durchaus überall dabei, auch wenn sich ihre Präsenz aufgrund von vielfältigen Zusammenlegungen von Kirchengemeinden oder der Kürzung des Personals vermindert hat. Das gilt zumindest, was die formale, äußerliche Gegenwart von Kirche anbetrifft.

Wie aber steht es darüber hinaus mit einem inneren, inhaltlichen Engagement der Kirche bzw. der betreffenden Kirchengemeinden in den ihnen anvertrauten Sozialräumen? Wie offen und aufmerksam sind Kirchengemeinden für die Problemlagen, die vor der Kirchentür anzutreffen sind: für Fragen der Stadtplanung, des Wohnungsbaus, des Auseinanderdriftens von Armut und Reichtum, der Zuwanderung von geflüchteten Migranten oder auch der Versorgung von zu Pflegenden oder schlicht der Betreuung von Kindern? Und weiter: Sind die kulturellen Angebote der Kirche vor Ort auf die Interessenlagen der zur Gemeinde gehörenden Menschen bezogen? Wird ein Sozialraumbezug auch tatsächlich gelebt? Also: Versteht sich eine Kirchengemeinde tatsächlich als zum Quartier gehörig, als eine Akteurin unter anderen im Stadtteil, der die Lebensqualität des Stadtteils am Herzen liegt? Oder bleibt das kirchliche Leben der gottesdienstlichen Verkündigung und des religiösen Lebens isoliert vom Bezug zum Sozialraum und auf eine engere Gruppe begrenzt?

Natürlich darf man an dieser Stelle keinen falschen Gegensatz aufmachen: Die Pflege des im engeren Sinne religiösen Lebens steht gerade nicht im Gegensatz zu einem breiten Engagement im sozialen oder kulturellen Bereich für andere. Nach evangelischem Verständnis sind Spiritualität und Engagement untrennbar verbunden. Gerade die neuen Sozialraumansätze sind darauf ausgerichtet, einen solchen Gegensatz – wo es ihn denn noch gibt – entschieden zu überwinden.

Angesichts von Ressourcenknappheiten, Akzeptanz- und Mitgliederverlust, der Überlastung von kirchlichen Mitarbeitern und Phänomenen wie Burn-out – sowie der zunehmend dichter werdenden Steuerung und Kontrolle pfarramtlicher und gemeindlicher Aktivitäten durch die kirchliche Verwaltung – ist eine Begrenzung auf klassische kirchliche Aktivitäten zunächst verständlich. Hinzu kommt der Umstand, dass zwischen der zentralen Verwaltung finanzieller Mittel und der Arbeit mit den Menschen vor Ort eine grundlegende Lücke gegeben scheint. So ist für Pastoren und Pastorinnen in der Regel leider nur indirekt erfahrbar, ob eine Kirchengemeinde wächst oder schrumpft, ob Menschen aus ihr aus- oder in sie eintreten. Nur selten wird, etwa bei persönlichen Aufnahmen, dieser Vorgang

unmittelbar im pastoralen Wirkungskreis vor Ort ersichtlich und wirksam. Meistens bleibt er dagegen im institutionellen Arrangement verborgen und wird nur statistisch ersichtlich. Dass man selbst (auch) als Dienstleister in einem weiten Sinne für die Menschen im Sozialraum agiert, versteht sich deswegen eben nicht von selbst. Dass kirchliche Akteure mit jedem ihrer Handlungsvollzüge die Bindung an die Kirche beeinflussen – positiv oder negativ – muss nicht konkret durchschlagen. Umso wichtiger und zukünftig entscheidend dürfte es daher sein, für diesen Zusammenhang Aufmerksamkeit und Bewusstsein zu schaffen. Dasselbe gilt für die Motivation in der kirchengemeindlichen Arbeit vor Ort, sich in einen bewussten Sozialraumbezug hinein zu bewegen!

Denn dass ein wie auch immer erfolgreiches faktisches Entkoppeln aus den Sozialräumen auch religiöse Kommunikation letztlich in die Isolierung treibt, liegt auf der Hand. Auch die Verkündigung kann durch einen aktiven Bezug auf das Leben der Menschen um die Kirche herum nur gewinnen. Nur die Pastorinnen und Pastoren, die sich in das Getümmel des Quartiers hinein begeben und sich den Sorgen und Nöten der Menschen aussetzen, können auch eine die Menschen ergreifende Verkündigung betreiben, weil sie nur so ihre Aufgabe, das Leben der Zeitgenossen religiös zu deuten, erfüllen können.

Daher ist es nicht nur gut, sondern geradezu nötig, den Sozialraumbezug von Kirche und Kirchengemeinden immer wieder in Erinnerung zu rufen und auf die großen Chancen eines aktiven Engagements für das Quartier hinzuweisen. In der Geschichte der Kirchengemeinden war diese Quartiersbindung über lange Zeit gegeben, in den 1950er und 1960er Jahren beispielsweise durch die Tätigkeit der Gemeindegewerkschaften. Noch bis in die 1980er Jahre hinein konnte man von einer Kongruenz zwischen einer Kirchengemeinde und den in ihrem Gebiet lebenden Menschen ausgehen, weil die konfessionelle Bindung noch sehr hoch war. Diese enge Quartiersbindung wurde im Lauf der Zeit durch die Auflösung konfessioneller Milieus ebenso aufgebrochen wie dadurch, dass Gemeindegewerkschaften durch ihre professionalisierten Nachfolgerinnen und Nachfolger in Diakonie- und Sozialstationen abgelöst wurden, weil das Lebensmodell der zölibatär lebenden und sich aufopfernden Frauen sich überlebt hatte. Dennoch sind bis heute viele Kirchengemeinden durch die Verantwortung für Kindertagesstätten und Horte direkt in ihre Stadtteile eingebunden und können die damit gegebenen Chancen einer breiten Kommunikation mit Eltern und Kindern nutzen. Manche Kirchengemeinden verfügen zudem über Alteinrichtungen, Jugendzentren und andere reguläre Aktivitäten, die zur sozialen und kulturellen Versorgung der Menschen in den Sozialräumen Erhebliches beitragen.

WAS IST EIN SOZIALRAUM?

Beim Begriff des Sozialraums denkt man zunächst einmal an räumliche Bezüge wie Stadtteile oder Dörfer, in denen sich das Leben von Menschen, ihre soziale Praktiken, entfalten können. In anderer Hinsicht lässt sich hierfür auch der Begriff des Gemeinwesens nutzen, wobei er allerdings deutlicher politisch, insbesondere kommunalpolitisch, geprägt ist und zudem sofort etwas Gemeinsames unterstellt. Der Sozialraum ist in dieser Hinsicht offener: Er umfasst alle möglichen lokalen Referenzen, die sich im Leben von Menschen finden können. Entsprechend kann ein solcher Raum eine ganze Stadt umfassen, aber auch, insbesondere im Fall von weniger mobilen und auf die Versorgung von in der Nähe angewiesenen Menschen, lediglich einen begrenzten Bereich meinen.

Deutlich wird bereits an diesen ersten Überlegungen, wie sehr der Sozialraum durch die performativen Praktiken der Menschen bzw. durch ihre eigenen Wahrnehmungen definiert ist. Anders gesagt: Ein Sozialraum ist nicht einfach da und er ist auch nicht einfach gegeben, sondern er wird durch die in ihm wirkenden Akteure – in Resonanz mit der vorhandenen »Materi-
alität« – überhaupt erst geschaffen bzw. beständig reproduziert und so stets neu initiiert. Es sind insbesondere Netzwerke von Akteuren, die einen Sozialraum ausmachen und praktisch seine Lebendigkeit definieren. Aus diesen Aktivitäten erwächst zudem eine spezifische Qualität des Sozialraums, die sich nicht zuletzt an eigentümlichen Atmosphären ablesen und erfahren lässt. So wird schnell deutlich, dass sich das soziale Leben zum Beispiel an der Elbchaussee in Hamburg vollkommen anders darstellt und die dort lebenden Menschen auch durchaus ganz anders »konditioniert«, als dies zum Beispiel im Dortmunder Norden überhaupt jemals der Fall sein könnte. Die spezifische Akteursqualität eines Sozialraums erwächst folglich aus sozialen Aktivitäten, die sich in seiner Gestaltung niederschlagen (und längst z. B. in Gebäuden und Straßen niedergeschlagen haben) und rekursiv wiederum die Menschen in ihrem Verhalten und Erfahren beeinflussen. Sie gestalten – und sei es noch so minimal – ihren Sozialraum mit und werden in der Folge in ihren Entfaltungsmöglichkeiten von ihm mitgestaltet.

Es ist diese Qualität von Sozialräumen – zum einen ihre konditionierende und zum anderen ihre potenziell aktivierende Kraft –, die vor allen Dingen in Bereichen von Stadtplanung, Wohnungsbau, sozialer Infrastruktur und nicht zuletzt kulturellen Institutionen, Aktivitäten und Netzwerken immer wieder zu reformbezogenen oder sogar utopischen Entwürfen geführt hat. Der Topos der »sozialen Stadt« – also einer Stadt, die dezidiert für die in ihr lebenden

Menschen funktionieren soll und nicht im Interesse fremder und entfremdender Mächte deren Leben bestimmt – prägt seit den entsprechenden Debatten Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts das Leitbild von Stadt- und Quartiersentwicklung. Die lange Geschichte der entsprechenden Auseinandersetzungen lässt sich hier auch nicht im Ansatz zusammenfassen, obwohl sie ausgesprochen spannend zu erzählen ist. Deutlich würde insbesondere werden, wie sehr die jeweiligen städteplanerischen Konzepte bzw. architektonischen Entwürfe vom jeweiligen Zeitgeist geprägt waren und in ihren unterschiedlichen Ansätzen herrschaftliche Machtkonzepte genauso wie kleinbürgerliche Träume oder proletarische Paradiese, zum Beispiel in den Kleingärten, zu verwirklichen suchten.

Heute haben sich Vorstellungen eines inklusiven Sozialraums durchgesetzt, der insbesondere integrative Leistungen angesichts eines gewachsenen Pluralismus der Lebensorientierungen erbringen soll. Grob gesagt lassen sich vier Orientierungen benennen, die in seiner Gestaltung zum Tragen kommen sollen:

- eine Art »gehaltvollen Aufeinanderbezogenenseins« der sozialräumlichen Akteure;
- eine »Durchmischung« verschiedener sozialer Milieus und sozialer Lagen;
- die Öffentlichkeitsorientiertheit der Prozesse;
- und schließlich, nicht zuletzt, eine starke Beteiligungsorientiertheit, die – wenigstens prinzipiell – niemanden ausschließt.

Deutlich erkennbar werden in diesen Orientierungen modernisierte Bezüge auf so etwas wie Gemeinschaft bzw. Gemeinwohl. Die netzwerkartige Verknüpfung der Lebenswelten der Menschen steht in deutlicher Differenz zu ihrer instrumentalisierten Nutzung durch gesellschaftliche Systeme, insbesondere die Ökonomie. Ein sozial inklusives Gemeinwesen sperrt sich folglich gegen Formen seiner »Kolonisierung« (Jürgen Habermas) und entwickelt einen Eigenwert und Eigensinn. Es ist dann »unser« Quartier, »unser« Dorf. Sofort stellen sich an dieser Stelle weitergehende städtebauliche und daran anknüpfende sozialpolitische Fragestellungen an: Wie verhält sich eine solche Sozialraumorientierung zu den überall in den Städten grassierenden »Aufwertungen« von Stadtteilen (»Gentrifizierung«), die oftmals mit der Verdrängung sozial schwächerer Bevölkerungsgruppen in andere Stadtteile verbunden sind? Ein von der sozialen Qualität her hochwertiger und insofern guter Stadtteil für die einen muss nicht notwendig auch ein guter Stadtteil für die anderen sein. Für wen ist dies dann »mein« Quartier? Wen schließt es ein – wen schließt es aus?

Denn das sollte bei aller Euphorie immer auch mit in den Blick genommen werden: Es geht nicht nur um die Verbesserung von sozial schwächeren und benachteiligten Stadtteilen, sondern auch um die Gestaltung lebenswerter Stadtteile für Menschen, die in den hochmodernen Teilen der modernen Ökonomie arbeiten und dort ihr Geld verdienen. Es handelt sich um hoch qualifizierte Menschen, die sich in den urbanen Zentren oder gerne auch an deren Rändern ansiedeln. Solche Stadtteile gehören zu den weltweit attraktivsten Wohngebieten mit einem dichten Netzwerk aller möglicher Dienstleistungen und einem Angebot von temporären Vergemeinschaftungsformen. Hier geht es darum, gute Schulen und Ausbildungsangebote, aber auch öffentliche Güter wie Bibliotheken, Parks, Kultur nutzen und damit auch interessante Nachbarschaften und soziale Dienstleistungen erleben zu können, die den urbanen Raum zu einem attraktiven und sicheren Platz zum Leben und Arbeiten machen. Ethnische, sexuelle und kulturelle Diversität wird zumindest hier als selbstverständlich angesehen. Engagieren sich Kirche und Diakonie in entsprechenden Projekten, so können sie durchaus an Attraktivität gewinnen, da sie Dienstleistungen für junge Familien und kulturelle Angebote für hochqualifizierte und gut verdienende Menschen erbringen können. Aber mit einem parteilichen Engagement für in der Gesellschaft zu kurz Gekommene hat dies nichts zu tun.

WAS IST SOZIALRAUMORIENTIERUNG?

Nun sollte man allerdings das fachliche Konzept einer Sozialraumorientierung im Bereich sozialstaatlicher Unterstützungsbereiche, wie zum Beispiel der Kinder- und Jugendhilfe oder auch der Behinderten- und Altenhilfe, von den umfassenden Vorstellungen einer inklusiven Stadtteilentwicklung unterscheiden. Im sozialstaatlichen Sozialraumbezug geht es darum, entsprechende, auf das Individuum zielende, soziale Leistungen sozialräumlich anzulegen – und so einen Bezug auf den Sozialraum von den einzelnen Menschen her herzustellen:

»Orientiert am Willen und den Zielen der leistungsberechtigten Menschen, realisiert durch möglichst passgenaue Maßnahmen zur Unterstützung der Autonomie der Menschen. Dies geschieht unter Nutzung der individuellen und sozialräumlichen Ressourcen, zielgruppenübergreifend (also andere Leistungsfelder einbeziehend) angelegt, und in kooperativ agierenden sozialräumlichen Landschaften, in denen nicht um Fälle gefeilscht wird, son-

dern die jeweiligen Anbieter möglichst konkurrenzfrei auf Augenhöhe im Sinne des Fachkonzepts agieren.« (Fürst/Hinte 2019, 7)

Sozialraumorientierung bezieht sich ausdrücklich auf die auch in der evangelischen Kirche bereits in den 1970er Jahren breit verankerte Theorie und Praxis der Gemeinwesenarbeit. Mit ihr ging es um das Anknüpfen von Sozialarbeit an die subjektiv definierten Interessenlagen der in den Wohngebieten wohnenden Menschen und insofern um das Durchdeklinieren der These von der Raumbezogenheit sozialer Probleme. Gemeinwesenarbeit verfolgte einen Sozialarbeits-Ansatz, der auf die Veränderung von Lebensverhältnissen ausgerichtet war und nicht nur die Therapie des je Einzelnen beinhaltete.

In besonders prägnanter Weise hat einer der wichtigen Protagonisten heutiger Sozialraumorientierung, Wolfgang Hinte, den Grundansatz zusammengefasst: »In der Sozialraumorientierung geht es nicht darum, mit pädagogischer Absicht Menschen zu verändern, sondern darum, unter tätiger Mitwirkung der betroffenen Menschen Lebenswelten zu gestalten und Arrangements zu kreieren, die dazu beitragen, dass Menschen auch in prekären Lebenssituationen zurechtkommen.« Dabei seien folgende Prinzipien von Bedeutung:

- »Ausgangspunkt jeglicher Arbeit sind der Wille, die Interessen der leistungsberechtigten Menschen (in Abgrenzung zu Wünschen oder naiv definierten Bedarfen).
- Aktivierende Arbeit hat grundsätzlich Vorrang vor betreuender Tätigkeit: ›Arbeite nie härter als dein Klient!‹
- Bei der Gestaltung einer Hilfe spielen personale und sozialräumliche Ressourcen eine wesentliche Rolle: also konsequente Orientierung an den von den betroffenen Menschen formulierten, durch eigene Kraft erreichbaren Zielen (unter möglichst weitgehendem Verzicht auf expertokratische Diagnostik).
- Aktivitäten sind immer zielgruppen- und bereichsübergreifend angelegt.
- Vernetzung und Integration der verschiedenen sozialen Dienste sind Grundlage für funktionierende Einzelhilfen - Konsequenz: strukturell verankerte Kooperation über leistungsgesetzliche Felder hinweg.« (Fürst/Hinte 2019, 19)

Im Blick auf den territorialen Aspekt einer derartigen sozialraumbezogenen Sozialarbeit betont Hinte die notwendige Nutzung entsprechender Hilfsquellen zur Bewältigung prekärer Lebenssituation »wie zum Beispiel Familien, Nachbarschaften, Vereine oder unterschiedliche Gruppen in den räumlichen

Milieus, um konkrete Tätigkeiten wie Schulaufgabenhilfe für Kinder, Unterstützung bei der Suche und Renovierung von Wohnungen, Erschließung lokaler Beschäftigungsmöglichkeiten, Betreuungsplätze, Kinder und Haushaltsdienste, Sprachkurse, Hilfen beim Umzug, Nutzung der ›Armutsökonomie‹ im Quartier (etwa Secondhandläden, Flohmärkte, preiswertere Reparaturmöglichkeiten usw.)« (Fürst/Hinte 2019, 22). Natürlich ist solch eine Arbeit auch ausgesprochen parteilich, was die Bekämpfung von Fehlentwicklungen baulicher oder sozialer Art in den Quartieren anbetrifft.

Deutlich ist: Es geht um ein fachliches sozialarbeiterisches Konzept, das einen professionellen sozialräumlichen Zugang beschreibt und mit klaren Zielen und Wirkungsvorstellungen einhergeht. Die betreffenden Sozialarbeiter werden sich in der Umsetzung selbstverständlich mit anderen Akteuren im Sozialraum und so natürlich auch mit Kirchengemeinden und ehrenamtlich Engagierten und entsprechenden Initiativen verknüpfen. Eine gewisse professionelle Distanz bleibt allerdings notwendigerweise erhalten, vielleicht auch gerade zu Aktivitäten von Kirchengemeinden, die darauf aus sind, dass man anderen Menschen (irgendwie) »helfen« will. Zu wünschen wäre natürlich, dass sich beide Perspektiven – die professionelle der Sozialarbeit, sei sie staatlich oder diakonisch organisiert, und die ehrenamtliche aus Initiativen und Kirchengemeinden – produktiv aufeinander beziehen.

DIE KIRCHE IM NEUEN SOZIALRAUM

Blickt man auf die dargestellten Kriterien für inklusive Sozialräume oder für eine fachlich professionelle Sozialraumorientierung, so wird man auf einen ersten Blick keine Probleme empfinden, kirchliche Aktivitäten – und schon gar nicht diakonische Aktivitäten – in diesen Kontexten zu verorten. Vom Selbstverständnis der meisten kirchlichen und diakonischen Protagonisten her ist es nicht nur gut möglich, dass Kirche hier mitwirkt, sondern auch notwendig. Aber liegen die Dinge wirklich so einfach? Die Sache wird komplizierter, wenn man genau danach fragt, ob die Kirche die Maximen einer professionellen sozialen Orientierung nach Wolfgang Hinte auch tatsächlich in ihren »Auftritt« im Quartier – im weitesten Sinne – übernehmen kann. Kann sie sich in dieser betont offenen Form auf den Willen der Menschen in den Stadtteilen und Dörfern einlassen und ihn sogar als Maxime für eigene Projekte übernehmen? Es ist ja deutlich, dass allein ein solches Vorgehen in der Lage ist, wirkliche »Hilfe« als Selbsthilfe zu bieten. Aber Kirche wird nicht darum herumkommen festzuhalten, dass sie als öffentliche Protagonistin des christ-

lichen Glaubens durchaus eigene Vorstellungen von einem guten Leben kultiviert, die sich natürlich insbesondere mit religiösen Überzeugungen verbinden bzw. aus ihnen resultieren. Ernsthafter christlicher Glaube »tauft« nicht einfach alle möglichen Interessen, sondern provoziert erst zum Erkennen wirklicher, »wahrer« Interessen – und versteht sich insofern stets »missionarisch« in Bezug auf ihr eigenes Verständnis des Menschseins und der Welt.

Die Schwierigkeit ist zumindest eine doppelte:

- Zum einen geht die Arbeit, ja die gesamte Lebendigkeit, einer Kirchengemeinde vor Ort natürlich nicht darin auf, soziale Leistungen für die Menschen zu liefern, sondern sie besteht in der Erbringung spezifischer existentiell religiöser »Dienstleistungen« und Rituale, die mit der Kommunikation mit der Umwelt der Gesellschaft, d. h. mit der Transzendenz Gottes zu tun haben.
- Und zum anderen wird man inhaltlich in der Kirche daran festhalten, dass die eigenen sozialen und kulturellen Leistungen mit eben diesem Grundcharakteristikum christlicher Religion, der existenziellen Bestimmung von Menschen durch den Glauben an Gott, zu tun haben und deswegen von ihm her erst wirkliche Bedeutung gewinnen können.

Das bedeutet: Natürlich will die Kirche mit der »Kommunikation des Evangeliums« (Ernst Lange) für die Menschen da sein und erfährt sich deshalb selbst formell und inhaltlich stets als rückbezogen auf etwas elementar Unverfügbares, das sich klassisch zumindest in Wort und Sakrament, d. h. in religiöser Kommunikation, artikuliert. Dabei ist es allzu deutlich, dass gerade heute das Sich-Einlassen auf die Menschen und das Dasein für die Menschen und das je eigene Verständnis vom Glauben überhaupt sich nicht trennen lassen. Gerade der Begriff der »Kommunikation des Evangeliums«, die der Kirche aufgetragen ist, und die sich eben auch in Diakonie, ja im elementaren gesellschaftlichen Essen und Trinken realisieren kann, überwindet eine falsche Alternative: Alle kirchliche Praxis muss sich als »Kommunikation des Evangeliums« verstehen und sich auf den grundlegenden Auftrag und die ursprüngliche Verheißung an die Kirche beziehen (Grethlein 2012). Diese Sicht gilt es, gerade angesichts einer noch häufig bestehenden Diastase zwischen religiösen Ritualen, in denen sich die Identität der Kirche darstellt, und dem Praktizieren von Nächstenliebe, zunehmend und entschlossen in die Tat umzusetzen. Dazu bietet gerade das Konzept der Sozialraumorientierung einen ausgezeichneten und bereits vielfach bewährten Rahmen.

Auf der anderen Seite wird man daran festhalten müssen, dass im christlichen existenziellen Selbstverständnis die Kraft zur Nächstenliebe aus der

eigenen religiösen Bindung heraus erwächst. Die Zuwendung zum Anderen ist folglich weder etwas Zufälliges noch etwas Voraussetzungsloses. In ihr zeigt sich im klassischen Verständnis der Glaube an Gott und wird wirksam. Tatsächlich hat sich eben dieses Verständnis in klassischen städteplanerischen Konzepten ausdrücklich in spezifischen Kirchenbauten niedergeschlagen, denen ein Anspruch auf Prägung der Verhältnisse im Stadtteil anzumerken und abzulesen ist. Derartige Kirchgebäude waren keine neutralen kulturellen Zentren zur Selbstorganisation der Bürgerinnen und Bürger, sondern dienten einer religiös grundierten Erziehung und Orientierung der Menschen. Christliche Quartiere in einem Sinne hegemonialer Prägung von Sozialraum und Gesellschaft kann es allerdings angesichts der Pluralisierung aller Lebensverhältnisse zu Recht nicht mehr geben.

Genau dies allerdings zwingt die Kirchen dazu, zu definieren, wie sie ihre Rolle als religiöse Institution im Stadtteil in Zukunft mit anderen gemeinsam erbringen wollen. Mit dem Bezug auf eine parochiale Verfassung kann heute eine Zuständigkeit für alle begründet werden, wenn sich darin die Aufgabe der Kirche verwirklicht. Dabei muss deutlich bleiben, wie sie ihrem religiösen Auftrag entspricht, wenn sie soziale und kulturelle Aufgaben übernimmt. Unter modernen pluralen Bedingungen kann die Gefahr bestehen, dass sich die ausdrücklich religiösen Funktionen einer Kirchengemeinde im sozialen Engagement zwar verwirklichen, zugleich aber aus dem Bewusstsein verschwinden, da sie nur noch von wenigen geteilt und wahrgenommen werden. Wenn eine religiöse Prägung (beispielsweise einer Kindertagesstätte, einer Pflegeeinrichtung oder einer Sozialstation) dann bisweilen eher als hinderlich angesehen und aus dem öffentlichen Auftreten zurückgedrängt wird, kann die Sozialraumorientierung möglicherweise einen weiteren Selbstsäkularisierungsschub der evangelischen Kirche befördern. Gerade hier wird es darauf ankommen, wie es Kirchengemeinden gelingt, in ihrer Sozialraumorientierung den kirchlichen Auftrag sichtbar zu machen und mit religiöser Kommunikation zu verbinden.

RELIGIÖSE PSYCHODYNAMIK IM SOZIALRAUM

Deshalb muss die Frage nach einer ausdrücklich religiösen beziehungsweise theologischen Bearbeitung der Sozialraumorientierung im Verhältnis zum lebendigen Engagement Beachtung finden. Dies war bei der Gemeinwesenorientierung in den 1970er und 1980er Jahren auch nicht viel anders. Das tatsächliche Engagement für die Menschen in den Stadtteilen ist attraktiv,

bewegt viele und geht den entsprechenden Reflexionen häufig voran. Die Praxis geht voran. Daran muss man auch nichts kritisieren. Wen aber dennoch die Frage nach dem Zusammenhang von Sozialraumorientierung und theologischer Existenz beschäftigt, der wird um die Frage nicht herumkommen, wie die kulturell-pragmatische Grammatik geprägt ist, die es zur sozialen Aktivierung braucht. Sozialorientierung im Sinne des kirchlichen Auftrags stellt nicht lediglich ein paar technische Tools für Sozialarbeiter bereit, sondern beschreibt eine umfassende Haltung, die zum Beispiel mit einer großen Offenheit für den leidenden oder »anderen« Menschen einhergeht.

Diese Haltung kann zu einer spezifischen »Lektüre« des Stadtteils führen, einer besonderen Art, ihn zu erleben, zu deuten, etwa so, dass lebensfeindliche oder lebensfreundliche »Kräfte« und »Mächte« in ihm entdeckt werden. Seine möglicherweise Körper und Geist konditionierenden Atmosphären werden benannt: Der Sozialraum »spricht«. Auf diese Weise kann der lokale Bereich in einem spezifischen theologischen Sinne als ein »Kraftfeld des Geistes« (Wegner 2019a) begriffen werden, in dem sich so etwas wie der Geist Gottes verwirklichen kann – aber auch sein Gegenteil. Entsprechende metaphorische Deutungen gibt es bereits jetzt vielfach für Kirchengebäude – ein theologisches, sozialräumliches Deutungsangebot für Stadtteile steht aber noch aus.

Solche Deutungen haben Folgen für das Selbstverständnis religiöser Akteure. Zu ihnen zählen Gruppen, Organisationen und Institutionen, nicht zuletzt auch Einzelne, zum Beispiel Pastorinnen und Pastoren, die sich der Realität in einem Sozialraum aussetzen und von daher neue Praktiken entwickeln. Sie können sich einerseits geradezu als postheroische Akteure im Kontext einer Akteur-Netzwerk-Grammatik (Bruno Latour) begreifen, aber andererseits durchaus auch eine heroische Akteursrolle übernehmen und darin bisweilen auch Stigmatisierungs-Erfahrungen machen – in der säkularen Öffentlichkeit wie unbeabsichtigt auch durch die Rationalitätserwartungen der kirchlichen Organisation –, die mit der Entfaltung ihres Charismas einhergehen.

Was die Frage nach der kulturellen Grammatik gerade betont inklusiver Stadtteile anbetrifft, so hat Frank Schulz-Nieswandt diesbezüglich äußerst treffende Beobachtungen zu notwendigen Haltungen zusammengestellt. Inklusion bedeutet auch im Sozialraum die Überwindung der Differenz von »uns« und »den anderen«.

»Nicht die Minderheitskultur des Andersartigen (des homo patiens) soll sich integrieren durch Anpassung an die vorgängigen Muster der Mehrheitskul-

tur, sondern die dominante Mehrheitskultur soll sich nach den Bedürfnissen der Minderheitskultur des leidenden Menschen als das »ganz Andere« der Normalitätskonstruktionen des Lebens orientieren und neu ausrichten.« (Frank Schulz-Nieswandt 2013, 34)

Das aber ist schmerzlich, weil es ein tiefes Bedürfnis nach Eindeutigkeit und Abgrenzung infrage stellt. Es gehe um die Entfristung einer »Gastfreundschaftskultur« (38). Dafür, so Schulz-Nieswandt, brauche es einen Vertrauensvorschuss als Sozialcharakter: ein »transzendental vorgängiges Humanstartkapital« (50) – also performativer Qualitäten, die gerade nicht aus dem Vorgängigen erwachsen, sondern von ganz woanders her den Sozialräumen zuwachsen. Es legt sich durchaus nahe, hierbei auch an christlich-religiöse Kommunikation zu denken. Sie muss allerdings vor der Gefahr bewahrt werden, dass geschichtlich gesehen häufig gerade sie es war, die das Fremde zum Anderen machte und ausgrenzte.

FAZIT

Wie wird es mit der Sozialorientierung der Kirche weitergehen? Führt sie zu einer neuen Vitalisierung – auch des Religiösen –, indem sie kirchliches Handeln in neuer Weise sozial verortet und sozusagen wieder neu in das Gemeinwesen einbettet? Das wird ihr dann gelingen, wenn sie mit der sozialen Verortung auch der »Kommunikation des Evangeliums« Raum eröffnen und schaffen kann. Andernfalls wird sie sich mit der Kritik auseinandersetzen müssen, dass sie mit der Sozialraumorientierung lediglich Ersatzhandlungen verfolgt: Weil sie keine Chancen mehr sieht, im engeren religiösen Bereich noch Menschen zu gewinnen, verlagert sie ihre Aktivitäten in den Bereich des Sozial-Diakonischen hinein, da hier eine Offenheit für kirchliche und diakonische Aktivitäten zu erkennen ist. Die Gefahr in dieser Entwicklungslinie könnte darin bestehen, dass Kirchengemeinden zu großen sozial-kulturellen »Stationen« werden, die von ihrem religiösen Profil nicht mehr viel weitertragen können. Deshalb muss es darum gehen, Erfolgskriterien und -faktoren zu identifizieren, wie es in der Sozialraumorientierung gelingen kann, den kirchlichen Auftrag in religiöser Kommunikation zur Geltung zu bringen und ihm damit in einer umfassenden, nicht auf soziale Aktivitäten verkürzten Weise gerecht zu werden. Über die Darstellung einzelner Modelle hinaus wird es dabei um eine weitergehende Beobachtung und Auswertung dieser Strategie in den unterschiedlichen landeskirchlichen Umset-

zungsformen gehen. Darin sieht insbesondere das Sozialwissenschaftliche Institut eine wichtige Aufgabe für zukünftige Studien. Dieser Praxisband stellt daher eine erste wichtige Station auf dem Weg zu einer umfassenden Beobachtung und Analyse der Sozialraumorientierung und ihrer Bedeutung für die Zukunft der Kirche dar.

Niemand weiß, wie die Zukunft aussehen wird. Aber es scheint eine wichtige theologisch diskursive Weichenstellung zu geben, nämlich die umfassende Reklamation sozialer Dienstleistungen und in dieser Hinsicht auch einer umfassenden Sozialraumorientierung nicht nur als Folge christlichen Glaubens, sondern als seinen ausdrücklichen und unaufgebbaren Bestandteil zu verstehen (Wegner 2019b). Radikal gesagt: Soziale Dienstleistungen im Sozialraum sollten als genuin religiöse Leistungen verstanden werden. Denn das bisher auch in der Religionssoziologie häufig vorherrschende Religionsverständnis, dass Religion nur dort identifiziert werden könne, wo es ausdrücklich um die – dann letztlich immer rituelle – Kommunikation mit dem Transzendenten geht, ist zu eng, um die gegenwärtigen Aufbrüche angemessen erfassen zu können. Was wir erleben, ist durchaus so etwas wie das Wiedererwachen einer »Sozialreligion« (Friedrich Fürstenberg) und sollte für das Verständnis der »Kommunikation des Evangeliums« zur Geltung gebracht werden.

LITERATUR

- Heinrich Bedford-Strohm/Volker Jung (Hrsg.): Vernetzte Vielfalt. Kirche angesichts von Individualisierung und Säkularisierung. Die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2015.
- EKD (2014): Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2014.
- Roland Fürst/Wolfgang Hinte (Hrsg.): Sozialraumorientierung. Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten (UTB Band 4324), 3. Auflage, Wien 2019.
- Christian Grethlein: Praktische Theologie, Berlin/Boston 2012.
- David Ohlendorf/Hilke Rebenstorf: Überraschend offen – Kirchengemeinden in der Zivilgesellschaft, Leipzig 2019.
- Hilke Rebenstorf/Petra-Angela Ahrens/Gerhard Wegner: Potenziale vor Ort. Erstes Kirchengemeindebarometer, Leipzig 2015.
- Frank Schulz-Nieswandt: Der inklusive Sozialraum. Psychodynamik und kulturelle Grammatik eines sozialen Lernprozesses, Baden-Baden 2013.

Gerhard Wegner: Kraftfelder des Geistes. Zu Genese und Geltung christlicher Sozial-ethik, in: Ders.: Transzendentaler Vertrauensvorschuss. Sozialethik im Entstehen, Leipzig 2019, S. 215–272 [Wegner 2019a].

Gerhard Wegner: Re-Sozialisierung der Religion? Die Rolle der Kirchen in inklusiven Sozialräumen, in: ZRGP 3(2), 2019, S. 235–264 [Wegner 2019b].

MEINST DU NICHT,
DASS ER JETZT EIN WENIG
ZU DICK AUFTRÄGT?





Wolfgang Hinte

»ZEHN GEBOTE« FÜR SOZIALRÄUMLICHE ARBEIT

Wer heute ehrenamtlich oder professionell in Arbeitsfeldern tätig ist, die im weitesten Sinn dem »Sozialen« zuzuordnen sind, sieht sich unweigerlich dem Anspruch konfrontiert, seine Aktivitäten »sozialraumorientiert« auszurichten: Unter Stichworten wie »Vom Fall zum Feld«, »Wir im Quartier«, »Wir sind Nachbarn. Alle« oder »Kirche im Sozialraum« werden Konzepte transportiert, in deren Mittelpunkt territoriale (Wohngebiete) oder funktionale (Einrichtungen) Gemeinwesen stehen, die den Rahmen bilden für die Gestaltung des alltäglichen Lebens von unterschiedlichsten Menschen und Bevölkerungsgruppen. Angesichts der fast inflationären Ausweitung solcher Projekte vor dem Hintergrund gelegentlich ziemlich diffuser Programmatiken (»Wir & Hier« liegt schon sprachlich ziemlich dicht bei »Irr & Wirr«) scheint es mir geboten, sich derjenigen konzeptionellen Grundlagen zu vergewissern, die fundamentale Richtlinien darstellen für eine fachlich begründete und auf soziale Räume bezogene Arbeit. Dabei kann man sich zum einen kundig machen über einschlägige Literatur etwa zur Sozialraumorientierung (Hinte/Treeß 2014; Fürst/Hinte 2017), zum freiwilligen Engagement im Kontext sozialraumorientierter Arbeit (Schaden 2019) oder zur Rolle der Kirchen in Sozialräumen (Wegner 2019), zum anderen kann man aber auch den Versuch unternehmen, einige wesentliche programmatische Aussagen (»Zehn Gebote« – besser und durchaus biblisch: »Empfehlungen«) komprimiert und essayistisch in einem Beitrag zusammenzufassen, in dem grundsätzliche

Blickrichtungen skizzenhaft benannt und auf den Punkt gebracht werden. Dies will ich im folgenden Text versuchen.

I. UNTERSCHIED ZWISCHEN SOZIALRAUM UND TERRITORIUM!

Soziale und materielle Umwelt wird von Individuen sehr speziell wahrgenommen, definiert und angeeignet. Vereinfacht gesagt: Jede/r sieht die Dinge anders. Menschen handeln nicht, weil sie auf »objektive« Bedingungen oder Ereignisse reagieren, sondern immer auf der Grundlage ihrer Wahrnehmung der Bedingungen und Ereignisse und der Bedeutungen, die sie ihnen geben: Im Grunde gibt es also so viele Sozialräume wie Individuen. Die Art und Weise, wie sich Menschen etwa ein räumliches Gebiet aneignen, was sie »aus ihm machen«, wie sie es für sich nutzen, wie sie mit seinen Einschränkungen umgehen, wie sie es herrichten und wie sie es anreichern, ist für sozialräumliches Arbeiten von großer Bedeutung. Darüber erhalten wir Aufschlüsse über Zugänge, Ressourcen, Unterstützungsmöglichkeiten, »heiße Eisen« und kreative Möglichkeiten zur Gestaltung eines »guten Alltags«.

Ein Wohngebiet dagegen ist ein Territorium, in dem zahlreiche Individuen leben und dort einen Teil ihrer individuellen Sozialräume definieren. Territoriale Einheiten erfassen nie präzise die zahlreichen und vielfältigen subjektiv vorgenommenen Definitionen von Sozialräumen, sie werden jedoch sinnvollerweise anhand möglichst plausibler und nachvollziehbarer (aber niemals ganz zufriedenstellender), steuerungstechnisch vorgenommener Gebietsdefinitionen zugeschnitten und sind somit Bindeglied zwischen der steuerungstechnisch notwendigen Ordnungskategorie (Territorium) einerseits und den lebensweltlich vorgenommenen Raumdefinitionen (Sozialräume) andererseits. Ein Territorium kann eine Straße sein, ein Bezirk, eine Stadt, das Einzugsgebiet einer Pfarrgemeinde, ein Sprengel, ein Kiez, ein Quartier – wie auch immer Territorien in den jeweiligen Regionen »offiziell« benannt oder von den Menschen bezeichnet werden. Sozialräumliche Arbeit geschieht in einem Territorium, und gleichzeitig folgt sie den jeweiligen Definitionen der Menschen und entwickelt darauf bezogen hilfreiche Arrangements.

2. VERSUCHE NIEMALS MENSCHEN ZU VERÄNDERN: DEINE ELTERN SIND AUCH GESCHEITERT!

»Die Leute da abholen, wo sie stehen.« Das ist ein gern benutzter Merksatz in der Sozialen Arbeit. Auf den ersten Blick klingt das ja auch ganz vernünftig: Wir arbeiten nicht über die Köpfe der Leute hinweg, sondern holen sie da ab, wo sie sich (räumlich und/oder emotional) befinden. Die Tücke des Satzes erschließt sich indes erst bei genauerem Hinsehen. Abholen? Zum einen gibt es Leute, die dort bleiben wollen, wo sie sind, und zum anderen steckt in der Chiffre vom »Abholen« die nicht auszurottende Vorstellung einer vermeintlich menschenfreundlichen Pädagogik, die meint, schon zu wissen, wo die Leute hin sollten. Eine solche erziehungsfixierte Pädagogik gründet auf Bildern vom »guten Menschen« oder auf – je nach Konjunktur wechselnden – Vorstellungen darüber, was ein gutes Leben sei, und genau vor dieser Folie wird dann versucht, Menschen entsprechend zu verändern.

Nun ist die Geschichte der Pädagogik eine Geschichte der Niederlagen. Noch niemals ist es einer Generation gelungen, die jeweils nachfolgende so zu »erziehen«, wie man sich das gedacht hatte. Viele Eltern verzweifeln geradezu daran, dass sich die Zukunfts-Bilder, die sie über ihre Kinder haben, trotz größter erzieherischer Anstrengungen nicht realisieren. Wer versucht, Menschen zu »machen« oder zu verändern, stößt immer auf Widerstand der eigensinnigen Individuen, die sich gezielter Beeinflussung entziehen, den Braten riechen und sich manchmal sogar bewusst trotzig oder widerständig verhalten.

Krieg, Mission und Erziehung sind seit jeher gern benutzte Instrumente mächtiger oder vermeintlich mächtiger Instanzen, Organisationen oder Regierungen, sich Territorien anzueignen, Menschen gefügig zu machen oder sie nach Bildern zu formen: Anachronistische Varianten eines längst überholten Weltbildes, das allenfalls gepflegt wird von Ewiggestrigen oder an Macht und Einfluss interessierten Interessengruppen, die damit im Ergebnis immer großes Unheil anrichteten und mehr zerstörten als aufbauten. Sozialraumorientierung verabschiedet sich – im Sinne der in den 1980er Jahren geführten erziehungskritischen Debatten – radikal von diesem Paradigma und propagiert stattdessen: Wir wollen Bedingungen verändern und Arrangements gestalten anstatt Menschen zu verändern oder sie zu erziehen. Wir richten somit unser Augenmerk immer darauf, in welcher Weise Lebensbedingungen gestaltet sein müssen, dass möglichst viele der in einem bestimmten Territorium lebenden Menschen nach ihren Vorstellungen ein gutes Leben führen können. »Bedingungen gestalten« bedeutet auch, dass man sich darauf konzentriert, immer wieder neue Arrangements zu kreieren, die die

Menschen in ihrer je eigenwilligen Art für sich nutzen können. Das beginnt bei einer gut vorbereiteten Bürgerversammlung, geht über eine aufmerksam moderierte WhatsApp-Gruppe, einen gemütlichen offenen Treffpunkt, eine sorgfältig vorbereitete Mediation oder einen einladend gestalteten Gottesdienst bis hin zu einer klug konstruierten »Hilfe zur Erziehung« im Rahmen des Kinder- und Jugendhilfegesetzes oder einem ausgeklügelten Unterstützungs-Arrangement für einen behinderten Menschen.

3. DES MENSCHEN WILLE IST SEIN HIMMELREICH!

Der Wille bewegt die Menschen – wer dagegen Wünsche erfüllt, stärkt Bedürftigkeit. Der Wille ist eine Haltung, aus der heraus ich selbst nachdrücklich solche Aktivitäten an den Tag lege, die mich dem Erreichen eines von mir erstrebten Zustandes näherbringen. Dabei habe ich einige Ressourcen zur Erreichung des Zustandes selbst in der Hand. Welche konkreten Schritte das sind und wer dabei in welchem Umfang welche Unterstützung leistet, ist Gegenstand eines kooperativen Prozesses und eines daraus folgenden Kontrakts – man kann auch sagen: »Arbeitsbündnisses«. Der Wille der Menschen ist eine wesentliche Kraftquelle für Aktivitäten zu Gestaltung ihres eigenen Lebens bzw. ihres Sozialraums. Ohne einen geäußerten, für die Beteiligten erkenntlichen und möglichst präzise formulierten Willen gibt es keine wirkliche Co-Produktion einer entsprechenden Leistung im Rahmen eines Arbeitsbündnisses.

Ein Wunsch dagegen ist eine Einstellung, aus der heraus ich erwarte, dass ein bestimmter für mich erstrebenswerter Zustand durch die Aktivität einer anderen Person oder einer Institution, über die ich keine Verfügungs- oder Steuerungsmacht habe, hergestellt wird. Eine Wunsch-Haltung ist immer gekennzeichnet durch den Mangel an eigener Tätigkeit sowie durch die angefragte/erbetene/geforderte Aktivität anderer Menschen oder Institutionen. Wenn Menschen mit der Formulierung eines Wunsches die Verantwortung für die dafür notwendigen Schritte an die gefragte Instanz delegieren, haben sie keinen Willen artikuliert, sondern mehr oder weniger offen Wünsche zu Gehör gebracht, für deren Erfüllung andere Menschen oder Instanzen zuständig sind. Fragen wie »Was brauchen Sie?« provozieren geradezu Wünsche, die genau denjenigen Arbeit bescheren, die solche Fragen gestellt haben.

Die hinter einem Willen stehende Energie darf nicht durch Phantasien der den Willen erforschenden Menschen über einen vermeintlich »richtigen« Willen geschwächt werden. Die häufig vorfindbaren Vorstellungen darüber, was die Leute »wollen sollten«, verstellen den Blick für die von den Menschen

selbst definierten Interessen. Die aufmerksame, respektvolle Suche nach dem Willen der Menschen ist etwas anderes als eine durch eigene Phantasien begründete Vorab-Definition eines »wünschenswerten« Willens oder Vermutungen über »eigentlich« vorhandene Interessen.

4. NICHT JEDER WILLE WIRD ZUM ZIEL!

Alles, was wir wollen, ist grundsätzlich in Ordnung. Und gleichzeitig stellt sich jedes Mal die Frage, was von dem, was wir wollen, tatsächlich realisiert wird. Es gibt zahlreiche Dinge, die wir uns vorstellen, die wir – einer Gefühlswallung folgend – wirklich wollen, die wir mit ganzer Kraft und hoher Energie verfolgen könnten, die wir aber nach kluger (kurzer oder auch längerer) Abwägung nicht tun: Das, was ich tun würde, was ich mir also als konkretes Ziel setzen würde, mag meinen Werten widersprechen, ist durch die aktuelle Gesetzeslage in keiner Weise gedeckt, würde mich in der Konsequenz selbst schädigen oder andere Menschen einschränken oder gar verletzen oder schlichtweg zu aufwendig oder zu beschwerlich sein. Der Wille ist also völlig okay, aber es gibt gute Gründe, ihn nicht in konkrete Ziele zu überführen, die mich dann tatsächlich in Bewegung setzen. Hilfreich ist es, sowohl bei sich wie auch bei anderen Menschen, wirklich jeden Willen zu akzeptieren (ja, man darf wirklich alles wollen) und in einem zweiten Schritt den »Realitäts-Check« oder den »Werte-Test« vorzunehmen. Je nachdem, wie dieser Prozess ausfällt, entscheidet sich, was nachher tatsächlich getan wird. Konkret heißt das etwa: In der aufgeheizten Stimmung einer Bürgerversammlung darf es durchaus hoch hergehen, da dürfen auch harte Worte fallen (die alte Regel aus der Gemeinwesenarbeit: Erst eine ordentliche Katharsis ermöglicht rationales Handeln), und gleichzeitig gilt: Was nachher getan wird, unterliegt Gesetzen, Regeln und Absprachen. Ich darf meinen Nachbarn für einen Idioten halten, aber es ist schlichtweg nicht erlaubt, ihn zu verprügeln oder zu erschießen. Doch allein schon die Erfahrung zu machen, dass mein Wille Gehör findet (vor mir selbst bzw. auch im Gespräch mit mir vertrauten Menschen, mit einer professionellen Person oder auch in der weiteren Öffentlichkeit), ist eine wichtige Erfahrung, die einerseits positive Folgen für mein Selbstwertgefühl hat und mich andererseits als soziales Wesen fördert, das mit dem, was es letztendlich tut, nicht allein auf der Welt ist, sondern sich immer erst im Kontext entfaltet. Und das heißt durchaus, dass man oft Unterstützung findet, manches Mal aber auch, dass man aneckt oder ziemlichen Ärger kriegt.

5. ENGAGIERTE BETREUUNG MAG WERTVOLL SEIN – MIT SOZIALRAUMORIENTIERUNG HAT DAS JEDOCH NICHT VIEL ZU TUN!

Angesichts der Konfrontation mit Not, Elend, Benachteiligung und Ungerechtigkeit in engagiert-mitleidvoller Absicht die Ärmel aufzukrempeln und stellvertretend für die Menschen deren Belange zu regeln, ist eine der vielen Fallen für Profis und ehrenamtlich engagierte Menschen. Würde bewahren Menschen nicht dadurch, dass man ihnen mildtätige Gaben zukommen lässt, Dinge »für sie« erledigt oder sie umfassend alimentiert, sondern vielmehr dadurch, dass sie – unterstützt durch ihnen zustehende sozialstaatliche Leistungen und eine offensive Sozialpolitik – auch unter Einsatz eigener Kraft schwierige Lebenssituationen meistern und daraus den Schluss ziehen: »Das habe ich selbst geschafft, das kann ich!« Nur wenn ich wirklich an die Fähigkeiten von Menschen glaube, kann ich ein Klima schaffen, in dem sich die Menschen auch entsprechend entwickeln. Wenn ich engagiert zu viel übernehme, beraube ich die Menschen ihres eigenen Erfolgs. Profis sowie Ehrenamtlerinnen und Ehrenamtler dürfen durchaus Zeuge und Bewunderer von Erfolg sein, aber niemals Mütter oder Väter des Erfolges. Beschützende Systeme tragen dazu bei, dass Menschen unter ihren Möglichkeiten bleiben. In diesem Zusammenhang gilt der alte Satz von Ruth Cohn: »Zu wenig geben ist Diebstahl, zu viel geben ist Mord.« Wenn Fachkräfte etwa regelmäßig ein Stadtteilfest für Bürgerinnen und Bürger organisieren, als Beschwerdeinstanz für Wohnungsschäden fungieren, organisierte Kinderbetreuung anbieten, Protestbriefe im Namen von Mieterinnen und Mietern schreiben oder die Vernetzung im Internet organisieren, so ist das noch längst nicht ein Ausweis für die Qualität der Arbeit. Natürlich ist es auch Aufgabe der Institutionen und Fachkräfte, etwa Infrastruktur zur Verfügung zu stellen, die die Menschen nutzen und mit eigener Aktivität füllen können. Räume, finanzielle Mittel, Beratungsleistungen usw. sind hilfreiche Bestandteile sozialraumorientierter Arbeit, doch gilt es immer wieder aufs Neue, kritisch abzuwägen, ob die Betroffenen das ein oder andere nicht wirklich selbst tun können. Ja, oft dauert es länger, ist vielleicht komplizierter, manches geht auch schief, aber die Erfahrung, mit eigenen Kräften etwas geschaffen zu haben, führt eher zu Stolz und Selbstwertgefühl als passive Dankbarkeit denjenigen gegenüber, die etwas für jemanden getan haben.

6. SEID WACHSAM, WENN DIE ADRESSATINNEN UND ADRESSATEN FÜR EURE ARBEIT DANKBAR SIND: GENAU DARIN LIEGT DIE VERFÜHRUNG!

Fachkräfte in sozialraumorientierter Arbeit sind immer wieder neu gefordert, sich ihrer Motivation für diese Tätigkeit zu vergewissern: Wer sich dabei ertappt, dass die eigene Tätigkeit dazu führt, dass andere Menschen loben, dankbar sind oder den Helfer geradezu für unentbehrlich halten, hängt gleichsam schon an der Nadel der Kultur des dankbaren Augenaufschlags. Wer darauf hofft, durch das eigene Engagement »ja auch immer etwas zurückzubekommen«, wird im Zweifelsfalle eher die würdigende Zuwendung der Zielgruppe im Fokus haben als den eigenen Spaß und Stolz an der Kreation eines passgenauen Arrangements zur Herstellung eines Rahmens, in dem die Leute sich mit ihren eigenen Möglichkeiten auf ihre Art und Weise entwickeln und dabei nach einer bestimmten Zeit – wenn es gut läuft – überhaupt nicht mehr im Auge haben, wer diesen Rahmen geschaffen hat. Die fachliche Qualität einer Arbeit, über die die Adressatinnen und Adressaten anschließend sagen, dass sie im Grunde doch das meiste selbst getan hätten, ist vermutlich höher als diejenige, bei der die Adressatinnen und Adressaten voll des Lobes sind über den unermüdlichen Einsatz der Helfer-Brigade oder der jeweiligen Organisation.

7. MENSCHEN HABEN EIGENSCHAFTEN: SCHWÄCHEN UND STÄRKEN WERDEN DURCH DEN KONTEXT DEFINIERT!

Manch wertvolle personelle Ressource liegt nicht gleich auf der Hand: So mancher Sozialarbeiter erfährt erst nach Jahren der Kooperation mit einem Klienten, dass dieser Klient eine tiefe spirituelle Verankerung etwa im Buddhismus hat – eine großartige Ressource, die leider nicht zur Sprache kommt, wenn man sich einseitig darauf konzentriert, dem Menschen einen Arbeitsplatz zu besorgen. Oder der 14-jährige Jugendliche, dem es mit viel Geschick und Managementfähigkeit gelingt, eine kleinkriminelle Gang zu organisieren, die u. a. Handys klaut und sie auf dem freien Markt vertickt – dieser Jugendliche besitzt wertvolle Fähigkeiten, die er leider in einem Kontext an den Tag legt, der ihm früher oder später ziemliche Schwierigkeiten einbringt und zudem in keiner Weise mit den deutschen Gesetzen in Einklang zu bringen ist. Diese Beispiele zeigen, dass Menschen voller Eigenschaften stecken, die sich je nach Kontext konstruktiv entfalten, aber auch selbstzerstörerisch

oder gemeinschaftsschädigend sein können. Je nach dem, wie es gelingt, sozialräumliche Arrangements zu schaffen, in denen solche Eigenschaften konstruktive Bedeutung erlangen, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen Freude und Stolz über das entwickeln, was sie können und gleichzeitig einen bedeutenden Anteil zum Funktionieren einer Gemeinschaft im Sozialraum leisten.

Diese an Ressourcen orientierte Sicht ist oft nicht so einfach durchzuhalten. Denn immerhin sind zahlreiche Menschen konfrontiert mit einer Fülle einschränkender Lebensbedingungen und daraus für sie erwachsender »Probleme«. Häufig definieren sich diese Menschen selbst als unzureichend, nicht ganz in Ordnung, defizitär, von Problemen verfolgt oder geradezu von Gott und der Welt verlassen. In solchen Situationen ist es hilfreich, wenn der Scheinwerfer der Wahrnehmung auf eine andere Variante der Definition einer bestimmten Eigenschaft gelegt wird, die den Menschen würdigt und von Bewunderung für ihn und seine Leistung getragen ist.

8. VERNETZUNG IM SOZIALRAUM IST KEIN WERT AN SICH!

»Netzwerkarbeit« wird alle paar Jahre neu entdeckt und ist seit langer Zeit eine Perle im aktuellen sozialarbeiterischen Wortschatz. Professionell und ehrenamtlich tätige Akteure in einem Quartier sprechen sich ab, kooperieren bezogen auf Einzelfälle und Aktionen, tauschen sich aus und informieren über ihre jeweiligen Vorhaben: Im Kern sinnvoll und nichts dagegen zu sagen. Andererseits kann Vernetzung auch das beruhigende Gefühl schaffen, dass man sich kennt, sich auskennt und von den übrigen Akteuren wertgeschätzt ist. Eine gute Vernetzung innerhalb der Welt der Institutionen führt oft dazu, dass diese in einer Art und Weise gut miteinander klarkommen, dass sie sich von den im Stadtteil lebenden Menschen abkoppeln und damit die Kluft zwischen Bürokratie und Lebenswelt weiter vergrößern. Häufig sitzen Professionelle und Funktionäre, also Leute, die ohnehin immer schon gut miteinander kooperieren sollten, endlich mal beisammen und tauschen sich aus, treffen Verabredungen oder stimmen Aktivitäten ab: Fachleute beschäftigen sich untereinander. So manche Stadtteilkonferenz dient eher dem bürokratischen Milieu als Legitimation für vermeintlich quartierbezogene Aktivität oder manchem Politiker oder Verwaltungschefin zum Nachweis der Bürgernähe lokaler Politik. Presseberichte über Vernetzungstreffen sollen dann Hinweise geben, dass »sich da was tut«, doch das, was sich da tut, muss sich in seiner Qualität daran bemessen lassen, ob es tatsächlich der Veränderung von

Lebensbedingungen im Stadtteil dient oder lediglich der Außendarstellung bzw. der internen Beruhigung.

9. KLUGE ARRANGEMENTS SCHAFFEN MEHRWERT UND NACHHALTIGKEIT!

Gute Arrangements entstehen aus der intelligenten Kombination von Bedarfen, Ideen, Menschen und Ressourcen. Bedarfe sind potenziell unendlich, Ideen zuhauf vorhanden, engagierte Menschen finden sich überall, und Ressourcen liegen häufig auf der Straße (Geld etwa ist in einer reichen Gesellschaft häufig vorhanden, aber nicht immer an den richtigen Stellen platziert). Im Einzelnen:

- Bedarfe gibt es in Quartieren allemal: Zum einen ergeben sie sich aus den Willensäußerungen der Menschen, zum anderen gibt es sanierungsbedürftige Wohnungen, renovierungsbedürftige Spielplätze, ökologische Projekte, Maßnahmen zur Wohnumfeldverbesserung und vieles andere mehr.
- Ideen für gute Projekte gibt es zuhauf, aber häufig werden sie von Leuten entwickelt, die keinen Zugang zu Ressourcen haben, in der Umsetzung ungelent sind oder sich schlichtweg nicht auskennen.
- In jedem Quartier leben Menschen, die gerne bei der Gestaltung ihres Territoriums mitarbeiten wollen, die kommunikative und praktische Fähigkeiten sowie andere wichtige Erfahrungen mitbringen und die sich gerne für sich oder andere engagieren.
- Ressourcen (in der Regel: Geld) sind auch vorhanden, sie liegen jedoch verstreut herum, zum Teil als sozialräumliche Ressourcen in Quartieren, zum Teil (gelegentlich sogar versteckt) in Leistungsgesetzen, bei Stiftungen oder in den großen Programmen von Bund und Ländern.

Diese Aspekte zusammenzuführen und sie erfolgreich zur Wirkung zu bringen, ist eine wichtige Aufgabe sozialraumorientierter Arbeit. Damit ist klar: Weder die Konzentration auf den »Einzelfall« (also den bedürftigen Menschen oder die bedürftige Zielgruppe) noch das umtriebige, aber oft ziellose Umherirren im Quartier noch das gut vermarktete, auf zwei Jahre begrenzte Projekt sind präferierte Gegenstände von Sozialraumorientierung, sondern die intelligente Zusammenführung der hier genannten Aspekte zur Kreation von Arrangements, die zumindest in einem kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit in den Sozialräumen dazu beitragen, »gutes Leben« zu unterstützen.

10. KOOPERATION ÜBERWINDET KONKURRENZ!

Kooperation beschreibt eine absolut notwendige Grundhaltung für sozial-räumliches Arbeiten. Das bedeutet nun nicht, dass man ständig auf irgendwelchen Treffen Visitenkarten sammelt und anschließend zahlreiche Menschen mit ihren Handnummern und Mail-Adressen kennt. Kooperation ist immer auch eine Frage der Pflege von Beziehungen zu Partnerinnen und Partnern sowie der Bereitschaft, die jeweiligen Partnerinnen und Partner in ihrer eigenen Arbeit zu unterstützen und sich selbst in einer Art und Weise zu öffnen, die den anderen Partnerinnen und Partnern ermöglicht, ihre Ressourcen in guter Weise mit den eigenen zu verbinden. Günstig ist, wenn man wirklich Freude daran hat, andere Leute kennenzulernen, Kontakte herzustellen, selbstlos Kontakte zu knüpfen, seinen Kooperationspartnerinnen und -partnern nützlich zu sein, anderen zu vertrauen und Vertrauen zu schaffen und sich für die anderen zu interessieren. Angesichts einer derzeit immer noch zahlreiche Quartiere prägenden destruktiven Konkurrenzsituation – insbesondere unter den dortigen Trägern und Verbänden – ist es hilfreich, die Währung »Geld und Macht« durch die Währung »Vertrauen« zu ersetzen und Kooperationsmodelle aufzubauen, bei denen nicht die eigenen Interessen der jeweiligen Träger-Institution im Vordergrund stehen, sondern das Bewusstsein für die Arbeit an einer gemeinsamen Sache, nämlich der Arbeit für gute Lebensbedingungen im Quartier. Dazu braucht es Finanzierungsvarianten, die nicht denjenigen unterstützen, der die meisten »Fälle« in seinen Einrichtungen hat, sondern diejenigen, die bereits im Vorfeld sozialer Auffälligkeit dazu beitragen, diese zu lindern oder zu verhindern, also im guten Sinne Prävention betreiben und nicht erst warten, bis das Kind in den Brunnen gefallen ist. Konkurrenz und ungesteuerte Märkte führen zu Abschottung, kriegerischen Handlungen und Kämpfen untereinander. Bei der Gestaltung regionaler Landschaften darf es nicht um Kampf und egoistisches Streben nach Erfolg gehen, sondern um Zusammenhalt, Abstimmung und Kooperation. Vertrauens-Partnerschaften sind tragfähiger als von Berechnung getragene Geschäftsbeziehungen.

Zu guter Letzt ein Hinweis, der über die Sozialraumorientierung hinausweist: Freude an der Arbeit steckt an, und Humor hilft und zwar gerade dann, wenn es mal hakt! Sich selbst und andere Menschen ernst zu nehmen, schließt keineswegs aus, über sich selbst und andere Menschen zu lachen. Scurrile Situationen, erstklassige und manchmal gar nicht beabsichtigte Pointen, spaßige Kommunikation und skurrile Typen, die es sogar lieben, wenn man über sie schmunzelt – all das sind Elemente, die bei ernsthafter Anstrengung

entlasten, in komplexen Situationen und Sackgassen neue Perspektiven erschließen und ohnehin der eigenen Psychohygiene dienen. Erstklassige Gags, getragen von Zuneigung, über sich selbst, seine Kooperationspartnerinnen und -partner und wirklich jedes Exemplar jedweder Bevölkerungskohorte sind nicht nur erlaubt, sondern sind Vitaminstöße für ein gutes Klima. Und auch Bemerkungen, die nur knapp an der Qualität eines Harald-Schmidt'schen-Zynismus vorbeischrappen, sind manchmal energiespendende Oasen in ressourcenarmen Regionen, in denen man umherirrt, sich verläuft oder nach einer Landkarte sucht.

LITERATUR

Roland Fürst/Wolfgang Hinte (Hrsg.): Sozialraumorientierung, 3. Auflage Wien 2019.

Wolfgang Hinte/Helga Treeß: Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe, 3. Auflage Weinheim/Basel 2014.

Elias Schaden: Freiwilliges Engagement in der sozialraumorientierten Kinder- und Jugendhilfe, Opladen/Berlin/Toronto 2019.

Gerhard Wegner: Re-Sozialisierung der Religion? Die Rolle der Kirchen in inklusiven Sozialräumen, in: ZRGP 3(2), 2019, S. 235–264.



Ricarda Dethloff

KIRCHE UND SOZIALRAUMORIENTIERUNG – EINE PARTNERSCHAFT MIT POTENZIAL?

Der nun folgende Blick auf die systemisch-strukturelle Ebene bietet eine, die praktischen Beispiele und Handlungsempfehlungen dieses Handbuchs ergänzende, Sichtweise auf das Thema Sozialraumorientierung. Im Zentrum steht die Frage, welche Impulse von sozialraumorientierten Ansätzen für eine Kirche im Kontext aktueller binnen- und außerkirchlicher Veränderungsprozesse ausgehen. Einführend werden zunächst die grundlegenden Begriffe *kirchliches Handeln* und *Sozialraumorientierung* erläutert. Im Anschluss daran werden beide Sphären miteinander in Verbindung gesetzt, um Anknüpfungspunkte und Perspektiven für die kirchliche Arbeit zu erkunden. Abschließend wird der Frage nachgegangen, welche strukturelle Rahmung erforderlich ist, um eine sozialraumorientierte Ausrichtung kirchlichen Handelns zu ermöglichen und somit die von ihr ausgehenden Potenziale nutzbar zu machen.

I. KIRCHLICHES HANDELN – IM UMBRUCH?

Am Anfang jeder organisationalen Untersuchung steht die Frage nach Sinn und Zweck der betrachteten Einheit. Fassbar wird dies u. a. durch das Konzept der primären Aufgabe:

»Zu jeder Zeit hat das Ganze oder jeder Teil einer Organisation eine primäre Aufgabe: das ist die Aufgabe, deren Ausführung für ihr (der Organisation) Fortbestehen unabdingbar ist« (Rice 1973: 25).

Die primäre Aufgabe ist gleichzeitig Straße und Navigationsgerät für die institutionelle Entwicklung. Sie schafft Kontinuität, passt sich aber ebenso kontinuierlich wechselnden Rahmenbedingungen und Anforderungen an. Dies geschieht im Diskurs aller Beteiligten und in Abgrenzung zum institutionellen Umfeld.

Kirche ist die institutionalisierte Form der Nachfolge Jesu Christi, ihre primäre Aufgabe – auf einen Parameter heruntergebrochen – die Verkündigung des Evangeliums. Ausgehend von dieser Wesensbestimmung kann die Gestalt von Kirche sehr unterschiedlich ausfallen, je nachdem, wo diese wirksam wird. Die evangelische Kirche befindet sich unter dem Leitmotiv der *ecclesia semper reformanda* stetig im Prozess der geistlichen Erneuerung, aber auch der kritischen Auseinandersetzung mit den gewachsenen institutionellen Strukturen. Es ist also nicht die Frage, ob sich Kirche verändert. Es ist die Frage, in welcher Form sie dies tut.

Hinweise auf zwei wesentliche Entwicklungen gibt die kürzlich erschienene Freiburger Studie zur Mitgliederprojektion der katholischen und evangelischen Kirchen in Deutschland (siehe EKD 2019). Die Anzahl der evangelischen Kirchenmitglieder wird sich bis zum Jahr 2060 in etwa halbieren. Ausschlaggebend dafür sind zum einen demographische Faktoren, d. h. der Überhang an Sterbefällen gegenüber Zuwanderung und Geburten. Genauso wichtig ist das Ein- und Austrittsverhalten. Letzteres ist eine variable Konstante. Gleichzeitig werden weniger finanzielle Ressourcen aus Kirchensteuermitteln zur Verfügung stehen. Dies ergibt sich aus der Entwicklung der Steuereinnahmen relativ zu den Kosten. Handlungsspielräume ergeben sich aus der Wahl der Finanzierungssystematik (u. a. steuerbasiertes vs. beitragsbasiertes System).

Neben den benannten internen Faktoren verändert sich auch die Rolle von Kirche in einer diversen und zunehmend säkularen Gesellschaft. So zeigt die Studie »Jugend – Glaube – Religion« (siehe Schweitzer et al. 2018), dass Glaube für Heranwachsende vor allem eines ist: individuell und privat. Jugendliche identifizieren sich immer weniger mit der Institution Kirche. Jedoch findet ihr gesellschaftlich-diakonisches Handeln weiterhin mehrheitlich positive Resonanz. Mehr als zwei Drittel der Befragten sieht deutliche Veränderungsbedarfe im Hinblick auf eine zukunftsfähige Kirche. Diese Befunde erscheinen anschlussfähig an gesamtgesellschaftliche Beobachtun-

gen. Bestehende Zielgruppendefinitionen und Kirchenbilder geraten dadurch unter einen erheblichen Veränderungsdruck. Fraglich erscheint, in welche Richtung sich dieser kanalisieren lässt.

Die evangelische Kirche verfügt über gewachsene Strukturen kirchlichen Handelns auf der Gemeindeebene, in Diensten und Werken und als Gesamtkirche. Etwa zwei Drittel der kirchlichen Mittel werden in die Arbeit vor Ort investiert, d. h. in die allgemeine Gemeindegarbeit, die Kinder- und Jugendarbeit oder in Kindertagesstätten (EKD 2019: 16). Rahmenbedingungen und Ausprägungen sind regional sehr unterschiedlich. Auch die Bedarfe variieren. Kirche muss als Organisation flexibel sein, um auf diese Heterogenität eingehen zu können. Aufgrund ihrer veränderten gesellschaftlichen Rolle und sinkender Ressourcen gibt es für Kirche immer weniger Steuerungsmöglichkeiten. Kooperationen gewinnen dadurch an Bedeutung. Die Legitimation kirchlichen Handelns ergibt sich nicht primär aus ethischer Autorität, sondern vielmehr aus wahrgenommener Integrität und Mehrwerten für Gesellschaft wie Individuum. Gleichzeitig bedarf es einer grundlagenbezogenen Reflexion der jeweiligen primären Aufgabe, um nicht in die Beliebigkeit eines gesellschaftlichen Service-Dienstleisters abzugleiten.

Die Zukunft unserer Kirchen ist nicht determiniert. Es liegt in unseren Händen, wesentliche Entwicklungsfaktoren zu erkunden, Gestaltungsmöglichkeiten zu entdecken und Handlungsansätze auszuarbeiten. Sozialraumorientierung könnte ein Ansatzpunkt dafür sein, Kernaufträge zu reflektieren und in Beziehung zu konkreten Anforderungen, Ressourcen und Kooperationen im Sozialraum zu setzen.

2. SOZIALRAUMORIENTIERUNG

Sozialraumorientierung stellt ein über die letzten 30 Jahre hinweg entwickeltes und somit historisch gewachsenes fachliches Konzept dar. Es rückt in der Tradition emanzipatorischer Ansätze (Alinsky 1973) den Bürger und sein Streben nach einem selbstbestimmten Leben in der Gesellschaft in den Mittelpunkt sozialer Arbeit. Anknüpfend an sozialökologische Denklinien (Park u. a. 1925; Bronfenbrenner 1981) richtet es seinen Blick auf das Individuum in seiner Lebenswelt und setzt bei der gemeinsamen Entwicklung von Lösungsoptionen an den vorhandenen Stärken und Ressourcen auf beiden Ebenen an. Es vereint somit Personen- und Raumbezug (vgl. Hinte 2011: 227).

Das Fachkonzept Sozialraumorientierung liefert einen theoretisch fundierten Orientierungsrahmen für die praktische soziale Arbeit (Fehren/

Hinte 2013, S. 27), indem es die ihm zugrunde liegenden Theoriestränge praktisch konkretisiert, ohne dabei eine zu detaillierte Methodik vorzugeben (Hinte 2014: 17). Nicht die Theorie bestimmt die Praxis sozialraumorientierter Arbeit, sondern die begleitete Person mit ihrem einzigartigen Willen. Das Fachkonzept besteht in seinem Kern aus fünf Arbeitsprinzipien (Hinte/Treeß 2007: 45 ff.):

1. Ausgangspunkt und Basis ist das Individuum und sein Wille zu Veränderung;
2. Vorrang der Aktivierung vor der Betreuung;
3. Personale und sozialräumliche Ressourcen als Ausgangspunkt der Hilfeplanung;
4. Aktivitäten sind zielgruppen- und bereichsübergreifend angelegt;
5. Kooperation und enge Vernetzung relevanter sozialer Dienste.

Diese Arbeitsprinzipien erheben, so Hinte und Treeß (2007: 45), keineswegs den Anspruch auf Absolutheit, sondern »markieren eine Strecke, ohne den jeweiligen Fahrstil zu standardisieren oder ein starres Korsett für ›richtiges‹ Verhalten anzubieten.«

Anders als die Begrifflichkeit vermuten ließe, handelt es sich beim Fachkonzept Sozialraumorientierung um einen essenziell personenbezogenen Ansatz, der den Willen und die Einzigartigkeit des Individuums zum zentralen Dreh- und Angelpunkt der sozialen Arbeit macht. Nachrangig dazu steht die Orientierung am Sozialraum als Ermöglichungsraum, Quelle von Ressourcen sowie Ort multiprofessioneller Zusammenarbeit (vgl. Hinte 2009: 24; Fehren/Kalter 2014: 32).

Sozialraumorientierte Arbeit agiert als Bindeglied zwischen den beiden Komponenten Individuum und Sozialraum/System. Aufgabe der professionellen Seite ist es, in einem dialogischen Prozess mit den Hilfesuchenden gemeinsam individuelle Zielsetzungen zu erarbeiten und sie auf dem Weg zu deren Verwirklichung durch den Dschungel sozialer Systeme bzw. Dienstleistungen zu lotsen. Folglich geht es nicht darum, Menschen verändern zu wollen, sondern darum, ihnen Optionen zur Gestaltung ihres eigenen Lebens aufzuzeigen bzw. zu schaffen.

Das Fachkonzept bietet eine konzeptionelle Hintergrundfolie, die sich auf verschiedenste soziale Arbeitsfelder übertragen lässt. Hierzu bedarf es nicht nur eines methodischen Umdenkens, sondern auch Veränderungen in der Steuerung, Organisation und Finanzierung sozialer Dienste. Zuerst und bisher auch am umfassendsten wurden sozialraumorientierte Ansätze im Bereich der Jugendhilfe umgesetzt. Inzwischen finden sie sich jedoch auch in

der Seniorenarbeit (Dörner 2007), der Eingliederungshilfe (Magin 2011), der interkulturellen Arbeit (Straßburger/Bestmann 2008) und der Arbeitsmarktpolitik (Alisch 2010).

Der Ansatz bleibt dabei nicht kritiklos. Sowohl die Begrifflichkeit *Sozialraumorientierung* als auch der Raumbezug und die postulierte Nähe zu neoliberalen Reformprozessen finden in Fachkreisen kritische Würdigung. Obwohl als Fachkonzept in seinen Kernprinzipien klar definiert, findet sich unter dem Oberbegriff *Sozialraumorientierung* in der Praxis eine große Bandbreite an Gestaltungsformen sozialer Arbeit (Hinte 2002: 93ff.).

3. SOZIALRAUMORIENTIERUNG – POTENZIALE FÜR KIRCHLICHES HANDELN

Die beschriebenen Herausforderungen ermutigen zum einen zur Reflexion des kirchlichen Kernauftrages. Zum anderen gilt es, den Blick weit zu machen für das Umfeld, d. h. die Rahmenbedingungen und Anforderungen kirchlichen Wirkens in seinen unterschiedlichen Formen. Auf der Steuerungsebene stellt sich zudem die Frage einer Flexibilisierung kirchlicher Organisationsstrukturen, um passgenauere Formate entwickeln zu können.

Vieles von den nun folgenden Ausführungen mag bereits vertraut erscheinen. In den letzten Jahren haben sich vielerorts quartiersbezogene Projekte entwickelt. Sie alle gehen von der Grundannahme aus, dass sich Angebote, die dem Menschen dienen, am besten vor Ort und mit gemeinsamer Kraft aller relevanten Institutionen gestalten lassen. Gleichwohl es sich nicht 1:1 auf das Handlungsfeld Kirche übertragen lässt, stellt das Fachkonzept eine gute Möglichkeit dar, Erfahrungswissen unterschiedlichster Art strukturiert zusammenzuführen.

3.1 AUSGANGSPUNKT UND BASIS IST DAS INDIVIDUUM UND SEIN WILLE ZU VERÄNDERUNG

Das Fachkonzept geht davon aus, dass professionelles Handeln vom Menschen her gedacht werden muss. Bezogen auf kirchliches Handeln bedeutet dies zum einen eine stärkere Ausrichtung der Arbeit auf den Willen und die Selbsttätigkeit der Gemeinde – in ihrer aktiven wie auch in ihrer (noch) passiven Form. Dabei stellt sich zunächst die Frage, wer eigentlich genau »die Gemeinde« ist: Wer gehört dazu? Empfinden sich die einzelnen Teile als Einheit? Welches sind bedeutsame Bezugseinheiten? In der Regel findet sich ein Nebeneinander von unterschiedlichen individuell und institutionell bedeut-

samen Sozialräumen. Gerade angesichts größer werdender Einheiten erscheint es sinnvoll, danach zu fragen, womit sich die einzelnen Gemeindeglieder identifizieren.

Ist das Wesen der Gemeinde erkundet, gilt es nun, sich ihrer primären Aufgabe bewusst zu werden: Wofür ist die Gemeinde da? Woran wird dies erkennbar? Was können andere besser oder mit höherer Legitimation? Was möchten wir verändern? Die Gemeinde ist dabei gut beraten, sich die Freiheit zu nehmen, Prioritäten zu setzen, unkonventionelle Wege zu gehen, Energie dahin zu geben, wo die Motivation hinfließt, und Abstand zu nehmen von dem, was belastet. Auf der strukturellen Ebene können Angebote durch die Orientierung am tatsächlichen Bedarf sowie durch eine flexiblere Gestaltung gezielter Wirkung entfalten.

3.2 VORRANG DER AKTIVIERUNG VOR DER BETREUUNG – BEFÄHIGENDER ANSATZ

Wird die Orientierung am Willen der Betroffenen zum Ausgangspunkt professionellen Handelns, so rücken in der Folge auch Eigeninitiative und Selbsthilfe in den Vordergrund. Ziel sozialraumorientierter Arbeit ist es, Menschen bei der aktiven Gestaltung von Veränderungsprozessen zu unterstützen. Im Endeffekt zählt nicht das Ergebnis, sondern der Weg dorthin, weil gerade dieser die Betroffenen in ihrer Selbstfähigkeit und Selbstwirksamkeit bestätigt. Wer ihnen diese Arbeit abnimmt, beschränkt auch die Möglichkeiten der Selbsterfahrung.

Ein befähigender Ansatz verändert das Verhältnis von Haupt- und Ehrenamt. Pastorinnen und Pastoren sind im Sinne des Fachkonzeptes vor allem Begleitende kreativer Prozesse der gemeindlichen Selbstorganisation. Sie können sich guten Gewissens von dem Anspruch verabschieden, eine eierlegende Wollmilchsau sein zu müssen.

Die zentrale Anforderung an Hauptamtliche besteht darin, einen Raum für Austausch zu schaffen und dadurch Partizipation zu ermöglichen. Sie können durch ihr Wirken einladende Kirche im besten Sinne sein: Möglichkeiten der Interaktion bieten – sowohl Gemeindegliedern als auch Menschen und Institutionen im Sozialraum, Nähe suchen und Distanz respektieren.

Gemeindearbeit heißt in erster Linie Projektarbeit, die individuelle Interessenslagen berücksichtigt, Gestaltungsräume eröffnet, einen überschaubaren Zeitrahmen hat und dadurch Motivation fördert. Hauptamtliche Ressourcen kommen vor allem für koordinierende Aktivitäten, zur Sicherung von Kontinuität sowie als Qualitätssicherungsinstrument für das evangelische Profil der Gemeinde zum Einsatz. Andere Verantwortlichkeiten werden

bewusst in die Gemeinde delegiert. Die genaue Aufgabenteilung zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen ist das Ergebnis eines Aushandlungsprozesses vor Ort. Sie kann sich jeweils sehr unterschiedlich gestalten.

3.3 PERSONALE UND SOZIALRÄUMLICHE RESSOURCEN ALS AUSGANGSPUNKT

Sozialraumorientierte Ansätze richten ihr Augenmerk auf Stärken und Ressourcen. Sie definieren keine Probleme, sondern entwickeln Zielsetzungen und Möglichkeiten. Statt sich darauf zu fokussieren, welche persönlichen Unzulänglichkeiten und Rahmenbedingungen behindern, stellen sie die Frage nach zur Verwirklichung von Zielsetzungen förderlichen Kompetenzen, Fähigkeiten und Mitteln. Anknüpfend an Strömungen der humanistischen Psychologie und der systemischen Therapie regt ein stärkenorientierter Blickwinkel dazu an, personelle Kompetenzen und Fertigkeiten aktiv zu erkunden. Dabei lohnt es sich, auch vermeintliche Defizite zu betrachten.

Hieraus ergeben sich gute Anknüpfungspunkte an den bejahenden Charakter des Evangeliums: »Du bist ein Kind Gottes – sein Ebenbild. Du bist gewollt und angenommen, mit allen deinen Eigenheiten.« Während diese Botschaft eine wesentliche Grundlage der kirchlichen Arbeit mit verschiedensten Zielgruppen darstellt, tritt sie in der Gestaltung der eigenen Organisation häufig in den Hintergrund. Zu schwer wiegen defizitäre Zuschreibungen und Selbstbilder.

Am Beginn einer sozialraumorientierten kirchlichen Arbeit steht daher die Stärken- und Ressourcenanalyse. Erstens gilt es, sich der Dinge bewusst zu werden, die zur Verwirklichung der eigenen primären Aufgabe zur Verfügung stehen – materiell, personell, fachlich und auch ideell. Dies betrifft sowohl die Gemeinde selbst als auch ihr Umfeld und die ihr zugeordneten übergreifenden Ebenen (Regionen, Kirchenkreise bzw. Propsteien oder Dekanate, Landeskirchen).

Im zweiten Schritt können in Bezug auf die eigene Wirkungsebene vorhandene Stärken erkundet und ausgebaut werden:

- Die Gemeinde verfügt über Räumlichkeiten, in der Kommune sind diese rar.
- Ein Gemeindeglied ist als Architekt prädestiniert für die Unterstützung des Bauausschusses.
- ...

Einmal begonnen wächst die Ressourcen- und Stärkenliste in der Regel exponentiell. Nichts ist zu klein, um aufgenommen zu werden. Alles kann unter

bestimmten Umständen hilfreich sein. Erkannte Schwächen lassen sich vielfach durch Delegation und Kooperation ausgleichen. Es erscheint in der Regel wenig hilfreich, das zu duplizieren, was anderswo bereits abrufbar und in der notwendigen Qualität vorliegt. Dieser Schritt kann u. U. auch der eigenen Entlastung dienen.

Stärkenorientiertes Arbeiten erfordert ein hohes Maß an Interaktionskompetenz, Kreativität, Einfühlungsvermögen und Begeisterungsfähigkeit auf hauptamtlicher Seite. Es gilt, sich geradezu detektivisch auf die Suche nach den Ressourcen, Kompetenzen, Fähigkeiten und Potenzialen der Gemeinde zu machen. Dabei reicht es nicht, diese freizulegen, sie müssen auch aktiv genutzt werden. Die Herausforderung besteht hier darin, auch Personen, denen in ihrem Alltag ständig vor Augen geführt wird, was sie nicht können, zu zeigen, dass sie »können«. Gleiches gilt für die Ressourcenebene. Wer ständig neu erfährt, was fehlt, wird sich anfangs schwer damit tun, das zu entdecken, was trotz allem zur Verfügung steht.

3.4 AKTIVITÄTEN SIND ZIELGRUPPEN- UND BEREICHSÜBERGREIFEND ANGELEGT

Sozialraumorientiertes Handeln ist zielgruppen- und bereichsübergreifend angelegt. Hinter dieser Herangehensweise verbirgt sich eine Grundhaltung, die Menschen grundsätzlich in ihrer Vielfalt betrachtet, Pauschalisierungen und grobe Gruppenzuteilungen vermeidet. Sozialraumorientierung stellt den Menschen als einzigartiges Wesen mit spezifischen Eigenheiten, Interessen und Problemlagen in den Mittelpunkt, verkennt jedoch nicht seine Einbindung in lebensweltliche Kontexte und Strukturen (Hinte/Treeß 2011: 73). Ebenso spiegelt sich im konsequenten Fokus auf das Individuum die partnerschaftliche Grundhaltung des Fachkonzeptes wider.

Je knapper die Ressourcen, je individualisierter Lebenswelten und Interessenlagen, desto mehr lohnt es sich, heterogenitätssensible und -offene Angebote zu konzipieren. Angesichts des demographischen Wandels und der Strukturschwäche ländlicher Regionen liegt es nahe, die Zukunft kirchlicher Angebote in Binnendifferenzierung und sozialräumlicher Ausrichtung zu suchen. Sozialraumorientierte Arbeit in diesem Sinne kann beispielsweise Ermöglichungsräume schaffen, die es Menschen mit unterschiedlichen sozialen, alters- und geschlechtsbezogenen Perspektiven erlauben, sich auf individuelle Weise im Glauben zu entwickeln. Zielgruppen- und bereichsübergreifende Angebote fördern den ganzheitlichen Blick auf die Gemeinde wie auch auf das jeweils bearbeitete Thema. Sie stärken Inklusion statt Ausgrenzung. Die tradierte Versäulung von Jugend-, Frauen-, Männer- oder Senioren-

arbeit wird abgelöst durch themenorientiertes Arbeiten mit hoher Flexibilität hinsichtlich des Kreises der Adressatinnen und Adressaten und der Methodik.

3.5 KOOPERATION UND ENGE VERNETZUNG RELEVANTER SOZIALER DIENSTE

Sozialraumorientierung lebt von der Vernetzung aller relevanten Akteurinnen und Akteure vor Ort. Nur wer seinen Sozialraum und die darin Tätigen kennt, kann diese als Ressource nutzen. Gleichzeitig ist eine verbesserte Abstimmung der unterschiedlichen Akteurinnen und Akteure möglich. Eine sozialraumorientierte Praxis stößt jedoch zwangsläufig an ihre Grenzen, wenn sie nicht auf förderliche systemstrukturelle Rahmenbedingungen zurückgreifen kann. Fachkräfte können die Möglichkeiten sozialraumorientierter Arbeit vor allem dann nutzen, wenn auf der Steuerungsebene eine ganzheitliche Sichtweise Einzug hält, die es ermöglicht, durch eine verbesserte Zusammenarbeit und Abstimmung einzelner Institutionen bzw. Fachbereiche »die Zersplitterung der kommunalen Planungen überwinden« (BMFSFJ 1998: 232) zu können.

Um langfristig Wirkung zu erzielen, müssen Kooperationen verbindlichen Regeln unterliegen und kontinuierlich gepflegt werden. Gleichzeitig sollte ein ausreichendes Maß an Flexibilität in Bezug auf die Prozessgestaltung gegeben sein. Eine gute Kooperation kann dabei nicht ohne die Partizipation der Bevölkerung vor Ort gestaltet werden. Zu schnell läuft der Vernetzungsprozess sonst Gefahr, an denen vorbeizulaufen, die eigentlich von ihm profitieren sollten.

Auch Kirche kann Mehrwerte aus einer engen Vernetzung mit anderen Akteurinnen und Akteuren des Sozialraums ziehen. Viele Aspekte sind bereits zuvor angeklungen. Der Austausch mit anderen Akteurinnen und Akteuren kann zur Klärung der primären Aufgabe beitragen: Was erwartet der Sozialraum von Kirche? Was möchte die Kirchengemeinde von diesen Erwartungen erfüllen? Es lohnt sich, immer wieder eine Außenperspektive einzuholen, auch, damit die eigene Gemeindegarbeit nicht blind für all jene ist, die in ihr bisher nicht auftauchen: Eine Sozialraumanalyse gibt Hinweise auf Möglichkeiten, die eigenen Ressourcen und Stärken gezielt zu ergänzen, Synergien und gegenseitige Mehrwerte zu erzeugen. Mitunter kann Kirche dort wirksam und hilfreich sein, wo sie nicht erwartet wird.

Zumeist scheitern Kooperationen vor Ort an mangelnder struktureller Vernetzung. Es fehlt häufig an institutionalisierten Gelegenheiten für ein gegenseitiges Kennenlernen und die gemeinsame Planung von Aktivitäten

vor Ort. Ist Kirche eine etablierte Größe vor Ort, kann Vernetzung – zum Wohle aller – auch von ihr ausgehen. Ist dies nicht der Fall, kann sie zumindest impulsgebend wirken.

4. RAHMENBEDINGUNGEN UND AUSBLICK

Eine sozialraumorientierte Herangehensweise kann einen erheblichen Beitrag dazu leisten, kirchliches Handeln partizipativer, zielgerichteter und inklusiver zu gestalten. Um in der Praxis Wirkung entfalten zu können, bedürfen sozialraumorientierte Ansätze förderlicher Rahmenbedingungen und einer alle Handlungsebenen übergreifenden Verantwortungskultur. Letzteres betrifft sowohl die gemeindliche als auch die übergemeindliche Ebene.

Auf der gemeindlichen Ebene bedarf es insbesondere

- einer sozialräumlichen Datenbasis zu Netzwerken, Ressourcen und Bedarfen;
- personeller Situationen, die Kontinuität in Beziehungen und Prozessen ermöglichen;
- eines umsichtigen Ehrenamtsmanagements;
- Strukturen der institutionsübergreifenden Zusammenarbeit vor Ort sowie
- der Bereitschaft der Gemeinde, sich aktiv und mit Haltung in den Sozialraum zu trauen.

Die übergemeindlichen Ebenen können entsprechende Gestaltungsansätze fördern, indem sie Spielräume für eine sozialraumorientierte Planung und Steuerung kirchlichen Handelns auf der gemeindlichen Ebene schaffen. Diese entstehen u. a. durch

- größere Freiheiten in der Umsetzung kirchlicher Regelungen zu Amtshandlungen sowie zur Nutzung von Infrastruktur und Finanzmitteln;
- eine gut ausgebaute Begleitstruktur für gemeindliches Ehrenamtsmanagement;
- die Schaffung und kontinuierliche Pflege einer landeskirchlichen Ressourcendatenbank;
- das Vorhalten von Plattformen für Austausch zu guter Praxis und Initiierung von Kooperationen zwischen Gemeinden sowie
- ein klares Bekenntnis der Kirchenleitenden zur Öffnung kirchlichen Wirkens in den Sozialraum.

Von entscheidender Bedeutung ist weiterhin, ob es gelingt, über alle Ebenen kirchlichen Wirkens hinweg eine Verantwortungsgemeinschaft zu etablieren, welche die Ausrichtung kirchlicher Strukturen und Zielsetzungen auf den Menschen in den Mittelpunkt ihres Handelns stellt. Ohne diese werden sozialraumorientierte Ansätze mangels Ressourcen und Gestaltungsspielräumen langfristig ohne Impulse für eine Veränderung der Arbeitspraxis und damit ohne nennenswerten Mehrwert für die Menschen vor Ort bleiben.

LITERATUR

- Saul David Alinsky: Leidenschaft für den Nächsten. Gelnhausen 1973.
- Monika Alisch: Sozialraummodelle im arbeitsmarktpolitischen Kontext. Ein unvollständiger Überblick über die sozialwissenschaftlichen Diskussionen zum Sozialraumbegriff, in: Informationen zur Raumentwicklung 2/3.2010, S. 103–109.
- Urie Bronfenbrenner: Die Ökologie der menschlichen Entwicklung, Stuttgart 1981.
- Klaus Dörner: Leben und Sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem, Neumünster 2007.
- Evangelische Kirche in Deutschland: Kirche im Umbruch. Zwischen demografischem Wandel und nachlassender Kirchenverbundenheit. Eine langfristige Projektion der Kirchenmitglieder und des Kirchensteueraufkommens der Universität Freiburg in Verbindung mit der EKD, 2019, online abrufbar unter: www.ekd.de/projektion2060.
- Oliver Fehren/Wolfgang Hinte: Sozialraumorientierung – Fachkonzept oder Sparprogramm? Soziale Arbeit Kontrovers 4, Berlin 2013.
- Oliver Fehren/Birgit Kalter: Zur Debatte um Sozialraumorientierung in Theorie- und Forschungsdiskursen, in: Roland Fürst/Wolfgang Hinte (Hrsg.): Sozialraumorientierung. Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten, Wien 2014, S. 29–43.
- Wolfgang Hinte: Fälle, Felder und Budgets. Zur Rezeption sozialraumorientierter Ansätze in der Jugendhilfe, in: Roland Merten (Hrsg.): Sozialraumorientierung. Zwischen fachlicher Innovation und rechtlicher Machbarkeit. Weinheim/München 2002, S. 91–126.
- Wolfgang Hinte: Eigensinn und Lebensraum – zum Stand der Diskussion um das Fachkonzept der Sozialraumorientierung, in: VHN 78 (2009), S. 20–33.
- Wolfgang Hinte: Das Fachkonzept »Sozialraumorientierung« als Grundlage für den Umbau der Jugendhilfe, in: Jugendhilfe 49 (2011), August 4/2011, S. 223–230.
- Wolfgang Hinte: Das Fachkonzept »Sozialraumorientierung« – Grundlage und Herausforderung für professionelles Handeln, in: Roland Fürst/Wolfgang Hinte (Hrsg.): Sozialraumorientierung. Ein Studienbuch zu fachlichen, institutionellen und finanziellen Aspekten, Wien 2014, S. 9–28.
- Wolfgang Hinte/Helga Treeß: Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik, Weinheim 2007.

Robert Park/Ernest Burgess/Roderick Duncan Mc Kenzie: *The City*, Chicago 1925.

A. Kenneth Rice: *Führung und Gruppe*, 2. Auflage Stuttgart 1973.

Friedrich Schweitzer/Golde Wissner/Annette Bohner/Rebecca Nowack/Matthias Gro-
nover/Reinhold Boschi: *Jugend – Glaube – Religion. Eine Repräsentativstudie zu
Jugendlichen im Religions- und Ethikunterricht (Glaube – Wertebildung – Interreli-
giosität Bd. 13)*, Münster/New York 2018.

Gaby Straßburger/Stefan Bestmann: *Praxishandbuch für sozialraumorientierte interkul-
turelle Arbeit*. Bonn 2008.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ): *Zehnter Kinder-
und Jugendbericht*, Bonn 1998.



Hans-Jürgen Benedict

»SUCHET DER STADT BESTES«

Thesen zu einer praktisch-theologischen Grundlegung gemeinwesenorientierter Arbeit von Kirchengemeinden¹

Vorbemerkung: Der Herausgeber hat mich gebeten, einen Beitrag zur Entstehung des gemeinwesenorientierten Ansatzes in der gemeindediakonischen Arbeit zu verfassen. Was haben wir damals vor 10, 15 Jahren gewollt? Wie haben wir den gemeinwesenorientierten Ansatz begründet? Ich möge mich bitte erinnern, legte er mir nahe. Nun läuft Erinnerung auch über Geschriebenes und Veröffentlichtes. Also griff ich zu einem Vortrag, den ich vor 13 Jahren auf einer gut besuchten und – nach meiner Erinnerung – sehr lebendigen Konferenz der Diakonie in Berlin über das vom Bund aufgelegte Programm »Soziale Stadt« gehalten habe. Den möchte ich hiermit als meinen Erinnerungsbeitrag abgedruckt sehen. Er mag inzwischen ein wenig angestaubt sein oder aber allzu selbstverständlich. Doch wie der theoretische und praktische Wechsel zur Gemeinwesendiakonie sich vollzog, kann an solchen Texten vielleicht am intensivsten gelernt werden. Um hoch zu greifen: Solch ein Vortrag ist wie Hegel von der Philosophie behauptete, »Zeit in Gedanken verfasst«. Es ist darin zu spüren, so hoffe ich jedenfalls,

¹ Es handelt sich um die leicht bearbeitete Version meines Vortrags auf dem Kongress des Diakonischen Werks der EKD zum Bundesprogramm »Soziale Stadt« am 9.6.2006 in Berlin. Dieser Vortrag ist abgedruckt in Hans-Jürgen Benedict: Barmherzigkeit und Diakonie. Von der rettenden Liebe zum gelingenden Leben, Stuttgart 2008, S. 204–218.

der Aufbruch, aber auch die historische Vergewisserung über den Wandel, in dem sich Kirche und Diakonie befanden. Denn das war ja deutlich, dass die Rolle der Institution Kirche mit ihrer Gemeindefarbeit und ihrer Diakonie sich veränderte im Zuge der sich verändernden gesellschaftlichen Verhältnisse, die vor allem durch Deregulierung und Liberalisierung des Arbeitsmarktes, durch die Privatisierung sozialer Dienste und das Sozialmanagement gekennzeichnet waren. Arbeitslosigkeit und damit verbunden Ausgrenzung und Armut traten sichtbarer in Erscheinung. Was zuerst Theodor Strohm und die EKD-Denkschrift »Herz und Mund und Tat und Leben« 1998 formulierten, nämlich dass ein auf diese Veränderungen reagierender »Wichern drei« nötig sei, wurde dann auch zum Programmtitel: »Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse« so hieß der von Volker Herrmann und Martin Horstmann herausgegebene Sammelband 2010. In diesem Band sind weitere theoretische Impulse von mir zur Gemeinwesenarbeit dokumentiert (S.46–56). Wenn ich das und den Berliner Vortrag wieder lese, freue ich mich an gelungenen Formulierungen und Einsichten, weiß aber auch, dass der Alltag der gemeinwesenorientierten Gemeindediakonie nicht einfach ist. Mein 2018 verstorbener Freund Heinrich Grosse hat 2007 in seiner empirischen Studie »Wenn wir die Armen unser Herz finden lassen« – Kirchengemeinden aktiv gegen Armut und Ausgrenzung« (epd-Dokumentation 34/2007) diese Schwierigkeiten beschrieben. Kann Gemeinwesenorientierung ein Mittel sein, um die sich verfestigenden Trennungsprozesse in und zwischen den Stadtteilen aufzuhalten und im Verein mit anderen vor Ort sozial Tätigen benachteiligten Menschen den Rücken zu stärken? Kann sie auch der Gemeinde zu neuer Lebendigkeit verhelfen? Neue Entwicklungen wie der drastische Mitgliederschwund der Kirchen, der massenhafte Zuzug von Flüchtlingen, aber auch der Rechtsruck in der Gesellschaft bedeuten neue Aufgaben (Sprachkurse und Nachhilfe vor allem), aber auch neue Herausforderungen und Chancen angesichts multiethnischer und multireligiöser Diversität. Ich beschäftige mich inzwischen vor allem mit literaturtheologischen Fragen (siehe mein Buch: »Wär ich allmächtig, ich würde retten, retten.« Aufsätze zur Gottesfrage in der deutschen Literatur, Stuttgart 2019), aus der diakonietheoretischen Diskussion bin ich ausgestiegen. Doch jede Woche gebe ich einmal Nachhilfe für junge Flüchtlinge in der Aktion »Gertrud hilft« (so heißt meine Gemeinde), das macht Sinn und Freude!

I. HISTORISCHE VORBEMERKUNG

Judentum und Christentum ist zumal in ihren eschatologischen Strömungen eine originäre Stadtfeindschaft und Kritik eingeschrieben. Alle Gemeinwesenorientierung galt als vorläufige auf dem Weg zur himmlischen Stadt Jerusalem. Eine verhängnisvolle Spaltung zwischen Innen und Außen durch das Konzept der Heilsanstalt hier, die Zwei-Reiche-Lehre dort belastete eine positive Stadtorientierung. Im 19. Jahrhundert waren die rasch wachsenden Städte unheimliche Orte der Sittenverderbnis, die durch Taten der rettenden Liebe (Wichern) christlich verbessert werden sollten, aber kein von Menschen autonom zu gestaltendes Gemeinwesen.

Juden und Christen hatten oft ein prekäres Verhältnis zur Stadt. Der Mörder Kain war der erste Stadtgründer. Stadt par excellence ist das sündige Babel aus Sicht der vorbeiziehenden abrahamitischen Nomaden. Der Prophet Jona will die Rettung der großen Stadt Ninive um jeden Preis verhindern. Immerhin: Im Exil in Babylon rät der Prophet Jeremia den Exilierten: »Suchet der Stadt Bestes. Baut Häuser, heiratet etc.«. Das wurde 2500 Jahre später zum Motto städtischer, gemeinwesenorientierter Verantwortung der Christenheit in Mitteleuropa. Aber wie gesagt: Es ist eine Anweisung im Exil. Und Exilsbewusstsein ist und bleibt prägend. Auch in der Christenheit.

Jesus stammt aus Galiläa. Die große Stadt Tiberias mied er. Die Jesusbewegung ist agrarisch-provinziell, siehe die Bildwelt der Gleichnisse. Das Landkind Jesus in Jerusalem – »Was für prächtige Bauten, Meister!«, rufen die Jünger. Die ernüchternde Antwort: »Kein Stein wird auf dem andern bleiben.« Tempelkritik gleich Stadtkritik. Anders dann Paulus aus Tarsos mit römischem Bürgerrecht. Er nutzt die hellenistischen Städte für die Mission, aber er durchheilt sie. Ohne Stadtgesellschaft keine Ausbreitung der neuen Religion, wie Meeks gezeigt hat.² Aber die Christen danken ihr es noch nicht, treten nicht für gemeinwesenorientierte Stadtentwicklung ein, sondern missionieren für die jenseitige Stadt. »Unsere Bürgerschaft ist im Himmel«, schreibt Paulus den Philippnern. »Wir haben hier keine bleibende Stadt«, konstatiert der Hebräerbrief. Und der Diognetbrief: »Jedes Vaterland ist ihnen Fremde.« Christliche Pilgerfahrt durch die Zeit, auf dem Weg zur *civitas dei*, dem himmlischen Jerusalem, sagt dann Augustin. Mit ihm beginnt eine verhängnisvolle Spaltung zwischen Innen und Außen, die sich bis heute im kirch-

² Wayne A. Meeks, *Urchristentum und Stadtkultur. Die soziale Welt der paulinischen Gemeinden*, Gütersloh 1993.

lichen Selbstverständnis und auch im Städtebau in der Neutralisierung des Raums fortsetzt.

Auf der anderen Seite eröffnet das christliche Verständnis des Leidens, seine Wahrnehmung des gebrechlichen Körpers, eine Möglichkeit, dem Schmerz in der Stadt Anerkennung zu verschaffen und ihn nicht durch großartige Bauten zu überspielen. Das ist Sennetts These in *Fleisch und Stein*.³ Er weist auf das christliche Haus, die kleinen Zellen als Ort der Glaubensreise hin, auf das Schichten übergreifende Ritual des gemeinsamen Essens. Die Gemeinde als neue Welt, als kleines Reich Gottes.

Doch 200 Jahre später schon bei Basilius von Cäsarea gab es die institutionalisierte Caritas, Stätte der Nächstenliebe im Chaos des untergehenden römischen Reichs. Dann nach Jahrhunderten politischer Wirren im Früh-Mittelalter entstanden merkantil-christliche Stadtrepubliken der Renaissance in Italien und auch in Deutschland: Stadtluft macht frei. Erinnerung sei daran, dass die Reformation vor allem Städtereformation war, bürgerlich-kommunale Anliegen vertrat gegen katholische Hierarchie und Patrizier.

Diakonie im 19. Jahrhundert entstand als Zweitstruktur von Vereinen, Stiftungen und Anstalten neben der Kirche und ihren Großgemeinden. »Nachrichten aus dem wahren und geheimen Volksleben Hamburgs« nannte Wichern seine Erkundungen in St. Georg.⁴ Es ging schon um Überschreitung der Grenzen zu den anderen, aber diese wahrgenommene Differenz sollte eingeebnet werden. Ziel war es, die problematischen Gruppen zu »retten«, zu bessern, zu anständigen Mitgliedern der Gesellschaft zu erziehen. Entsittlichung, Trunksucht, Kriminalität auf der einen, Krankheit und Behinderung auf der anderen Seite waren die Haupttätigkeitsfelder. Durch Veränderung der Problemgruppen und den Bau von Anstalten und Städten der Nächstenliebe sollte der Gesellschaftskörper im christlichen Geist reformiert werden und so gesunden (Reich der rettenden Liebe). Man hoffte, so die Städte dem Griff von Säkularisierung und Sozialismus entreißen zu können.

³ Richard Sennett, *Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation*, Frankfurt a. M. 1977, S. 170 ff.

⁴ Johann Hinrich Wichern, *Hamburgs wahres und geheimes Volksleben 1832/33*, in: *Ders., Sämtliche Werke*, hrsg. v. Peter Meinhold, Bd V/1, Berlin 1958, S. 32–46.

2. ZWISCHENBEMERKUNG ZUR SOZIALEN STADT UND FRÜHER GEMEINWESENORIENTIERUNG

These: Die sozial gerechte Stadt war vor allem das Anliegen der Sozialdemokratie, nicht der Inneren Mission. Nach 1945 waren das Evangelische Hilfswerk und das Konzept der überschaubaren Gemeinde restaurativ orientiert, so etwas wie eine kirchliche Parallelgesellschaft zwecks Bestandssicherung im nachtotalitären Biedermeier. Erste Versuche des Community Organizing nach 1968 überschätzten die Reformfähigkeit der Institutionen. Das in die Krise geratene Parochialprinzip lässt nach einer sinnvollen Zuordnung von Ortsgemeinden und Diensten und Werken fragen. Ist Kirche im Kapitalismus nur im »Exil« oder gibt es eine »Heimat Babylon«, zum Beispiel im Engagement für eine aktive Stadtentwicklung?

Die sozial gerechte Stadt, das um menschenwürdige Wohnquartiere, die Versorgung der Grundbedürfnisse und ausreichende Arbeit zentrierte Gemeinwesen war weder Ziel der Inneren Mission noch der Kirchengemeinden. Den Gedanken der Assoziation der Hilfebedürftigen gab es nur am Rande. Diese gesellschaftliche Vision ist mit der Sozialdemokratie verknüpft. Es ist der Versuch eines städtischen Sozialismus, wie er dann nach 1918 in den Städten der Weimarer Republik Wirklichkeit wurde und an den auch nach 1945 wieder angeknüpft wurde – die großen Städte waren jahrzehntelang sozialdemokratisch regiert. Ausreichend Wohnraum, soziale Sicherheit und Arbeitsplatzsicherheit waren sozialdemokratische Verheißungen. Übrigens hat das Evangelische Hilfswerk nach 1945 ein konservatives Pendant zu schaffen versucht mit Stadtgründungen wie Espelkamp, Material- und Arbeitsbeschaffung plus Notkirchenbau – Johannes Degen deutete es als restaurativen Versuch in der Rekonstruktionsphase des Kapitalismus.⁵

Dieses Muster städtischer Politik hat bis in die 1980er Jahre funktioniert – es ist dann durch strukturelle Arbeitslosigkeit, neoliberale Politik und die Zunahme stagnierender Stadtteile in die Krise geraten.⁶ Es kam zu einer städtischen Segregation mit einer auffälligen Zunahme von Armutsstadtteilen, zu rechten Wahlerfolgen in Hamburg, wo sich die SPD-Wählerschaft von der Partei enttäuscht abwandte.

⁵ Johannes Degen, *Diakonie und Restauration*, Neuwied/Darmstadt 1975.

⁶ Jens Dangschat, *Zwei-Drittel-Stadt Hamburg* in: S. Borck u. a. Hg., *Hamburg als Chance der Kirche*, Hamburg 1997, 175-183.

Die Stadt ohne Gott wurde bis in die 1970er Jahre beklagt, die Säkularisierung nicht als Chance der Mündigkeit gesehen – das geschah unter Bezug auf Harvey Cox' »Secular City«, auf deutsch missverständlich unter dem Titel: »Stadt ohne Gott« veröffentlicht.

Die Kirche hat in der BRD mit dem Prinzip »überschaubare Gemeinde« die christliche Parallelgesellschaft im nachtotalitären Biedermeier zu errichten versucht.

Der in den 1950er und 1960er Jahren noch einmal kräftig forcierte Versuch, eine eigene Welt kirchlicher Betreuungsstrukturen aufzubauen, die Kinder, Jugendliche, Familien und alte Menschen zusätzlich zur pastoralen Betreuung mit sozialen Einrichtungen neben denen des Gemeinwesens und anderer gesellschaftlicher Gruppierungen versorgt, ist gescheitert. Faktisch ist das alte Parochialprinzip in die Krise geraten.

Trotzdem hält die Kirche an dem flächendeckenden Parochialprinzip fest, hilft sich mit Regionalgemeinden und Fusionen. Eine Folgerung wäre also: Wenn der Gedanke von der kreativen Minderheit ernst genommen wird, ist das Konzept der Volkskirche (Kirche für das Volk) nicht länger zu halten. An seine Stelle müsste der Gedanke der Kirche des Volkes, des wandernden Gottesvolks treten. Das 2. Vaticanum sprach vom Volk Gottes in der Welt. Dieses Konzept hat heute allerdings bei fortschrittlichen katholischen Theologen das düstere Gepräge einer Exilexistenz im kapitalistischen Babylon angenommen, auch eine Übersteigerung.⁷

Stadt- und gemeinwesenbezogen dachten nach 1945 weder die Kirchengemeinden noch die Diakonie. Kirchengemeindliche Gemeinwesenansätze gab es dann Anfang der 1970er Jahre (in Berlin vor allem), ein paar Reformkonzepte wurden entwickelt, hier und da auch umgesetzt, aber kein entscheidender Durchbruch in Richtung *community organizing* erzielt. Erlauben Sie mir, an eine Bemerkung eines Herrn Benedict, damals Assistent an der Ruhr-Universität Bochum, aus dem Jahr 1968 zu erinnern, in der er davon spricht, dass »die informative Tätigkeit des Pfarrers durch die des community organizers ergänzt werden (muß)«. Er fährt dann fort:

»In prinzipieller Anerkennung der Tatsache, daß die gesamte kommunale Einheit sein Arbeitsgebiet ist, wird er versuchen, dort, wo meist sehr verdeckt die Ungerechtigkeiten des Systems sich manifestieren, Methoden und Organisationsformen zu entwickeln, mit deren Hilfe die Betroffenen eine

⁷ Beispielsweise bei Rolf Zerfaß, siehe dazu Thomas Seiterich-Kreuzkamp, Wie glauben wenn die Götzen überlegen sind?, in: publik forum 13/2000.

Besserung der Verhältnisse erreichen, und zwar so, daß sie selbst an dem Lösungsprozeß entscheidend beteiligt sind.«⁸

Die Diakonie hat erst seit den 1990er Jahren das Gemeinwesen im Blick, die Auflösung von Behinderten-Anstalten, die sog. Normalisierung: Hephatah in Mönchengladbach, Alsterdorf in Hamburg als Vorreiter. Vorherige Dezentralisierungen (der diakonisch getragenen Jugendhilfe) waren weder gemeinde- noch gemeinwesenbezogen. Und erst 2002 gab es den ersten Kongress zum Thema Diakonie und soziale Stadt. In Ergänzung zur Zielgruppenorientierung gab es nun also Gemeinwesen- und Stadtteilorientierung, die aber nicht besonders beliebt ist in der gegenwärtigen Rückbesinnung aufs Eigentliche, spricht auf Verkündigung und Spiritualität!

Soziale Stadtentwicklung kann sich theoretisch auch ohne die Beteiligung von Kirchengemeinde und Diakonie vollziehen und wartet nicht auf sie. Kirche und Diakonie sind nicht die Avantgarde der Humanisierung, aber mit ihnen (und der multireligiösen Kultur) kann Stadtentwicklung lebendiger, ganzheitlicher, spiritueller werden. Denn das Spirituell-Religiös-Kulturelle gehört zum Menschsein. Das babylonische multiethnische Sprachengewirr wird durch pfingstliche Ereignisse wie ein Stadtteilst, so könnte man sagen, zur »Heimat Babylon«, auch für die Kirche, die mehr vom »himmlischen Jerusalem« her denkt. Zu sehen, wie Menschen ihre technischen und spirituellen Kräfte für ein gewaltfreies, lebendiges und kreatives Zusammenleben vor Ort bündeln, ist eine Erfahrung, die unter ganz anderen Bedingungen jenen heilenden Tätigkeiten der messianischen Bewegung damals in Palästina entspricht. Die heutigen sozialen Aktivitäten von Gruppen und Einzelnen, die sich ihr Quartier gemeinsam neu aneignen, sind heilsam.

Mit einem schönen Wort Walter Benjamins ist das Profane »zwar keine Kategorie des Reichs, aber eine seines leisesten Nahens«.⁹ Quartiersentwicklung und Gemeinwesenorientierung sind solch ein leises Nahen, das guter Qualifizierung und Ausbildung bedarf, in dieser Hinsicht sind die Evangelischen Fachhochschulen für Soziale Arbeit und Diakonie wichtig.

⁸ Hans-Jürgen Benedict, Die Pastorenkirche als Demokratisierungsfaktor in der bundesrepublikanischen Gesellschaft, in: Theodor Ebert/Hans-Jürgen Benedict (Hrsg.), Macht von unten. Bürgerrechtsbewegung, Außerparlamentarische Opposition und Kirchenreform, Hamburg 1968, S. 195 f.

⁹ Walter Benjamin, Illuminationen, Frankfurt 1961, S. 280.

3. SOZIALE INITIATIVEN ALS IMPLIZITE GEMEINWESENORIENTIERUNG UND GLAUBENSSTÄRKUNG

In der Umbruchphase kirchlicher Reform muss das Verhältnis der in die Krise geratenen Ortsgemeinden zu den Diensten und Werken sowie der Diakonie neu bestimmt werden, als gegenseitige Wahrnehmung und Vernetzung.

Die alten Ortsgemeinden verlieren zwar an Bedeutung, gewinnen sie aber räumlich gesehen teilweise durch die ortsgebundene neue Armut und die prekären Lebensverhältnisse zurück. Die um Gemeinschaft zentrierten kirchlichen Orte haben eine wichtige diakonische Funktion im Nahbereich. Frömmigkeitsformen sind kulturelles Kapital. Soziale Initiativen führen zur Wiedergewinnung religiöser Vergewisserung.

Als wichtiger Grund für den »Funktionsverlust« der Ortsgemeinde wird die »Auswanderung« der Diakonie aus den Ortsgemeinden angegeben. Das stimmt so nicht. Man muss sich klar machen, dass die neuzeitliche Diakonie im 19. Jahrhundert als »Zweitstruktur«¹⁰ in Vereinen weithin außerhalb der Ortsgemeinden entstanden ist, etwa die Jugendhilfeeinrichtungen, die Obdachlosenarbeit, die Suchtkrankenhilfe. Diakonisch orientierte Gemeinden entwickelten sich erst in den 1920er Jahren, als der Vereinsgedanke auch das Gemeindeleben zu prägen begann (Frauenhilfe, CVJM). Unterbrochen durch den Faschismus wurden sie dann in den 1950er Jahren neu stabilisiert (mit Gemeindegewerkschaft, Diakon, Gemeindegewerkschaft und Kindergarten, Ende der 1970er Jahre kam die Diakoniestation hinzu). Dann differenzierten und spezialisierten sich durch den gesellschaftlichen Wandel (stärkere Individualisierung) die Hilfelagen und Angebote – Ehe- und Familienberatung, Suchtberatung, Krankenhausseelsorge zum Beispiel konnten die Gemeinden professionell nicht mehr leisten.

Kirche hat seit den 1960er und 1970er Jahren mit der Schaffung übergemeindlicher Pfarrstellen und kreiskirchlicher Einrichtungen auf diese Entwicklung lange Zeit durchaus angemessen reagiert; das war sozusagen eine neuerliche Zweitstruktur neben den Gemeinden (auch im eigentlichen Sinne keine Auswanderung). Der Konflikt zwischen Parochie und übergemeindlicher Arbeit wurde umgangen, weil genug Geld für beides da war.

Inzwischen aber »wandert« Diakonie auch wieder in die Gemeinden zurück oder besser gesagt, sie wandert in den Nahbereich überhaupt zum ersten

¹⁰ Siehe dazu Hermann Steinkamp, Diakonie – Kennzeichen der Gemeinde, Freiburg/Br. 1985, S. 43 ff.

Mal ein. Das ist einerseits Folge der Dezentralisierungskonzepte in der Diakonie, die zur Auflösung zentraler Einrichtungen geführt hat: z. B. zur breiten Streuung von Jugendwohnungen des Rauhen Hauses über das Hamburger Stadtgebiet, zur Dezentralisierung der Behindertenarbeit, sprich zur Integration von Behinderten in den Stadtteil und seine normalen Vollzüge. Ähnliches deutet sich auch in der Altenpflege an.

Wir befinden uns gegenwärtig in einem Streitbar geführten Diskussionsprozess um die Prioritäten der kirchlichen Arbeit. Sollen die Ortsgemeinden oder die diakonisch-sozialen Dienste und Werke gestärkt werden? Die gängigen soziologischen Theorien – Pluralisierung, Mobilität, Individualisierung, Subjektivität und Ausdifferenzierung – sind dabei die kontrovers interpretierten Leitworte. Die einen sehen in der gesellschaftlichen Pluralität die negativen Aspekte und plädieren für eine einheitliche, beheimatende Organisationsform, die anderen argumentieren, eine einzige Sozialform könne nicht die Vielfalt gesellschaftlicher Aufgaben abdecken. Die einen haben die Modernisierungsverlierer im Blick, Ernst Langes kirchliches »Ensemble der Opfer«, die anderen sehen den Zugewinn an Freiheit der Menschen, die sich als Subjekte ihres sozialen und religiösen Lebens verstehen.

Auf der einen Seite stehen die Verfechter einer Konzentration auf das kirchliche Kerngeschäft, allen voran Thies Gundlach.¹¹ Er nennt das »Konzentration auf den geistlichen Markenkern bei entschiedener Innovation in den Formen«. Und er konstatiert: »Die Zukunft der Kirche wird darum bei aller Differenzierung im einzelnen geistlicher, spiritueller, theologischer werden oder wir werden keine haben.« Also ist mehr geistliche Kompetenzsteigerung nötig, damit die danach Suchenden sich nicht anderen Angeboten zuwenden. »Im Schnitt berühren wir die Menschen zu wenig in ihren Seelen, geht unser Reden von Gott zu oft an den Lebens- und Gottesfragen der anderen vorbei.« Das ist z. T. richtig beobachtet. Leider wird die diakonische Dimension dann auf eine mittelschichtorientierte Gastfreundschaft begrenzt. Das grenzt an »soziale Häresie«.

Auf der anderen Seite gibt es die Verfechter einer neuen Zelt-Kirchlichkeit in und jenseits der Ortsgemeinden, die etwa theoretisch aufwendig Jörn Halbe¹² unter Berufung auf Sloterdijks Sphären-Anthropologie entfaltet: Moderne Gesellschaften tendierten zu einem Zustand zwischen »Selbst ohne Ort« und »Ort ohne Selbst« »mit einem schrumpfenden Mittelgrund aus ge-

¹¹ Thies Gundlach, Wohin wächst die Kirche? Von der Generalzuständigkeit zu Zentren gelingender Kirchlichkeit, in: PTh 94 (2005), S. 222.

¹² Jörn Halbe, Die dünne Haut der Zelte, in: WzM 55 (2003), S. 97 ff.

wachsenen Regionalkulturen und ortstreuen Zufriedenheiten«. Die moderne Welt habe damit Anschluss an zentrale Elemente christlicher Tradition gefunden: keine bleibende Stadt zu haben und gleichwohl gesandt zu sein in alle Welt. Kompliziert und oberhalb der materiellen Gegebenheiten plädiert Halbe für Formen kirchlicher Gemeinde, die sich dem Regelfall Ortsgemeinde dadurch entziehen, dass »im Verhältnis von Selbst und Ort nicht mehr der Ort durch die Bindung an ihn das gemeindliche Selbst definiert, sondern das ekklesiologisch bestimmte soziale Selbst die Beziehung zum Ort«. Gemeinde soll so dünnwandig sein, dass sie fähig ist, sich berühren zu lassen vom anderen. Es ist ein theoretisch anspruchsvoll maskierter Versuch, angesichts einbrechender Finanzen dem Abbau der Dienste und Werke zu wehren.

Mit Uta Pohl-Patalong ist eine Lösung des Konflikts darin zu sehen, die Stärken beider Positionen zu verbinden. Sie geht deswegen von dem Gedanken der kirchlichen Orte aus: »Gemeint sind damit ebenso bisherige Pfarrien, die in der Regel baulich durch eine Kirche und ein Gemeindehaus repräsentiert werden, wie Tagungshäuser, kirchlich genutzte Räume in Krankenhäusern, Schulen und Gefängnissen und jegliche Gebäude, in denen bisher kirchliche Arbeit geleistet wurde.«¹³ An jedem dieser Orte gibt es sowohl ein vereinsähnliches kirchliches Leben als auch inhaltlich qualifizierte Arbeitsbereiche. Also: Der Bereich des kirchlichen Vereinsleben zentriert sich um die religiösen Bedürfnisse nach Gemeinschaft und Geselligkeit. Eine bescheidene Praxis der Gemeindediakonie, wie ich sie 1995 vorschlug,¹⁴ ist hier angesiedelt. Der zweite Bereich der Arbeit am kirchlichen Ort erfüllt bestimmte klar definierte Arbeitsbereiche wie Bildungs- und Beratungsarbeit, spezialisierte diakonische Dienste. An jedem Ort findet gottesdienstliches Leben statt, wichtig ist die Vernetzung beider Bereiche. Das ist ein hilfreicher Modell-Ansatz.

Eines ist deutlich: Die Verkündigungs- und die Geselligkeitsgemeinde (um die Typisierung Steinkamps zu gebrauchen) werden wieder wichtiger. Ortsgemeinden in Großstädten werden auch in ihrer regionalisierten Form gemeinwesenorientiert bleiben müssen, wollen sie nicht den Kontakt zu den Menschen in prekären Lebensverhältnissen verlieren. Sie sind aber auch implizit gemeinwesenorientiert, wenn sie spirituelle und sozio religiöse Kompetenzen stärken.

¹³ Uta Pohl-Patalong, Regionalisierung – Modell der Zukunft?, in: PTH 92 (2003), S. 75 ff.

¹⁴ Zur Situation der Gemeindediakonie Mitte der 1990er Jahre in: Hans-Jürgen Benedict (Hrsg.), Wenn die Posaune einen undeutlichen Ton gibt, Hamburg 1995, S. 120 ff.

Von Steinkamps dogmatischem Ansatz – nur die strukturell diakonische Gemeinde als *diakonia* und *koinonia* realisiert die Option für und mit den Armen – wäre Abstand zu nehmen.¹⁵ Meine These ist: *Die um die Familie und die kirchlichen Kerngruppen zentrierte Kasual- und Ritualfrömmigkeit in geselligkeitsorientierten Gemeinden mit vielen Gruppen, Initiativen und Vereinen kann Ressourcen aktivieren und Widerstandskräfte stärken, die eine personale Gemeinwesenorientierung implizit befördern.* Die musikalische Früherziehung und die Kindergottesdienstarbeit stärken die soziokulturelle Dimension des Gemeinwesens ebenso wie die Kindergartenarbeit und die Mutter-Kind-Gruppen, sie bereichern die kulturellen Ausdrucksformen gerade in den Stadtteilen, die soziokulturell benachteiligt sind. Stadtteilaktivierung zielt heute vermehrt auf Bildungs- und Kulturaneignungsprozesse. Das gilt ebenso für Konfirmandenunterricht und erlebnisorientierte Jugendarbeit in Kirchengemeinden. Junge Menschen, die da »durchgegangen« sind, möglicherweise aktiv-gestaltend mitgemacht haben, sind die sozialen Akteure der Zukunft.

Diakonie als Lernprozess in der Gemeinde bedeutet die Stärkung der Wahrnehmungsfähigkeit für Probleme verborgener Not und für stummes Leiden, erinnert sei an die alte Funktion der Klage und der Fürbitten als Leidenswahrnehmung der Probleme vor Ort und weltweit. Sie geschieht als Annäherung an bescheidene Handlungsfähigkeiten, insofern die durch eigene Sinnsuche bewegten Christen sozial initiativ werden. Auch die von Mitgliederbeteiligung und Aktivität her ausgedünnte Kirchengemeinde ist angesiedelt am Schnittpunkt von System und Lebenswelt. Nach Jürgen Habermas gehört die »Kolonialisierung der Lebenswelt« (Lebenswelt verstanden als selbstverständliche Regelung des Alltags) durch die Imperative von Wirtschaft und Bürokratie zu den Leidenserfahrungen der Moderne. Menschen können ihre schwierigen Lebenssituationen nicht mehr alleine bewältigen. Die sozial aufmerksame Kirchengemeinde kann die kleinen und größeren Beschädigungen spüren, die den Menschen im Nahbereich angetan werden.

Sozialräumliches Handeln entsteht auch aus Nothilfeprojekten von Kirchengemeinden wie Suppenküchen, Kleiderkammern und Obdachlosenarbeit, entsteht durch Vernetzung mit anderen Institutionen, durch Einmischung in städtische Sozialpolitik. Der soziale Raum wird durch Symbolhandlungen verändert, ich erinnere an das bischöfliche Eintreten gegen das Bettelverbot in der City (Maria Jepsen in Hamburg), an die Obdachlosenzeitungen als Begegnungschance Unterschiedlicher, an Gemeinderäume als gastfreundliche Symbolorte für Fremde und Ausgegrenzte (Vesperkirchen

¹⁵ Steinkamp, Diakonie (s. Anm. 10), S. 83 ff.

und Suppenküchen als Lebens- und Übungsfeld).¹⁶ Subjektiv ist dieses soziale Handeln eine wichtige Sinnressource für Menschen, die mit ihrem Beruf oder nach ihrer Berufszeit nicht sinnvoll genug beschäftigt, besser gesagt: tätig sind.¹⁷

Ich nenne das: Jeder muss in seinem Leben einmal oder in den verschiedenen Lebensaltern wiederholt die Erfahrung des barmherzigen Samariters machen, also nicht delegieren, sondern tätig helfen. Christen, Kirchendistanzierte und Nichtchristen sagen nach ihrem Motiv für die Mitarbeit befragt: »Ich brauche das. Das gibt meinem Leben einen Sinn.« Erlebnisorientierung und das schöne Leben¹⁸ reichen für viele nicht aus als Sinnorientierung. Es gibt eine Schönheit der Alterität, der glücklichen ethischen Verausgabung (ähnlich der ästhetischen Verausgabung in der Kunst), die ihren Sinn in sich hat. Gerade aktive Senioren nach der Pensionierung kennen das. Dass bei diesem Handeln der anonyme Christus in den Armen und Ausgegrenzten erkannt wird, ist nicht mehr in jedem Fall die motivationale Voraussetzung der sozial ehrenamtlich Handelnden.

Demütiger Dienst wie bei den Diakonissen im 19. Jahrhundert oder kirchliches lebenslanges Berufsehrenamt wie bei vielen Gemeindefrauen im 20. Jahrhundert ist nicht mehr unbedingt angesagt. Eher geht es nach dem Motto: Ich brauche das, es macht mir Freude, es gibt mir das Gefühl des Gebrauchtwerdens. Die Gefahr des Burn-out wie in sozialen Berufen gibt es nicht, weil das Engagement zumeist begrenzt und selbstgewählt ist.

Das Handeln kann aber zu einem Interesse oder zu einer Vertiefung des Glaubens führen. Zum Interesse an den alten Geschichten, die vom spontanen Helfen erzählen, zur Vergewisserung in Gebet und Fürbitten im Gottesdienst, zur Annäherung ans Abendmahl als spiritueller Handlung des Teilens, zur Darstellung von Not in einer öffentlichen Veranstaltung der Kirchengemeinde.

Schließlich ist da die Beteiligung an Stadtentwicklung als Diakonie von Kirchengemeinden im Nahbereich. Die sogenannte Individualisierungsthese stimmt nur begrenzt. Flexibilität wird zwar von allen Arbeitnehmern gefordert, sie ist aber nur von einem Teil einlösbar. Die Mieten in den besseren Stadtteilen sind für bestimmte Einkommensgruppen nicht mehr bezahlbar.

¹⁶ In der Stuttgarter Vesperkirche arbeiten 800 Ehrenamtliche mit, davon sind fast die Hälfte Jugendliche.

¹⁷ Siehe dazu Klaus Dörner, Diakonie gehört in die Gemeinde, in: Die Nordelbische Nr. 32, 14.8.2005, S. 14.

¹⁸ Das ist gesagt auch gegen Gerhard Schulze, Sünde. Das schöne Leben und seine Feinde, München/Wien 2006, der diese Sinnorientierung nicht angemessen berücksichtigt .

Sie müssen in abgehängte Quartiere umziehen und dort bleiben. So entsteht eine innerstädtische Segregation zwischen besser gestellten und armen Stadtteilen. Darauf reagiert seit 10–15 Jahren die Hamburger Stadtentwicklungspolitik (zuerst Armutsbekämpfung genannt), an der Kirchengemeinden sich viel zu wenig beteiligen. In vielen benachteiligten Quartieren sind durch diese Programme hilfreiche, vor allem die Wohnsituation und Lebensqualität betreffende Verbesserungen erreicht worden. Sanierungen und Revitalisierungen haben sie freundlicher, menschlicher, kommunikativer gemacht. Pfortnerlogen in Hochhäusern wirken der Verslumung entgegen. Neue schöne Spielplätze werden gebaut. Treffpunkte, Läden, Werkstätten, Cafés sind hoffnungsvolle Ansätze für eine sich ausbreitende Gemeinwesenökonomie. Der dritte Sektor belebt sich, auch wenn das Ziel der Schaffung neuer Arbeitsplätze kaum oder gar nicht erreicht wurde. Die Ressourcenaktivierung bei den Bewohnern hat begrenzte Erfolge gezeitigt. Menschen, die sonst abwarten oder resignieren, engagieren sich in Planungsprozessen und Beiräten. Eine qualitative Veränderung durch Stadtentwicklung ist aber bislang nicht erreicht worden, sie ist mehr symbolisch. Es dominiert weiter die Standort-Wirtschaftspolitik in der Hoffnung, für die Stadtteile fällt genug ab.

Die neue Armut ist stadtteilgebunden. Die kulturelle und soziale Ausgrenzung beginnt im Stadtteil und hier wäre ihr zu begegnen. Gemeinden sind auf neue Weise gefordert, wenn sie in relativer Nähe zum Zentrum oder zu Subzentren z. B. als Anlaufstellen für Obdachlose wieder wichtig werden. Die Kirchenküche in Wandsbek zeigt das etwa oder das Winternotprogramm für Wohnungslose mit den Containern vor verschiedenen Hamburger Kirchengemeinden.

Neben solcher Nothilfe ist vor allem die Beteiligung an mittelfristiger sozialer Stadtentwicklung, auch Quartiersmanagement genannt, wichtig für die neu gebildeten Großgemeinden. Dafür brauchen sie aber auch Fachleute, z. B. den gemeinwesenorientiert und gemeinwesenökonomisch ausgebildeten Diakon und Sozialarbeiter.

4. DIE WICHTIGKEIT DES GABENÖKONOMISCHEN ANSATZES FÜR GEMEINWESENORIENTIERUNG UND STADTTEILENTWICKLUNG

Ein gabenökonomischer Ansatz, der von Gott als Geber des Lebens und der in Christus erneuerten Gnade des Teilens der Gaben ausgeht, ist gerade für die Gemeinwesenorientierung und Stadtteilentwicklung wichtig, sofern er die Menschen als in Beziehungen lebende und sie stiftende Akteure sieht. Ihr Handeln versteht er als Vertrauen in das im Weltprozess anwesende Prinzip der kooperativen Gerechtigkeit Gottes.

Gemeinwesenorientierung sollte auch die Existenz einer spirituellen Ökonomie einbeziehen, das heißt die Überzeugung, dass die Menschheit nicht allein durch Geld- und Warenkreisläufe existiert, sondern auch durch spirituelle Lebensmittel wie das heilende Wort, Vertrauen, Nächstenliebe, Engagement.¹⁹ Das Rechnen mit solchen Ökonomien nichtverrechenbarer Kraft der Solidarität und der Beziehungen in Familie, Freundschaft und Nachbarschaft ist die Basis aller Aktivierung und Partizipationsprozesse vor Ort. Ohne irgendjemanden vereinnahmen zu wollen, möchte ich vorschlagen, von einem wirksamen und kooperativen Prinzip der Gerechtigkeit und Güte auszugehen, das in den monotheistischen Religionen mit Gott dem Barmherzigen und Gerechten identifiziert wird, in säkularen sozialen Bewegungen als Solidarität und Zivilcourage erscheint, in der sozialen Arbeit als Unterstützung und Verstehen praktiziert wird und gemeinwesenökonomisch sich Mobilisierung, Aktivierung und Projektentwicklung nennt. Insofern wäre die Diakonie durchaus ganz bei ihrem Eigenen, wenn sie als Institution solche Studiengänge unterstützen würde, sei es durch die Entsendung von Mitarbeitern in solche Studiengänge, sei es durch Beteiligung an der Fortführung des Hamburger Master-Studiengangs Gemeinwesenökonomie/Stadtteilentwicklung oder durch entsprechende Fortbildungen.²⁰

Es verbindet sich mit dem Hamburger Studiengang die Hoffnung, dass Gemeinwesenökonomie keine Modeerscheinung ist, sondern die Weiterentwicklung eines schon länger bestehenden Professionsverständnisses, das als *community organizing* auch kirchlich-diakonische Traditionsmerkmale hat.

¹⁹ Siehe dazu ausführlich meinen Beitrag »Die Kreise ziehende Gnade« in: Benedict, Barmherzigkeit und Diakonie (s. Anm. 1), S. 219 ff.

²⁰ Zu diesem Studiengang siehe Michael Lindenberg/Lutz Peters (Hrsg.), Die gelebte Hoffnung der Gemeinwesenökonomie, Bielefeld 2004.

Was ist damit gemeint? Nach der Wandlung von der Methode zum Arbeitsprinzip, dann zur politischen Gemeinwesenarbeit sowie einem kurzfristigen Verschwinden hinter therapeutisch ausgerichteten Ansätzen, erstarkte die Gemeinwesenarbeit u. a. durch das KJHG wieder und bildet heute einen Kern dessen, was *Sozialraumorientierung* genannt wird. Mit Bourdieu ist der soziale Raum als das Feld zu charakterisieren, in dem soziales Denken und Handeln als Teil des sozialen und politischen Beziehungsgeflechts wirkt. Statt der moralischen Parteilichkeit mit den Opfern begibt sich die Profession so unmittelbar in das Macht- und Konfliktgerangel vor Ort, zusammen mit den Menschen, deren Aktivierung sie anregen möchte.

Was den Stellenwert der Ökonomie der sozialen und diakonischen Arbeit betrifft, so ist daran zu erinnern, dass er mit den Abendmahlsgaben und dem Almoseneinsammeln anfang, im 19. Jahrhundert über die Einwerbung von Stiftungsmitteln und die Gründung von Rettungsvereinen sich fortsetzte, in den Anfängen professioneller Arbeit entscheidend die Vermittlung der Fähigkeit des Haushaltens einschloss (bei Alice Salomon) und schließlich im konsolidierten Sozialstaat des Goldenen Zeitalters bei garantierter Kostendeckung der Sozial- und Diakonie-Arbeit whatsoever endete. Heute sind die mit der Ökonomisierung der sozialen und diakonischen Arbeit (durch den neuen Sozialmarkt mit privat-gewerblichen Anbietern und die neuen Steuerungsmodelle) gesetzten Fragen erneut ins Zentrum gerückt: Mit welchen Mitteln und Absichten streben wir welche Ziele an? Dazu gehört auch die Frage, ob und in welcher Weise die Ziele erreicht wurden.

Schließlich – angesichts des Booms, den derzeit Programme zur sozialen Stadt, zur Aktivierung von Nachbarschaften, zur Förderung der Freiwilligenarbeit und zur Stärkung der Bürgergesellschaft überhaupt haben, werden sich vermehrt Praxisfelder am Gemeinwesen und seiner Ökonomie herausbilden. Der Hamburger Masterstudiengang rechnet mit Professionsprofilen, die sich durch eine Kombination aus planenden, konzipierenden, organisierenden, erfindenden und kommunikativen Tätigkeitsanteilen auszeichnen, welche sich mit Know-how-Kompetenzen verbinden.

5. DER SOZIALE RAUM ALS ORT SOZIALER HIERARCHIEN

Die Wahrnehmung des sozialen Raums darf nicht nur sozial-administrativ gesehen werden, sondern im Sinne Bourdieu als Raum sozialer Hierarchien, in dem Selbstbehauptungs- und Aneignungskämpfe ausgetragen werden und als lebensweltlich bestimmter Raum (Thiersch). Kirchliche gemeinwesenorientierte Arbeit

wird in Befolgung ihrer befreienden Tradition (Exodus, Heilungsgeschichten) Menschen den Rücken stärken, ihre Ressourcen zu entdecken und Hierarchien aufzubrechen.

In den abgehängten Stadtteilen, wo die Segregation bereits realisiert ist und es keinem Bessergestellten einfallen würde, dort hinzuziehen, stellt sich die sozialräumliche Frage zum einen im administrativ-sozialgrafischen Sinn (Sozialraum und soziale Stadtentwicklung), zum anderen im Sinne der sozialen Hierarchien. Nach Bourdieu ist der Raum auch der Ort, an dem Menschen sich in hierarchisch unterschiedlichen Positionen befinden. Der Sozialraum ist eine Machtkonfiguration, in dem zuallererst Selbstbehauptungs- und Aneignungskämpfe ausgetragen werden.

»Die Macht über den Raum, die Kapitalbesitz in seinen verschiedenen Varianten vermittelt, äußert sich im angeeigneten physischen Raum in Gestalt einer spezifischen Beziehung zwischen der räumlichen Struktur der Verteilung der Akteure auf der einen und der räumlichen Struktur der Verteilung von Gütern und Dienstleistungen privater und öffentlicher Herkunft auf der andern Seite. Die Position eines Akteurs im Sozialraum spiegelt sich in dem von ihm eingenommenen Ort im physischen Raum wider (derjenige, den man als jemanden »ohne Heim und Herd« oder als »Obdachlosen« bezeichnet, hat sozusagen keine gesellschaftliche Existenz) wie auch in der relativen Position, die bei zeitlich begrenzten (z. B. Ehrenplätze, protokollarische Platzzuweisung) und vor allem bei dauerhaften Platzierungen (Privat- und Geschäftsadresse) im Verhältnis zu den Lokalisierungen der anderen Akteure innehat.«²¹

Kapital-, Grund- und Hausbesitz führen zu einer geradezu physischen Beharrungskraft der Strukturen des Sozialraums. So kommt es zu Konzentrationen von höchst seltenen Gütern und ihren Besitzern an bestimmten Orten des physischen Raums (etwa in Hamburg am Jungfernstieg, dem Neuen Wall, den Passagen), die konträr sind zu den Plätzen und Orten, die hauptsächlich den Ärmern vorbehalten sind. Aber auch an Orten hoher Konzentration von Gütern und Diensten gibt es Differenzen. Sie machen die Symbolik der feinen Unterschiede aus, etwa die alteingesessenen Geschäfte in der City, neben die die Straßenläden der Zugewanderten treten, etwa der Blumenkiosk und der Gemüsestand am Hauptbahnhof.

²¹ Pierre Bourdieu, *Das Elend der Welt*, Konstanz 1997, S. 199 f.

Selbst in den ärmeren Stadtteilen geht es um die Konkurrenz der Benachteiligten. Auch hier kämpfen alteingesessene Geschäfte gegen die Konkurrenz der türkischen und iranischen Straßenhändler und Läden. Auch hier geht es darum, ob kulturell Verschiedene mit unterschiedlichem Besitz und Einkommen in den Quartieren zusammenleben können auf der Basis dieser Differenz. Treffpunkte für alleinerziehende Mütter, Beschäftigungsprojekte für sozialhilfeabhängige Frauen, Elterngruppen in Kirchengemeinden sind Orte dieser sozialen Begegnung.

Die von Bourdieu herausgearbeitete Dimension des sozialen Raums ist für die in der Sozialarbeit Tätigen wie für die Studierenden sozusagen ein ständiges Memo, bei ihren Analysen und Praxen diese Positionierungen der Menschen zu berücksichtigen, ihre Orte zu sehen und sie nicht im geographisch-administrativen Raum als gleichrangige Subjekte zu sehen. Die bessere Gestaltung des Sozialen bedarf dieses geschärften Blicks. Denn das »Elend der Welt« findet sich nicht nur in den Institutionen (Fabriken, Schulen, Gefängnisse, Heime), sondern gerade auch in den Wohnquartieren, dort wo wie in Frankreich die Vorstädte (*banlieues*) brennen. Dort ist der Ort, wo Benachteiligungen manifest werden, wo aber auch Chancen der Aktivierung und Einmischung bestehen und wo immer noch die Kirchengemeinden am Schnittpunkt von System und Lebenswelt eine wichtige Rolle der Wahrnehmung und Unterstützung spielen. Sozialer Raum ist außerdem lebensweltlich bestimmter Raum. Ziel sozialer Arbeit ist bekanntlich die Unterstützung von Menschen in schwierigen Lebenssituationen. Diese Situation ist aber nicht einfach die des Einzelfalls, sondern der Mensch im Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse. Das wird seit 25 Jahren, befördert allem von Hans Thiersch, durch den Begriff Lebensweltorientierung ausgedrückt. Dieser Begriff nimmt seinen Ausgangspunkt beim Individuum. Gemeint ist die Lebenswelt des Einzelnen. Analysiert werden seine räumlichen und sozialen Bezüge. Der Mensch erfährt sich in einer konkreten Wirklichkeit, in der er sich immer schon vorfindet. Die materiellen und immateriellen Ressourcen dieser Realität sind gegliedert in Erfahrung des Raumes, der Zeit und der sozialen Beziehungen. Lebensweltorientierte soziale Arbeit bezieht sich auf die Ungerechtigkeiten, Ungleichheiten und Verwerfungen in der heutigen Lebenswelt.²²

In der Dimension der erfahrenen Zeit bezieht sie sich auf Bewältigungsaufgaben in der Gleichaltrigenkultur, in der Heranwachsende sich ihres

²² Klaus Grünwald/Hans Thiersch, Lebensweltorientierung, in: Hans Thiersch/Hans-Uwe Otto (Hrsg.), Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik, 2. Auflage Neuwied 2001, S. 1136 f.

Lebensstils und ihrer Möglichkeiten vergewissern. Das reicht von Jugendlichen, die in einer Jugendwohnung leben, bis zu den »Crash Kids«. Lebensweltlich orientierte soziale Arbeit hat zu tun mit Aufgaben des Dabeibleibens und Aushaltens in der Suchtarbeit, mit psychisch kranken Menschen, in der Geriatrie und der Hospizarbeit. Lebensweltlich orientierte soziale Arbeit handelt in den Dimensionen des sozialen Raums. Sie sieht benachteiligte Menschen vor allem eingeeengt in ihren geographisch beschränkten Räumen. Alleinerziehende Mütter mit kleinen Kindern können sich nicht groß bewegen. Wenn eine Mutter mit ihrem Kind nicht zum Orthopäden geht, ist das nicht automatisch eine Vernachlässigung, sondern liegt unter Umständen auch daran, dass es keinen Orthopäden in ihrem abgehängten Stadtteil gibt.

Der gleiche Sozialraum wird von unterschiedlichen Altersgruppen und sozialen Gruppierungen ganz unterschiedlich als Lebenswelt empfunden. Der 8-Jährige erfährt seinen sozialgeographischen Raum anders als der 17-Jährige oder die 70-jährige Rentnerin. Mobilität ist in der Kindheit und im Alter eingeschränkt. Sozial schwache Familien sind auf die benachbarten Räume angewiesen. Wenn ein Park in der Nähe ist (wie in Hamburg-Billstedt der Öjendorfer Park), wird dieser gerade im Sommer zu einem Arkadien der Grill- und Fitnesskultur, zum Paradies der Armen und kulturell Verschiedenen.

In der Dimension der sozialen Beziehungen geht es vor allen um die Beziehung zwischen den Sozialarbeitern und ihren Adressaten. Die Beziehungsaufnahme geschieht als Begegnung in alltagsweltlichen Situationen, die früher durch Verwandtschaft, Freundschaft und Nachbarschaft bestimmt wurden. Ganzheitlich soll die Beziehung sein, sie trägt aber oft zur Stigmatisierung und Abhängigkeit bei. Eine von der Gesellschaft verweigerte Anerkennung wird gerade von in der Diakonie tätigen Sozialarbeitern erwartet. Advokatorisch für die Klienten eintreten und sich doch nicht von ihnen vereinnahmen zu lassen, ist die sozialpädagogische Kunst, die zu lernen ist.

»Suchet der Stadt Bestes« – Kirche und Diakonie sind Teil des Gemeinwens und von ihrem Glauben an die Menschenfreundlichkeit Gottes verpflichtet, für mehr Gerechtigkeit vor Ort und weltweit einzutreten. Aufgrund rückläufiger Kirchensteuereinnahmen kann Kirche immer weniger parallele Strukturen bereithalten. Aufgabe von Diakonen und Sozialarbeitern in den neuen Regionalkirchen wird es sein, Ehrenamtliche für soziale und diakonische Tätigkeit anzuleiten, zivilgesellschaftliche Projekte zu organisieren, handle es sich nun um Nothilfemaßnahmen wie Suppenküchen, Kleiderkammern, Wohnungslosenhilfe oder um gemeindepädagogische Projekte wie Freizeiten, Theater- und Musikarbeit. Denn Macht besteht nach Hannah Arendt darin, »gemeinsam zu handeln«. Sie entsteht zwischen Menschen, die

sich verbünden (mit dem meist unbewussten Hintergrund, dass Gott sich mit den Menschen verbündet hat und als Prinzip kooperativer Gerechtigkeit diese Bündnisse mit ermöglicht). Das ist natürlich immer wieder gefährdet durch Vereinzelung und Resignation. Sozialräumlich orientierte Sozialarbeit und die Ausbildung dafür versuchen dem mit ihren bescheidenen Mitteln entgegenzuwirken.

B)
ERFAHRUNGEN AUS PROJEKTEN:
GELUNGENES, GELERNTES



Andreas Bauer

EDELKREIS. SINN VOLLER GENUSS. MUTIG – ERTRAGSSTARK – EXEMPLARISCH

Plädoyer für mehr unternehmerisches Handeln in der Kirche

»Alles Wesentliche im Leben ist Begegnung.«

Martin Buber

UNTERNEHMERISCHE IDEE GESUCHT

edelKreis ist eine unternehmerische Idee. Sie basiert auf dem gesellschaftlichen Wertewandel und verknüpft ihn mit der Notwendigkeit, zusätzliche alternative Finanzierungsquellen für die evangelische Kirche zu erschließen. Das Ziel: Förderung und Ausbau kirchlich-diakonischer Projekte.

Nach der Initialzündung 2012 zu einem zeitgemäßen und professionell durch Ehrenamtliche geführten Store entstanden in einem kleinen interdisziplinären Team erste Ideenansätze für ein multiplikationsfähiges Laden-Konzept. Die Team-Kompetenzen: Theologie, Marketing, Design, Organisation und Finanzen. Der Arbeitstitel: edelMut. Schrittweise entstand das Konzept »edelMut Sinn voller Genuss«, das einem Copyright unterliegt.

Entscheidend für den Erfolg einer Marktidee sind Kundenorientierung, ein begeisterndes Konzept und tatkräftige Macher mit Lust auf Zukunft. Im Projekt edelMut trafen diese Faktoren zusammen. Seit Eröffnung des ersten Shops im Jahr 2014 sind insgesamt vier Standorte eröffnet worden. Weitere sind in Planung.



Konzept, Gestaltung, Realisierung: viva Messe- und Ausstellungsbau GmbH, Hannover

AUS EDELMUT WIRD EDELKREIS

2014 eröffnete der erste Shop in Großburgwedel bei Hannover. Die Expansion in neue Regionen brachte den angestrebten Erfolg, gleichzeitig stieß man aber auch auf Anbieter mit ähnlichem oder gleichem Namen. Es erschien sinnvoll, das weitere Wachstum unter neuem weiterentwickeltem Begriff und neuer Wort-Bildmarke abzusichern: edelKreis. Sowohl Name als auch grafische Umsetzung sind geschützt und als Marke eingetragen.

APPETIT ANREGEN

Die folgende Beschreibung von Zielen, Vorgehen und Umsetzung soll Appetit machen auf edelKreis; sie soll umreißen, wie das Projekt entstand, geführt und vitalisiert wird, will Anreiz bieten für ziel- und kundenorientiertes Denken, Planen und Umsetzen – und soll Impulse geben für das Denken und Handeln auf Gemeinde- und Kirchenkreis-Ebene.

AUSGANGSLAGE: DIE WELT, IN DER WIR LEBEN

WERTEWANDEL VERÄNDERT GESELLSCHAFT

Lebensgefühl, Werteorientierung und Konsumverhalten verändern sich ständig und lassen neue Markt-Chancen entstehen. Nach dem Anti-Konsum in den 1980er Jahren (ich kaufe und schäme mich dafür) folgten die Yuppies, die Shoppen als Ausdruck des eigenen Lebensgefühls begriffen. Ab der Jahrtausendwende entstand eine neue Haltung, die eine bewusste und verant-

wortungsvolle Form des Konsums predigte: den strategischen Konsum. Er stellt die Macht des Verbrauchers in den Mittelpunkt und die daraus erwachsene Chance, durch persönliche und bewusste Kaufentscheidungen die Anbieter und Hersteller zu lenken und mit in die Verantwortung für die Welt zu nehmen.

SUCHE NACH SINN, GEBORGENHEIT UND WURZELN

Die Rückbesinnung und Hinwendung zu nostalgischen Ausdrucksformen sind in der Regel eine Antwort auf Unsicherheit, Orientierungs- und Perspektivlosigkeit. Die Suche nach Vertrautem und Bewährtem soll Sicherheit und Verwurzelung schaffen. Was ist wirklich wichtig, was hat mir früher Sinn, Lebensinhalt und Navigation vermittelt? Der prosperierende Markt der Sinnangebote bietet heute eine große Bandbreite an vielfältigen Angeboten und boomt seit Jahren. Eine tiefe Sehnsucht nach *basic needs* erfüllt die Menschen, neuartige Lebenskonzepte entstehen.

LIFESTYLE OF HEALTH AND SUSTAINABILITY (LOHAS)

Das Akronym Lohas bezeichnet Personen, deren Lebensstil von Prinzipien der Gesundheit und Nachhaltigkeit geprägt ist. Ihnen geht es um sinnvollen Konsum, Verachtung der Wegwerf-Mentalität, Bewahrung der Welt durch Schonung von Ressourcen; aber auch um den Beweis, dass dieser Anspruch an Produkte und Dienstleistungen eine eigene, wertige Ästhetik aufweisen kann. Eine Bewegung entsteht, deren gesellschaftlicher Einfluss schrittweise zunimmt, die öffentlichen Diskussionen immer stärker vorantreibt. Aus einer Randgruppe wird Mainstream.

CRADLE-TO-CRADLE

cradle-to-cradle lautet der englischsprachige Ausdruck für Warenkreislauf. Er löst den Begriff des *Secondhand* ab. Während *Secondhand* zwischen »neu« und »gebraucht« unterscheidet, bezeichnet der *cradle*-Gedanke die fortwährende Nutzung von Waren durch immer neu entstehende Einsatzformen und Verwendungsmöglichkeiten (von der Wiege bis zur Bahre – hin zur Wiege). Design-Taschen aus alten LKW-Planen oder Avantgarde-Kleidung aus PET-Flaschen sind Ausdruck dieser Philosophie.

MITTENDRIN: KIRCHE VERLIERT AN GESELLSCHAFTLICHER BEDEUTUNG

Klassische gesellschaftliche Ordnungen und Strukturen werden immer öfter kritisch hinterfragt und verlieren an Kraft, Macht und gesellschaftlicher Relevanz. Neben Vereinen, Parteien, Gewerkschaften sind auch die Kirchen

von dieser Entwicklung betroffen. Ihre Stimme wird schwächer, ihre Fragen und Antworten seltener gehört und beachtet. Der kontinuierliche Mitgliederschwund führt zu sinkenden Gemeindezahlen.

Hohe Beschäftigung und sprudelnde Steuereinnahmen täuschen im Moment noch darüber hinweg, dass es mittelfristig zu einem deutlichen Minus bei den Finanzmitteln kommt.

Auf der anderen Seite braucht es künftig mehr Geld und Professionalität, um die vielen seelsorgerischen und diakonischen Aufgaben von Kirche in der Gesellschaft erfüllen zu können – und das in einer begeisternden Qualität, die weitere Rückgänge minimiert, neue Zielgruppen gewinnt.



Konzept, Gestaltung, Realisierung: viva Messe- und Ausstellungsbau GmbH, Hannover

DAS MITBEWERBSUMFELD

DER MARKT DER CHARITY-SHOPS: HETEROGEN UND ZUNEHMEND INTENSIV
Wettbewerber gibt es international, national und lokal in großer Anzahl und unterschiedlicher Ausprägung. Oxfam, Fairkaufhaus, klassische Secondhand-Läden und Eine-Welt-Initiativen konkurrieren und werben um Mitstreiter und Kunden – und vor allem um Menschen, die ihre gebrauchten Waren unentgeltlich zur Verfügung stellen und so das Geschäft überhaupt erst ermöglichen.

RECOMMERCE: EIN NEUER MARKT ENTSTEHT

Der Begriff *ReCommerce* steht für den Handel von Produkten im Sinne des Warenkreislaufs im Internet. In der Praxis bedeutet das: Sogenannte Ankaufportale kaufen gebrauchte, neuwertige oder auch defekte Produkte und

Geräte an, werten diese wieder auf und verkaufen sie anschließend weiter. Vor allem Massenprodukte wie Bücher, CDs, DVDs, Videospiele, Smartphones und Tablets werden in diesem Markt meist gehandelt. Immer öfter bieten Produzenten beim Kauf des Neuprodukts spätere Weiterverwendung an. Ob Reparatur der eigenen, über die Jahre lieb gewonnenen Jeans oder deren Aufarbeitung: Nachhaltiger Konsum ist als Chance des Geldverdienens und der Kundenbindung erkannt.

IM WETTBEWERB BESTEHEN: DIFFERENZIERT UND PROFILIERT

Wer im Markt der vielen Anbieter überleben will, muss eindeutig erkennbar sein und allen Akteuren erlebbare Vorzüge bieten. Nur wer ein randscharfes Profil besitzt, Ziele und Strategien konsequent verfolgt, hat die Chance zu bestehen. Und wer Mitarbeitende, Spender und Käufer für die gute Sache gewinnt, fördert und bindet, entwickelt eine stabile und überzeugte Community. Sie agiert als großer Freundeskreis und engagiert sich für die verbindende Idee.

ZIELE: DAS ERGEBNIS DEFINIEREN

MEHR GELD FÜR KIRCHLICH-DIAKONISCHE PROJEKTE

Für die kirchliche Arbeit von morgen braucht es Mut, Ideen und zusätzliche Mittel, um Spielräume für innovative und wertschöpfende Projekte zu eröffnen. Konzeptarbeit, Experimentierfreude, Lust auf Zukunft und Gottvertrauen sind hierfür unerlässlich. Und es kommt nicht nur auf die Höhe der Mittelzuflüsse an, sondern auf deren Stabilität und Planbarkeit. Das stellt hohe Anforderungen an die Tragfähigkeit der Konzepte

MEHR KIRCHLICHE PRÄSENZ IN DER ÖFFENTLICHKEIT

Kirche muss außerhalb kirchlicher Räume sichtbar und erlebbar werden. Mitten im Zentrum der Stadt soll sie überraschen, Aufmerksamkeit und Neugier erzeugen und damit Menschen ansprechen, die unserer Kirche eher skeptisch – oder immer öfter – interesselos gegenüberstehen. Spannende und zeitgemäße Auftritte bieten die Chance, wahrgenommen zu werden und Lebensbotschaften zu senden.

MEHR NEUE ZIELGRUPPEN ERREICHEN UND GEWINNEN

edelKreis stores sind missionarisch wirkende Plattformen. Unterschiedliche Milieus treffen aufeinander und kommen zwanglos miteinander ins Gespräch.

Trendiger Einzelhandel zeigt, wie das Nebeneinander von Shoppen, Espresso genießen und sich mit Anderen austauschen funktioniert. Ein neues Miteinander entsteht. edelKreis führt so traditionelle kirchliche Kreise, trendbewusste Performer und prekäre Milieus zusammen und überwindet klassische soziale Abgrenzungen.

edelKreis 
SINN VOLLER GENUSS

so gut
wie
neu

Helfen steht Ihnen gut.

- Mode mit Stil und Geschichte
 - Schmuck für glänzende Zeiten
- Bücher aus x-ter Hand
 - Fair-Trade-Genuss
- Neue kreative Ideen für alte Dinge
- Freunde treffen

STRATEGIEN: MIT PROFIL UND MARKEN-PERSÖNLICHKEIT DAS ZIEL ERREICHEN

I. PROFIL: EINZIGARTIGE UND ÜBERZEUGENDE INHALTE

Wohltätigkeit

- Ausdruck gesellschaftlicher und christlicher Verantwortung
- Wohl-Tun ist kein Almosen

Nachhaltigkeit

- Schöpfung bewahren, cradle-to-cradle-Prinzip
- Qualitativ hochwertige Angebote mit Mehr-Wert
- Aus »Gebraucht« wird »pre-loved«

Bildung

- Christlichen Bildungsauftrag neu interpretieren, hautnah und reizvoll vermitteln
- Informiert und bewusst leben und konsumieren
- edelKreis als Impulsgeber und Plattform für nachhaltiges Leben

Freiwilligen-Management

- Trainingsplattform für professionelles Freiwilligen-Management
- Kundenorientierung und wirkungsvolle Argumentation der eigenen Stärken, auch als Impuls für Gemeindegarbeit
- Messen von Wirksamkeit, ständige Verbesserung von Angeboten, Strukturen und Prozessen

Ökumene

- Kooperation mit christlichen Partnern anstreben
- Neue Wege des gegenseitigen Verständnisses entwickeln
- Gemeinsam Kräfte bündeln

2. MARKEN-PERSÖNLICHKEIT: ÜBERRASCHEND UND PRÄGEND AUFTRETEN

Innovativ

- Sinn oder Genuss – scheinbar unvereinbare Gegensätze lösen sich auf
- Kein Entweder-Oder mehr, Entscheidungsdruck verschwindet

Offensiv

- Auf die Menschen zugehen
- Botschaften überraschend senden
- Christlichen Auftrag praktisch erlebbar machen
- Neue Anknüpfungspunkte und Chancen entwickeln

Empathisch

- Nähe zeigen, flexibel auf Kunden eingehen
- Sensibel und einfühlsam reden und handeln
- Bandbreite der Gesprächsführung: Vom Verkaufen bis zum seelsorgerischen Dialog

Gabenorientiert

- Ora et labora et lege
- Jeder Einzelne engagiert sich mit seinen Gaben und trägt zum Gelingen des Ganzen bei

Effizient

- Keine Hierarchien, schnelle und kurze Prozesse
- Hohes Kostenbewusstsein
- Keine Overheads, maximaler Ertrag für die Projekte

MASSNAHMEN: DIE STRATEGIE MIT LEBEN FÜLLEN

TEAM: SEELE DES GESCHÄFTS

Mittelpunkt der edelKreis Stores sind die Menschen, die sich ehrenamtlich für das Projekt engagieren, die einen Teil ihrer privaten Zeit in die edelKreis-Idee und damit in andere Menschen investieren. Sie sind die Seele des Geschäfts. Mit ihnen steht und fällt der Erfolg. Sie präsentieren, argumentieren und sorgen manchmal auch für die Seele. Dem Menschen zugewandt, wird christliches Profil sicht- und erlebbar.

Alle Mitarbeitenden beherrschen die Kunst, die klassische Grenze zwischen Verkäufer und Käufer aufzulösen. Ein neues Gefühl des Miteinander entsteht, statt Verkaufsgespräch wird der persönliche Dialog geführt, der auch, wenn gewünscht, Raum für Persönliches lässt.

Regelmäßige Kundenbefragungen belegen die außergewöhnlich persönliche und zugewandte Atmosphäre. Sie wird wahrgenommen und als das herausragende Merkmal des Ladens bezeichnet. Kein Wunder, dass der sorgfältig-

tigen Auswahl, Schulung und Motivation des Teams die besondere Rolle bei Besetzung und Führung eines edelKreis Stores zukommt.

Zusammen mit der schlanken und flachen Organisationsstruktur entsteht so eine schlagkräftige und flexibel agierende Dienstgemeinschaft, die Erträge für diakonisch-kirchliches Tun erwirtschaftet – und stolz darauf ist.

MEHR-WERT-SORTIMENT: PRODUKTE, DIE GESCHICHTE ERZÄHLEN

Kleidung ist der wirtschaftliche Kern des edelKreis-Programms. Sie wird kostenlos angeliefert, sortiert, geprüft und zum angemessenen Preis angeboten. Der Verdienst – die Marge – ist hier am höchsten und liefert das wirtschaftliche Rückgrat des Stores.

Einzigartig ist die Idee, ausgesuchte Stücke mit einer Produkthistorie auszustatten. Auf einem entsprechenden Dokument, das zusammen mit dem Preisschild in der Ware angebracht ist, erzählen Vorbesitzer und Vorbesitzerinnen stichwortartig die Lebensgeschichte des Kleidungsstücks. Das wertet das Produkt emotional auf und rückt es in die Nähe einer klassischen Antiquität. Lebensspuren werden als Patina betrachtet und als wertvoll empfunden. Als Neukäufer wird man Teil der originalen Produkthistorie und führt sie in der Regel bewusst fort.

Upcycling geht noch einen Schritt weiter. Durch den ideenreichen Mix aus Material und Form entstehen aus gelebten Dingen jetzt neue Produkte mit Anspruch. Aus Zeltplanen entstehen Designer-Taschen, aus LKW-Abdeckungen werden Shopping Bags, immer Unikate mit hohem Reiz und Wert. Fair-Trade-Genussangebote wie Kaffee, Wein, Saft oder Tee arrondieren das Kleidungsangebot. Wert-volle Literatur und Texte über Gott und die Welt als Geschenk oder zum Selbstlesen inspirieren und unterhalten.

Maßschneiderei und Reparatur-Service unterstützen die Idee von Nachhaltigkeit und Warenkreislauf. Teilweise werden im Rahmen von Aktionswochen auch externe Designer und Handwerker eingeladen, ihr Können zu zeigen. Eine Aktionsinsel schafft den Raum, spezielle Einzelstücke anzubieten und zu erwerben.

Abhängig vom Standort findet man auch Porzellan, Gläser, Schuhe im Angebot.

Jedes Angebot im edelKreis Store wird, bevor es in den Verkauf kommt, sorgfältig auf die definierten Qualitätsstandards überprüft. Als nicht verkäuflich eingestufte Ware wird an Kooperationspartner weitergegeben. Ziel ist es, alle Spenden weitestgehend zu verwerten und einer sinnvollen Verwendung zuzuführen

EDELKREIS: EIN NAME WIRD ZUR MARKE

Inhaltlich steht der Begriff edelKreis für den nachhaltigen Warenkreislauf, den verantwortungsvollen Kreislauf des Geldes, den Kreis der Ehrenamtlichen, die sich mit viel Kraft und Begeisterung engagieren – und für den motivierten Freundeskreis der Spender und Spenderinnen.

MARKEN-FÜHRUNG

edelKreis ist eine Marke und wird als Marke geführt. Es gibt ein Markenhandbuch mit Regeln zu Inhalten und Gestaltung. Ein durchgängiger Auftritt und die daraus folgende Wiedererkennbarkeit entsteht. Zentrale Elemente der Markenführung sind das edelKreis Konzept, Logo, Ladendesign und alle Kommunikationsbausteine. Die verbindliche Einhaltung der Vorgaben ist tragender Bestandteil des Lizenzvertrages.

LADEN-DESIGN: SINN VOLLER GENUSS ALS ERLEBNIS

Der edelKreis Store stellt die Bühne für die Inszenierung des edelKreis Erlebnisses dar. Darauf bewegen sich Kunden, Mitarbeiter, Produkte, Möbel. Atmosphäre und Ausstrahlung unterstützen den Markenanspruch: echt, animierend, ehrlich, lebendig, »pre-loved«. Die Möbel sind modular aufgebaut und ermöglichen die flexible und wirtschaftliche Anpassung der Einrichtung an unterschiedliche Ladenlokale. Das reduziert den planerischen und finanziellen Aufwand für die Geldgeber erheblich. Der konsequente Markenauftritt wird gewährleistet. Konzept, Design und Technik werden von Spezialisten für Markenshops entwickelt, angepasst und umgesetzt.

Zentraler Treffpunkt im Store ist die lange Tafel. Sie dient der Kommunikation und ermöglicht ungezwungene Gespräche, kurze Arbeitssequenzen am Laptop, den schnellen Espresso oder die Lektüre der aktuellen Tagespresse. Die Gestaltung dieser Themeninseln, inklusive Stühlen und Lampen, inspiriert und unterstützt die offene Atmosphäre.



Fotos: fotolia; Konzept, Gestaltung, Realisierung: Loeper & Wulf KonzeptDesign, Hannover

WERBLICHE KOMMUNIKATION

Die edelKreis Kommunikation wird von einer Designagentur gestaltet und basiert auf vier Standbeinen: Pressearbeit, Print (Flyer), Internet, Schaufenster. Schwerpunkt ist das Schaufenster als klassisches Werbemittel des Einzelhandels, kombiniert mit dem Internetauftritt. Laufkundschaft nimmt edelKreis in erster Linie durch die ideenreich und aufmerksamkeitsstark dekorierten Schaufenster wahr. Für vertiefende Informationen ist das Internet zuständig. Die Suche eines Shops erfolgt heute über das Web und führt den potenziellen Kunden nach Vorab-Info und Kaufanreizen zum Laden.

Begleitet wird der Marken- und Produktauftritt durch Presseveröffentlichungen. Sie sind von hoher Glaubwürdigkeit und entlasten, da unbezahlt, das Kommunikationsbudget.

Die Gestaltungslinie der Kommunikationsbausteine folgt dem strategischen Ansatz. Innovativ, offensiv und empathisch präsentieren sich Zielgruppen-Typus und Angebot, die edelKreis Story wird locker und animierend erzählt. Sie ermuntert, sich in den Freundeskreis der großen edelKreis Idee einzureihen – und *sinn voll* zu genießen.

INTERNE KOMMUNIKATION

Führen heißt Kommunizieren. Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen müssen ständig transparent und motivierend geführt werden. Das erfordert kontinuierliches Gespräch, Information, Zielvermittlung, Coaching. Gerade Ehrenamtliche brauchen ein hohes Maß an Zuwendung und Wertschätzung, um sie immer wieder in ihrem Tun zu bestätigen. Dazu gehören auch Danke-Essen und gemeinsame Ausflüge.

STANDORT

Präsenz in der Öffentlichkeit verlangt einen zentralen Standort in der Stadt. 2-B-Lagen akzeptieren und auf Werbung für den Store setzen, ist zum Scheitern verurteilt. edelKreis lebt von der schnellen und wirkungsvollen Wahrnehmung durch hohe Frequenz an Passanten. Shopping heißt heute auch, Bescheid zu wissen über das City-Angebot, mitreden zu können im Freundeskreis, Neuigkeiten auszutauschen. Auch die Schaufenster mit ihrer animierenden Warenpräsentation sind auf viele neugierige Betrachter angewiesen. So wird edelKreis schnell zum Thema der Stadt.

PREIS

Niedrige Preise sind grundsätzlich Bestandteil eines Charity-Shops. edelKreis positioniert sich bewusst eher im oberen Bereich dieser Preisklassen. Konkret ist es Aufgabe der Ladenteams, die Preise vor dem Hintergrund ihrer lokalen Analyse und ihrer persönlichen Einschätzung anzusetzen. Schon nach wenigen Tagen der Verkaufserfahrung können erste Anpassungen vorgenommen werden.

Rabatte werden generell nicht gewährt. Es wäre geradezu widersinnig, in einem Shop, dessen Erträge einem guten Zweck dienen, Nachlässe zu geben. Entsprechend wird von dem Team erfolgreich argumentiert.

PROZESSE UND STRUKTUREN

Minimierte Kostenstrukturen gehören untrennbar zur edelKreis Philosophie. Sollen doch möglichst hohe Netto-Erträge den diakonisch-kirchlichen Projekten zukommen. Strukturen und Prozesse beschränken sich auf ein Mindestmaß, um den Geschäftsbetrieb ordnungsgemäß aufrecht zu erhalten. Das Team, im Sinne einer Dienstgemeinschaft, lebt vom gemeinsamen Verständnis der Aufgabe und einem flexiblen und empathischen Geist auch nach innen.

Die Einbindung des edelKreis Stores in ein Netzwerk von Läden, Trägerform und grundsätzliche Inhalte und Zusammenarbeit sind zu Beginn der Projekt-Entwicklung festzulegen. Die Geschäftsführung der edelKreis gGmbH ist kompetenter und erfahrener Impulsgeber und Gesprächspartner.

CONTROLLING

Klar formulierte Projektziele, Strategien und Maßnahmen verlangen nach einem stringenten Controlling. Es dient nicht der Kontrolle, sondern der Steuerung des Geschäfts auf dem Weg zur sicheren Zielerreichung. Nur wer frühzeitig Abweichungen vom Umsatz- und Kostenplan kennt, kann die richtigen Schlüsse ziehen und die zielführenden Schritte einleiten. Kein Controlling bedeutet, sich und dem Team die Chance zu nehmen, motiviert und sachkundig das anvisierte Ziel erfolgreich umzusetzen.

PERSPEKTIVE: DIE ZEIT IST REIF

Themen wie Klimawandel, Greta Thunberg, Elektromobilität, Plastikmüll im Meer beschleunigen die gesellschaftliche Sensibilität in einer Intensität, die bei der Entwicklung von edelKreis (edelMut) vor knapp zehn Jahren in dem

Maße noch nicht absehbar war. Nur die Erkenntnisse der Trendforschung ließen damals die nächste Stufe des Wertewandels erkennen und machten Mut, auf das Konzept, seine Inhalte und Ziele zu setzen.

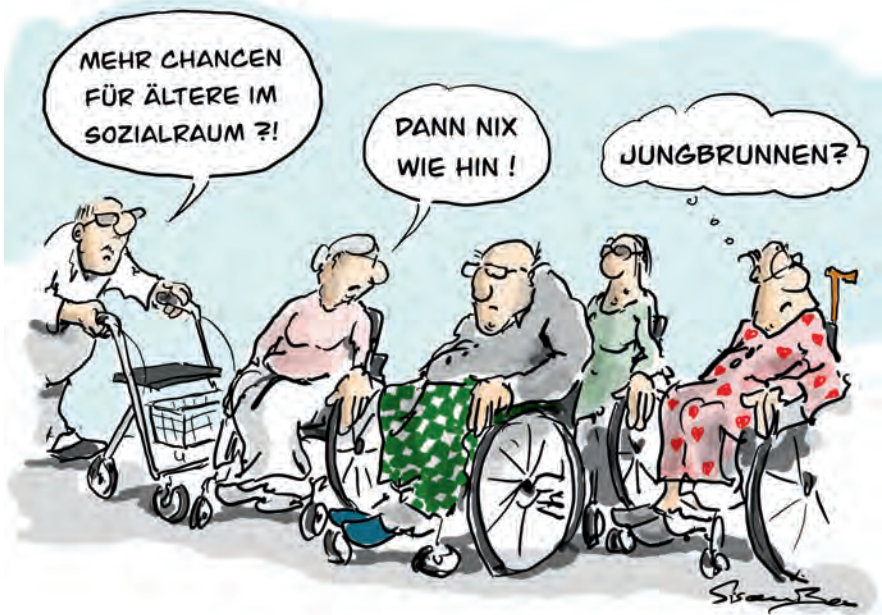
Heute ist der edelKreis Gedanke aktueller denn je. Auch der Bedeutungsverlust unserer evangelischen Kirche in der Gesellschaft ist unverändert, hat eher an Geschwindigkeit und Brisanz zugenommen. Grund genug, das edelKreis Projekt mit Kraft, Begeisterung und unternehmerischer Lust voranzutreiben.

AUS EINEM VEREIN WIRD DIE gGMBH

So wie sich der Name von edelMut in edelKreis weiterentwickelte, hat sich auch die Organisationsform verändert. Aus dem gemeinnützigen Verein auf Kirchenkreisebene wurde eine gemeinnützige GmbH, eingebunden in das Diakonische Werk Hannover.

ANSPRECHPARTNER UND IMPULSGEBER

Stefan Heinze (Geschäftsführer)
edelKreis Hannover gGmbH
Burgstraße 10
30159 Hannover





Cornelia Coenen-Marx

MEHR CHANCEN FÜR ÄLTERE IM SOZIALRAUM

I. DIE NEUEN ALTEN: POWERAGER UND UNRUHESTÄNDLER

Noch nie in der Geschichte sind Menschen so gesund alt geworden, noch nie war die Breite der Bevölkerung so gut ausgebildet, so kompetent und selbstständig wie heute, noch nie gab es auch so viele Möglichkeiten, sich zu vernetzen und gut zu organisieren. Wir haben in den letzten 100 Jahren im Schnitt zehn gesunde Jahre hinzugewonnen. Legt man den Alterssurvey von 2014 zugrunde, sind 70-Jährige kaum weniger leistungsfähig als gesunde 55-Jährige. Mehr als ein Drittel der 55- bis 69-Jährigen hat keine oder höchstens eine Erkrankung und noch die Hälfte der 70- bis 85-Jährigen fühlen sich trotz der einen oder anderen Krankheit funktional gesund. Gleichwohl zeigen sich deutliche Gruppenunterschiede: Personen mit niedriger Bildung, prekärer Beschäftigung, aber auch mit Migrationshintergrund sind bei allen Gesundheitsdimensionen benachteiligt. Wir haben alle zehn gesunde Jahre dazu gewonnen – aber es lohnt sich, noch einmal genauer hinzuschauen.

Entgegen häufiger Befürchtungen, dass die Mehrzahl der Älteren einsam ist, haben die meisten stabile Bezugsnetze. Viele teilen ihr Leben bis ins hohe Alter mit einer Partnerin oder einem Partner. Zwar steigt – wie in der gesamten Gesellschaft – auch bei den über 55-Jährigen der Anteil der Geschiedenen, zugleich aber zeichnet sich auch und gerade im Alter eine Verschiebung hin zur nichtehelichen Partnerschaft ab. Und die steigende Lebenserwartung

ermöglicht auch ein längeres Zusammenleben: Im Jahr 2014 waren weit weniger Menschen zwischen 70 und 85 Jahren verwitwet (24,0 %) als im Jahr 1996 (39,1 %). Einsamkeit ist also für die Mehrheit kein Problem: Aber es gibt sie, die Singles ohne Partnerschaft und Kontakte in die Nachbarschaft. Tatsächlich fühlt jeder Zehnte sich einsam; und vor allem in den schrumpfenden ländlichen Regionen wächst das Problem.

Das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen in der zweiten Lebenshälfte ist kontinuierlich gestiegen. Das gilt vor allem für die 55- bis 65-Jährigen, bei denen auch die Erwerbsbeteiligung seit 1996 um ein Fünftel gestiegen ist – vor allem, weil sich die Unterschiede in den Erwerbsquoten zwischen Männern und Frauen verringert haben. Das bedeutet aber auch, dass immer mehr Ältere in die Situation kommen, Beruf und Haushalts- beziehungsweise Sorgetätigkeiten vereinbaren zu müssen. Betroffen sind vor allem die 50- bis 65-jährigen Frauen, die die Betreuung der Enkelkinder und die Pflege ihrer betagten Eltern übernehmen. Ihr Anteil hat sich zwischen 1996 und 2014 vervierfacht. Wirtschaftlich geht es dieser Generation so gut wie lange keiner – allerdings gibt es eine Gruppe, die gerade die Gemeinden nicht aus dem Blick verlieren sollten: die älteren Frauen, die sich aus der Öffentlichkeit zurückziehen, weil sie Erziehungs- und Pflegeaufgaben übernehmen. Noch vor ein oder zwei Jahrzehnten war das die Gruppe der aktiven Älteren in den Frauenhilfen und Besuchsdiensten, die frei waren, sich ehrenamtlich zu engagieren, nachdem die Kinder aus dem Haus waren.

Die 50- bis 70-Jährigen sind heute die relativ wohlhabendste Altersgruppe in Deutschland. 54 % besitzen Wohneigentum – das allerdings in den schrumpfenden Regionen an Wert verliert. Von den anderen 46 % allerdings lebt die Hälfte von relativ niedrigem Einkommen. Sie waren Arbeiter, geringfügig Beschäftigte oder kleine Selbständige, sie sind eben alleinstehende oder geschiedene Frauen, die heute wegen der Kinder, die sie versorgt haben, eine kleine Rente haben. Das sind die, die heute vielleicht gern ehrenamtlich tätig wären, sich aber Ehrenamt oft kaum leisten können.

Die moderne Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft, die Entwicklung der Technik und die Akzeptanz ganz unterschiedlicher Lebensentwürfe machen es grundsätzlich leichter, bis ins hohe Alter selbstbestimmt zu leben. Wer nicht mehr mobil ist, kann zumindest virtuell Kontakte knüpfen und pflegen. Inzwischen gibt es mehr und mehr Projekte der digitalen Nachbarschaft – wie z. B. das Portal »nebenan.de«. Es ist auch nicht ehrenrührig, sich Unterstützung zu organisieren – vom Einkaufsservice bis zum Wäschedienst nutzen das auch die vielen mobilen Berufstätigen. Wer allerdings von der Grundsicherung lebt und gesundheitlich eingeschränkt ist, hat weit weniger

Möglichkeiten, sich zusätzliche Freiheit zu »kaufen«. Vielleicht lässt sich aber tauschen oder teilen? Das braucht allerdings stabile soziale Netze und die Bereitschaft zum Engagement. Für beides sind Kirchengemeinden ein guter Boden. Vielerorts sind inzwischen Reparatur-Cafés und Nachbarschaftsläden entstanden.

2. ALTER NEU GESTALTEN: WAS FÜLLT MEIN LEBEN AUS?

»Was füllt mein Leben aus? Was suche ich? Was machen andere? Und was geht da zusammen?« Das sind Fragen aus dem Modellprojekt »Alter neu gestalten« der Evangelischen Kirche in Württemberg. »Es geht darum, andere Menschen kennenzulernen, die auch ihre Herausforderungen bestehen, ihre Chancen nutzen wollen.« Die »jungen Alten«, die »Power-Ager« oder Unruheständler verfügen stärker als Jüngere über ihre eigene Zeit, sie können vielfältige Kompetenzen aus Beruf und Familie einbringen und nicht zuletzt sind sie oft Kennerinnen und Kenner des Quartiers. Die Generation der 55- bis 69-Jährigen engagiert sich besonders stark im sozialen Ehrenamt und im lokalen Bürgerengagement. In Vereinen, wo junge Leute immer schwerer Anschluss finden, halten sie die nachbarschaftlichen Netze zusammen. Mit den neuen Dorfläden und Nachbarschaftscafés oder auch mit Bürgerbussen stärken sie die Eckpfeiler des öffentlichen Lebens, organisieren sich in Bürgerinitiativen oder arbeiten in Parteien mit. Bei der letzten Kommunalwahl wurde mir klar, dass es vor allem Freiberufler, Hausfrauen, Migrantinnen und eben junge Alte sind, die sich für ihren Ortsteil engagieren – für den öffentlichen Nahverkehr, die Schwimmbäder und Einkaufszentren, die Ärzte im ländlichen Raum und als Kirchenkuratoren, Friedhofspaten oder im Besuchsdienst für die Kirchengemeinde.

Wie viele Jüngere auch wollen und können sie sich als Ehrenamtliche nicht mehr auf Jahre festlegen, aber für ein Projekt, das ihnen am Herzen liegt, legen sie sich ins Zeug. Sie engagieren sich als Leihomas und Lesepaten, als Demenzbegleiterinnen sorgen sie in Abstimmung mit einer Sozialstation für kleine nachbarschaftliche Dienste, als Hausaufgabenbegleiter engagieren sie sich für Flüchtlinge und als Jobpaten begleiten sie schwer vermittelbare Jugendliche vom Praktikum bis in ein festes Arbeitsverhältnis.

Es griffe zu kurz, bürgerschaftliches Engagement vor allem nach seinem gesellschaftlichen, sozialen oder kirchlichen Nutzen zu beurteilen. Bürgerinnen und Bürger nehmen gesellschaftliche Anliegen selbst in die Hand und gestalten sie auf eigene Weise. Sie schenken Zeit für eine Aufgabe, die ihnen

am Herzen liegt. Dabei geht es keinesfalls um selbstvergessenen Altruismus. Wer sich engagiert, gewinnt zugleich neue Beziehungen und eigene Netzwerke, Lebensvertiefung und soziale Kompetenzen. »Es ist einfach notwendig, als Bürger da zu sein«, schreibt Annelie Keil, die sich mit Henning Scherf zusammen seit Jahren für neue Wohnprojekte und Nachbarschaftsarbeit Älterer engagiert, in ihrem Buch »Das letzte Tabu«. »Zivilgesellschaftliches Engagement ist kein Zuckerbrot, kein Nachtisch zu den Hauptmahlzeiten des Lebens nach dem Motto: Jetzt habe ich noch ein bisschen Zeit. Nein, die Notwendigkeit wird leibhaftig erlebt ... Der Weg muss vom Einzelnen in die Gemeinschaft gehen. Und umgekehrt tue ich ja alles, was ich noch für die Gemeinschaft tue, im Wesentlichen für mich.« Selbstwirksamkeitserfahrungen sind die wesentliche Triebfeder des Engagements. Alle Versuche, das Ehrenamt zu stark einzuhegen und zu kanalisieren, um es effektiver zu gestalten, müssen deshalb an Grenzen stoßen. Ehrenamtliches Engagement wächst aus dem Wunsch, gemeinsam mit anderen zu wachsen und zu lernen, ermöglicht Teilhabe und stärkt die Verwurzelung in der Nachbarschaft. »Ich für mich. Ich mit anderen für mich. Ich mit anderen für andere. Andere mit anderen für mich«, sagt Margret Schunk vom Projekt »Alter neu gestalten«. »Weil wir uns vorgenommen haben, etwas gemeinsam zu tun, was uns allen nützt, was uns allen hilft. Eine Gemeinschaft, ein Netzwerk soll entstehen und wachsen können, das uns allen etwas bringt.«

3. DIE NEUE WAHLVERWANDTSCHAFT: NACHBARSCHAFTEN UND MITTAGSTISCHE

Je älter wir werden, desto mehr sind wir darauf angewiesen. Denn die familiären Netze dünnen aus: Die Wohnentfernung zwischen Eltern und erwachsenen Kindern hat in den letzten Jahren ständig zugenommen. Nur noch bei einem Viertel der Befragten leben die erwachsenen Kinder am selben Ort. Zwar haben die allermeisten Familien wöchentlich Kontakt zueinander – aber im Vergleich der letzten Jahre erhalten die über 70-Jährigen immer seltener praktische Hilfe. Im letzten Freiwilligensurvey der Bundesregierung wurde deshalb zum ersten Mal die informelle, außerfamiliale Unterstützung in Freundschaft und Nachbarschaft abgefragt, soweit sie eben unentgeltlich und außerhalb beruflicher Tätigkeiten erfolgt. Dabei zeigte sich: Immerhin 25 % engagieren sich in der nachbarschaftlichen Hilfe bei Einkäufen, Handwerksdiensten bis Kinderbetreuung – und es sind, bis auf die Unterstützung Pflegebedürftiger, mehr Männer als Frauen und eher Jüngere als Ältere.

Besonders wichtig: Die wechselseitigen Unterstützungsleistungen verbessern die Lebensqualität aller Beteiligten. Nachbarn und Freunde können zu Wahlverwandten werden.

Es ist deshalb auch kein Zufall, dass das Thema »Wohnen« so viel Gewicht bekommen hat – das gilt grundsätzlich im Blick auf verfügbaren Wohnraum und Mietpreisspiegel. Es gilt aber eben auch für die Wohnsituation von Älteren. Mehr noch als andere Gruppen sind sie auf gemischte Wohnquartiere und barrierearme Wohnungen angewiesen. Und auch ganz neue Wohnmodelle werden hier erprobt, Seniorenwohngemeinschaften, die vielleicht an studentische Erfahrungen erinnern, aber auch Mehrgenerationenhäuser. Dabei ist es wichtig, dass wir das hohe Alter nicht automatisch mit Hilfebedürftigkeit verknüpfen. Eine Hochaltrigenstudie der Universität Heidelberg von 2013 zeigt: 80 % der befragten 80- bis 99-Jährigen interessieren und engagieren sich gern für die nächste und übernächste Generation.

»Wenn wir nicht allein bleiben und nicht nur privatisieren wollen«, schreibt Lisa Frohn in ihrem Twitter-Buch »Ran ans Alter«, dann brauchen wir Räume, wo wir hingehen können. Um andere zu treffen. Um uns auszutauschen. Um gemeinsam etwas zu tun. Um uns als gesellschaftliche Wesen zu erleben.« Wo die Sparkassen sich zurückziehen, wo es kaum noch Ärzte oder Einzelhandelsgeschäfte gibt, hat die Kirche ein großes Pfund einzubringen. Wer nicht mehr mobil ist, erlebt mit Trauer und Sorge, wie die Wohnquartiere sich verändern – das Schrumpfen der ländlichen Räume, der demographische Wandel, aber auch Migration spielen dabei eine Rolle. So kann die alte Heimat fremd werden – und damit das »Identifikationsgehäuse«, der Ort, wo wir uns geistig, emotional und kulturell zu Hause fühlen und einen Referenzrahmen für Austausch und Teilhabe finden. Traditionell bietet die Kirche einen solchen Referenzrahmen. Gerade für Menschen im Alter von plus/minus 80, Frauen und Männer, die unter zunehmenden Einschränkungen leiden, kann das Gemeindezentrum ein wichtiger Bezugspunkt sein. Schon deswegen, weil sie weniger mobil sind. Bei den über 70-Jährigen ist der Anteil der Frauen, die den Führerschein besitzen, noch immer nicht so hoch wie in jüngeren Altersgruppen. 3,1 Mio. Männer, aber nur 2,3 Mio. Frauen zwischen 70 und 79 haben eine Fahrerlaubnis. Sie sind schnell in ihrem Bewegungsradius eingeschränkt, wenn der Auto fahrende Partner pflegebedürftig wird oder stirbt.

Für diese Zielgruppe braucht es aber andere Angebote als die Seniorenkreise aus den 1970er Jahren. Denn im Blick auf Bildung oder Unterhaltung gibt es Konkurrenz vom Fernsehen bis zu Reiseanbietern. Entscheidend ist die Begegnung, wesentlich ist der Austausch untereinander, das Knüpfen

von Beziehungen und Netzwerken. Dafür brauchen die Häuser barrierefreie Zugänge – im Blick auf die Architektur genauso wie auf Kommunikation, was Einschränkungen im Sehen oder Hören betrifft. Und die Gruppen brauchen Abholdienste, kleine Bürgerbusse vielleicht.

Seit einigen Jahren gibt es vielerorts wöchentliche Mittagstische im Gemeindehaus, wo oft abwechselnd gekocht wird – manchmal einfach für eine Gruppe von Älteren, die nicht länger für sich allein kochen wollen. Oder auch im größeren Stil – vielleicht vernetzt mit einer Tafel, vielleicht mit einem Angebot für den nahegelegenen Kindergarten. Mir gefallen aber auch ganz einfache neue Ideen – Stadtspaziergänge mit Rollstuhl und Rollator wie der Wägelestreff in Gültlingen, Erzählcafés und Biografiewerkstätten. In Hamburg-Eilbeck gibt es eine Sütterlinstube, wo Ältere für Übersetzungsdienste zur Verfügung stehen, anderswo entstehen Schmöckerstuben bei Kaffee und Musik in der Gemeindebücherei – ganz ähnlich, wie es jetzt auch Stadtteilbibliotheken anbieten. Spannend finde ich auch die Entwicklung von Begegnungscafés auf dem Friedhof wie in Kornwestheim.

4. EIN NEUES MITEINANDER: SORGE FÜR DAS QUARTIER

Vor dreißig Jahren hat Klaus Dörner mit seinem Wunsch »Ich will leben und sterben, wo ich dazu gehöre« viel angestoßen: Immer mehr haben sich die Einrichtungen der Altenhilfe differenziert; mit betreutem Wohnen und Kurzzeitpflege, ambulanter Pflege und hauswirtschaftlichen Hilfen, aber auch mit Cafés und vielfältigen Kooperationen im Quartier. Und auch Stadtplanung, Architekturbüros und Wohnungsbaugesellschaften machen öfter ernst damit, dass in den Wohnquartieren Rollatoren wie Kinderwagen über die Schwelle kommen. Schließlich gaben Initiativen wie das SONG-Netzwerk wichtige Anstöße, die Angebote für Ältere nicht mehr an Defiziten zu orientieren, sondern an Lebensbereichen wie Wohnen, Gesundheit, Bildung und Freizeit, die für alle Generationen wesentlich sind.

Heute leben mehr als 40 % der 70- bis 85-Jährigen allein – meist können sie in Alltagsproblemen nicht auf Familie und Freunde zurückgreifen. Auch deshalb wird die häusliche Pflege inzwischen von ca. 600.000 privaten Haushalthilfen und Pflegekräften aus Osteuropa gestützt. Und wer wird die Kinderlosen pflegen, die in der Generation der Babyboomer immerhin 30 % ausmachen? Zwei Drittel der Pflegebedürftigen in Deutschland werden noch immer von Angehörigen gepflegt. Mit dem längeren Verbleib im Erwerbsleben und der steigenden Zahl pflegebedürftiger Hochaltriger stehen aber

immer mehr Menschen vor der Herausforderung, Berufs- und Sorgetätigkeiten vereinbaren zu müssen. Das Vereinbarkeitsproblem, das wir im Zusammenhang mit Erziehungsaufgaben kennen, betrifft inzwischen auch die jungen Alten, wenn es um die Betreuung der Enkel, die Unterstützung der betagten Eltern oder um häusliche Pflege geht. Ohne ergänzende, bezahlbare Dienstleistungen, ohne Vereinbarkeitsregeln in der Wirtschaft und hinreichende Anrechnung in der Rente ist die Pflege Angehöriger in Zukunft nicht zu leisten.

Es muss verhindert werden, dass Menschen nur deswegen in stationäre Einrichtungen ziehen, weil die Wohnung nicht angemessen ist oder die Versorgung zu Hause nicht gewährleistet. »Ein Zuhause ist der einzige Ort, wo die eigenen Prioritäten unbeschränkte Geltung haben«, schreibt Atul Gawande in seinem Buch »Sterblich sein«, in dem er sich mit der Altenhilfe auseinandersetzt. »Zu Hause entscheidet man selbst, wie man seine Zeit verbringen will und wie man den zur Verfügung stehenden Platz aufteilt.« Wenn wir wollen, dass wir alle auch im Alter möglichst lange in unserem Umfeld bleiben können, dann brauchen wir neben barrierearmen Wohnungen auch gute Dienstleister vom Einkauf bis zur Gartenarbeit, präventive Hausbesuche und eine gute Pflegeberatung.

Mir fällt auf, dass sich noch immer Menschen nach der alten Gemeindegemeinschaft zurücksehnen. Es gibt inzwischen Gemeinden, die das Modell einer Gemeindegemeinschaft neuer Form entwickelt haben. Mit dem Professionalisierungsschub, der die alte Rolle der generalistischen Gemeindegemeinschaft zur Pflegekraft vorantrieb, wurde Pflege Teil des Gesundheitssystems und damit abhängig nicht nur von den fachlichen, sondern auch von den ökonomischen Standards, die dort gesetzt werden. Auf der Rückseite dieser Entwicklung traten diejenigen Aspekte der Schwesternarbeit, die eher Sozialarbeit waren oder auch Beratungscharakter oder Seelsorgecharakter hatten, in den Hintergrund. Wenn wir heute von Quartierspflege reden, geht es darum, diese Aufgaben in neuen Netzwerken wieder zu beleben. Das niederländische Modell der »Buurtzorg« mit seinen kleinen, selbstbestimmten Teams und einer guten Vernetzung in die Nachbarschaft zeigt den Weg. In unserer Gesellschaft, die stark geprägt ist vom Wunsch nach Selbstbestimmung und Selbstoptimierung, angesichts der Vermarktlichung des Sozial- und Gesundheitssystems, geht es um ein Gegengewicht: um wechselseitige Unterstützung und die Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen – für sich selbst, für andere und auch für die gesellschaftliche Entwicklung.

Eigentlich ist es ganz einfach: Es geht darum, den Blick für den Anderen zu entwickeln und angemessen auf das Gesehene zu reagieren. Wahrnehmen,

wenn der Nachbar tagelang nicht vor die Tür gekommen ist. Ist er verreist? Oder im Krankenhaus? Braucht er Hilfe? Hinsehen, wenn die Nachbarin mit dem Einkauf kaum die Treppe heraufkommt. Kann ich ihr etwas mitbringen? Um einen Perspektivwechsel geht es – auch in Gemeinde und Quartier. Wie wäre es, wenn die Älteren in der Gemeinde mit Stadtpaziergängen beginnen und einen Stadtplan entwickeln, der auch für Menschen mit Rollatoren und Rollstühlen passt? Oder wenn die Kirchengemeinde eine Zukunftswerkstatt mit Pflegestation, Ärzten und Ehrenamtlichen startet? Wo Kirchengemeinden im Sinne der Gemeinwesendiakonie Brücken ins Quartier schlagen, können sie entscheidende Schritte tun auf dem Weg zu sorgenden Gemeinschaften.

LITERATUR

- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.): Der Siebte Altenbericht der Bundesregierung. Sorge und Mitverantwortung in der Kommune Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften, Berlin 2016. Broschüre zu Themen und Zielen des Siebten Altenberichts im Internet: https://www.siebter-altenbericht.de/fileadmin/altenbericht/pdf/Broschuere_Themen_Ziele_Siebter_Altenbericht.pdf (Zugriff: 06.01.2020).
- Cornelia Coenen-Marx: Noch einmal ist alles offen. Älterwerden als Geschenk, München 2015.
- Deutsches Zentrum für Altersfragen: Deutscher Alterssurvey 2014. Zentrale Befunde, Berlin 2016. Kurzfassung im Internet: https://www.dza.de/fileadmin/dza/pdf/DEAS2014_Kurzfassung.pdf (Zugriff: 06.01.2020)
- Annelie Keil/Henning Scherf: Das letzte Tabu, Freiburg 2016.
- Andreas Kruse: Der Ältesten Rat. Generali Hochaltrigenstudie: Teilhabe im hohen Alter. Eine Erhebung des Instituts für Gerontologie der Universität Heidelberg mit Unterstützung des Generali Zukunftsfonds, http://www.uni-heidelberg.de/md/presse/news/2014/generali_hochaltrigenstudie.pdf (Zugriff: 06.01.2020).



Johann Hinrich Claussen

KULTUR-KIRCHEN IN DER STADT UND AUF DEM LAND

Vier Geschichten und zwölf Gedanken

Dieser Beitrag zum Thema »Kirche im Quartier« verbindet Geschichten gelungener Kulturarbeit von Kirchengemeinden, Kirchenkreisen und kirchlichen Einrichtungen mit einigen grundsätzlichen Gedanken, die hoffentlich Lust machen, selbst das weite Feld von Kirche und Kultur zu erforschen und darauf eigene Experimente zu wagen.¹

I. GESCHICHTE: NÜRNBERGER BRÜCKENBAUER

Die evangelische Dreieinigkeitsgemeinde zu Nürnberg hat 2019 gemeinsam mit dem Bürgerverein Gostenhof und DATEV, einer örtlichen Software-Firma, ein beispielhaftes Kirchen-Kunst-Projekt realisiert. »Brückenbauer« haben sie es genannt. Alle Menschen, die im Stadtteil leben oder arbeiten, wurden eingeladen, Bild-Ideen einzureichen, kleine symbolische Signale, die sie in den

¹ In meinem Blog »Kulturbeutel« stelle ich regelmäßig solche und andere Geschichten vor: <https://chrismon.evangelisch.de/blogs/kulturbeutel>. Ausführlicher über Kulturkirchen habe ich mich hier geäußert: *Ins Offene arbeiten. Einige grundsätzliche Gedanken zu Kultur-Kirchen*, in: *Kulturkirchen*, hrsg. von Julia Koll u. a., Stuttgart 2019, S. 127–135.

öffentlichen Raum von Gostenhof senden möchten. Daraus haben die Künstler-Brüder Guido und Johannes Häfner etwa 300 Edelstahlplaketten gestaltet. Dann haben sie diese zu einem großen Tor verbunden und vor dem Eingang der Dreieinigkeitskirche angebracht. Sehr Unterschiedliches verbindet sich hier zu einem Gemeinschaftswerk: Motive aus der christlichen Tradition oder der ägyptischen Mythologie, Vertrautes wie die Friedenstaube, populäre Emojis wie der »Daumen nach oben«, Hochsymbolisches, Seltsames, Lustiges, Elementares. Eine Blume, eine Schnecke, ein Schaf, ein Haus, der Globus als Luftballon. Hinter jedem Piktogramm steht ein Mensch, eine Lebensgeschichte, eine Weltsicht – und alles fügt sich friedlich zu einer Skulptur von über fünf Meter Höhe. Ein Bild dafür, wie unsere Kirche und unsere Gesellschaft eigentlich sind oder sein sollten. So etwas kann geschehen, wenn Menschen begeistert zusammenarbeiten, Kunst, Kirche und Gemeinwesen sich begegnen: Brücken werden gebaut, Türen werden geöffnet.

1. Gedanke: Eigentlich ist jede evangelische Kirche eine »Kultur-Kirche«, ob sie sich nun so nennt oder nicht. Sie repräsentiert eine besondere Gestalt religiöser Kultur, und sie knüpft Fäden zu den Kulturen der Nachbarschaft. Als Kultur-Kirche erfüllt sie ihren eigensten Zweck und dient sie dem Gemeinwesen, in dem sie lebt.

2. Gedanke: »Kultur-Kirchen« sind ursprünglich aus der Not geboren. So wie es in der Immobilienwirtschaft auch der Fall ist: Ein Gebäude steht leer, eine herkömmliche Nutzung ist nicht in Sicht, also lässt man Kunst und Kultur herein, um die Leerstelle zu füllen. Kultur-Kirchen sind also »Not-Kirchen«, darin zeigen sie die Krisen, in der Kirche und Gesellschaft sich heute befinden, und zugleich die kreativen Möglichkeiten, mit ihnen umzugehen.

3. Gedanke: Aus einer Notlösung ist vielerorts eine neue und eigene Art kirchlicher Arbeit geworden. Es geht in ihnen nicht mehr bloß darum, einen kirchlichen Ort halbwegs sinnvoll zu bespielen. Ebenso wenig wie die Zusammenarbeit mit der Kultur eine Lückenbüßerin ist, ist sie auch kein feuilletonistisches Sahnehäubchen, das man sich gönnt, wenn man es sich leisten kann, das man aber bei der nächstbesten Sparrunde als erstes wieder weglässt. Vielmehr ist die Kulturarbeit ein elementarer Bestandteil kirchlicher und auch gemeindlicher Arbeit – wenn man ein weites Verständnis von Kirchengemeinde zugrunde legt.

2. GESCHICHTE: EIN LERNORT IN DITHMARSCHEN FÜR GANZ DEUTSCHLAND

Es sollte ein Propaganda-Coup für die NS-Diktatur werden: die Gewinnung von Neuland in Dithmarschen, an der Westküste Schleswig-Holsteins. Deshalb musste das der Nordsee abgetrotzte Land »Adolf-Hitler-Koog« heißen. Zur Krönung bekam es eine nationalsozialistische Weihstätte: die »Neulandhalle«. Sie war nicht bloß ein Versammlungsraum für die Koog-Bewohner, sondern eine regelrechte Anti-Kirche. Nirgendwo sonst wurden die ideologischen Parolen von »Volksgemeinschaft« und »Lebensraum« mit ihrer Verführungskraft und ihren gewalttätigen Konsequenzen so sinnfällig. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde ein Ausflugslokal daraus, in den 1970er Jahren dann seltsamerweise eine kirchliche Jugendherberge. Danach stand sie leer und wurde fast abgerissen. Doch zum Glück konnte sie behutsam renoviert, vor allem aber erforscht und nun mit einer eindrucksvollen Ausstellung versehen werden. Dies ist dem unermüdlichen Einsatz des örtlichen Kirchenkreises zu verdanken, der gemeinsam mit der Landeskirche, Regionalhistorikern, Bildungseinrichtungen vor Ort sowie Landkreis und Bundesland einen einmaligen historischen Lernort geschaffen hat – und dies in gutem Einvernehmen mit den Menschen, die in dessen unmittelbarer Nachbarschaft leben. Inhaltlich und gestalterisch sehr gelungen, dazu ziemlich mutig ist die Ausstellung – nicht im Inneren versteckt, sondern im Außenbereich zu sehen. Auf großen Metall-Buchstaben, die die entscheidenden Schlagwörter wie »Volk« oder »Leben« abbilden, ist alles über die Geschichte der Neulandhalle zu lesen. Dies ist kein Ort des Terrors, an dem man der Opfer der Gewalt gedenkt. Dafür gibt es ein dichtes Netz von Gedenkstätten. Daneben aber braucht es Erinnerungsorte wie die neue Neulandhalle. Denn beim Gedenken gibt es eine deutsche Versuchung: Wer ohne einen Sinn für Distanz und das eigene Herkommen der Opfer gedenkt, könnte in die Gefahr geraten, aus einem ehrlichen Gefühl der Empathie innerlich auf die Seite der Opfer zu wechseln und die Rollen zu vertauschen. Einen ehrlichen Blick auf sich selbst und die eigene Geschichte zu werfen, ist ein kirchliches und gesellschaftliches Kernanliegen. In Dithmarschen kann man es einüben.

4. *Gedanke*: Kultur-Kirchen arbeiten in zwei Richtungen. Sie arbeiten nach innen, indem sie das Bewusstsein der evangelischen Kirche fördern, auch eine Kulturkraft zu sein. Viele in der Kirche wissen das natürlich und arbeiten in diesem Sinne. Aber es braucht Orte und Protagonisten, die diesen Aspekt explizit machen und damit für alle vertreten. Dazu gehört, dass Kul-

tur-Kirchen exemplarisch das Darstellungsproblem des Christentums in der Moderne angehen, indem sie zum einen die ästhetischen Kräfte der eigenen Traditionen neu aufschließen und zum anderen in der Kultur der Gegenwart nach zeitgemäßen Darstellungsmöglichkeiten Ausschau halten.

5. *Gedanke*: Kultur-Kirchen arbeiten nach außen. Das ist dringend notwendig, um die eigenen Milieuverstrickungen aufzulösen. Das ist aber ebenfalls sinnvoll, um die Religionsdistanz, manchmal auch -ignoranz der heutigen Kulturwelt zu bearbeiten. Als Ausgangsthese kann dabei dienen: Viele Themen der Gegenwartskultur haben einen religiösen Aspekt – sie können jedenfalls so gedeutet werden –, für den Kultur-Kirchen als Übersetzerinnen und Gesprächspartnerinnen bereitstehen. Zugleich ist die Begegnung mit der Kultur der Gegenwart für die Kirche eine Chance, das Eigene über den kreativen Umweg, über kulturelle Inspirationen und Irritationen neu zu entdecken und anders zu vollziehen.

6. *Gedanke*: Die Voraussetzungen für einen Dialog zwischen Kirche und Kultur sind: ein interesseloses Interesse an der säkularen Kultur, also echte Neugier; die Bereitschaft, sich irritieren zu lassen und verletzlich zu sein; aber auch die Souveränität, ein Gegenüber darzustellen, also ein angenehmes und inhaltlich gedecktes Selbstbewusstsein zu zeigen; die Bereitschaft zu offener Kooperation unter gleichberechtigten, wenn auch sehr unterschiedlichen Partnern.

3. GESCHICHTE: ÄSTHETISCHE GASTFREUNDSCHAFT IN HANNOVER

Zum Glück ist es keine Sensation, keine Provokation, nichts spektakulär Ungewöhnliches mehr, wenn in Kirchen zeitgenössische Kunst ausgestellt wird. Viele Kirchen haben längst Übung in ästhetischer Gastfreundschaft. Doch was man im Frühjahr 2019 in der Kulturkirche St. Markus zu Hannover erleben konnte, war in einem Punkt besonders lehrreich und empfehlenswert. In der Ausstellung »Passagen. Übergänge des Lebens« wurden zwei Videoarbeiten von Bill Viola gezeigt: »The Passing« von 1991, noch ganz roh und in Schwarzweiß, sowie »Study for Emergence« von 2001, eine Art altmeisterlich-spätmodernes Meditationsbild. Hinzu kam ein Altarbild von Lienhard von Monkiewitsch, das an »Das schwarze Quadrat« von Kasimir Malewitsch erinnerte. Doch hatte St. Markus nicht einfach nur ihre Tore geöffnet und

einen Freiraum für die Kunst geschaffen. Vielmehr verband das Kuratoren-Team (Anne Kehrbaum, Peter Rautmann) die Präsentation dieser drei Werke mit einer intensiven Erkundung der eigenen Kirchenkunstgeschichte. Gezeigt wurde nämlich auch das Altarbild, das zur ursprünglichen Ausstattung der Kirche gehört hatte, dann aber abmontiert und vergessen wurde: eine Auferstehung Christi von Oscar Wichtendahl von 1906. Es war ein besonderes Glück, zu sehen, wie dieses nur auf den ersten Blick süßlich-jugendstilige Gemälde mit dem schwarzen Altar-Quadrat von Monkiewitsch sowie den beiden so unterschiedlichen bewegten Bildern von Viola kommunizierte, wie diese vier Kunstwerke miteinander und gegeneinander im Kirchraum sprachen. Eine Lehre, die aus dieser höchst gelungenen Ausstellung zu ziehen ist, lautet: Es ist ein erster guter Schritt, zeitgenössische Kunstwerke in die Kirche einzuladen und ihnen dabei ihr eigenes Recht zu lassen, also ihre Autonomie anzuerkennen; es ist aber ein zweiter, notwendiger Schritt, sie dann in einen freien Dialog mit diesem besonderen Raum, seiner Geschichte, Kunst und Botenschaft eintreten zu lassen.

7. Gedanke: Kultur-Kirchen-Arbeit ist nicht nur kirchliches Kultur-Management, sondern immer auch pastorale Arbeit, Gemeindegarbeit. Sie lebt von Beziehungsgeschichten, längeren oder kürzeren, aber stets verbindlichen Begegnungen im jeweils eigenen Umfeld. Kultur-Kirchen leisten zwar keine parochiale, wohl aber Gemeinwesenarbeit. Nicht wenigen gelingt es dabei, neue Formen von Gemeinde auszubilden.

8. Gedanke: Was die Methode des Arbeitens angeht, könnte die Kirche insgesamt von den Kultur-Kirchen lernen. Diese arbeiten weniger monolithisch als kooperativ, weniger amtlich als dialogisch-engagiert, weniger gremienstrukturiert als unternehmerisch, weniger routiniert als spontan-enthusiastisch und darin mit einer anderen Professionalität (was man nicht zuletzt am Umgang mit Verabredungen, Terminen, Entlohnungen und Finanzen sehen kann).

9. Gedanke: Die Preisfrage für Kultur-Kirchen lautet: Wie kommen wir in Kontakt mit für uns interessanten Kulturakteuren? Wie bekommen wir einen Faden in die Hand, der zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit führt? Dies ist nicht leicht zu beantworten, denn die Kultur-Kirchen-Arbeit ist nicht selten mit narzisstischen Kränkungen verbunden. Wer sich als Kirchenmensch auf den Weg in die Kulturwelt macht, wird erfahren, wie fremd und abständig er auf viele dort wirkt, wie wenig man auf ihn gewartet hat. Da helfen nur in-

haltliches Interesse und die Lust, auf fremde Menschen zuzugehen. Nicht selten öffnen auch institutionsübergreifende Initiativen und äußere Anlässe wie große oder kleine Jubiläen bislang verschlossene Türen. Wichtig ist natürlich auch, dass über die eigene Arbeit in den Medien berichtet wird oder man sie selbst in den Medien vorstellt. Besondere Chancen liegen schließlich darin, exemplarische Kultur-Konflikte im eigenen Umfeld zu identifizieren und zu bearbeiten. Denn wenn es wirklich wichtige Konflikte sind, eröffnen sie die Möglichkeit zur Begegnung, Auseinandersetzung und Zusammenarbeit.

4. GESCHICHTE: EIN PAPST FÜR SÜDERLÜGUM

Der gelungenste kulturell-kirchliche Beitrag zum Reformationsjubiläum 2017 war – viele werden es nicht mitbekommen haben – in Flensburg zu bewundern. Im dortigen »museumsberg« wurde eine Heiligen-Schau inszeniert – warum das? Vor gut einhundert Jahren hatte man in einer großen Rettungsaktion mittelalterliche Heiligen- und Marienskulpturen eingesammelt, die damals noch vielfach in den Dorfkirchen Nordschleswigs herumstanden, dort aber nicht sachgerecht gepflegt wurden. Sie drohten zu vergammeln, wurden deshalb nach Flensburg gebracht, dort im Museumsmagazin eingelagert – und vergessen.

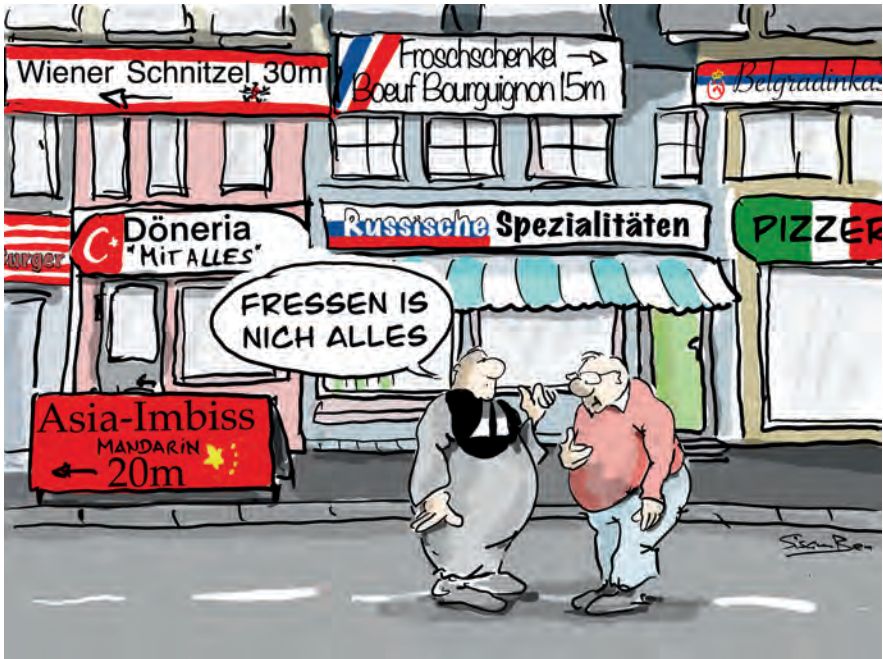
Nun holte man sie wieder hervor und zeigte sie in einer feinsinnigen Ausstellung – doch nicht nur das. Ein gutes Dutzend dieser Heiligenfiguren hat man wieder »ausgewildert«: Sie wurden restauriert oder in der örtlichen Holzschnitzschule kopiert und dann wieder in ihre alte Heimat, die Dorfkirchen von Hoyer, Osterhever, Kleinjörll oder Apenrade zurückgebracht. So wurde aus einer Museumsausstellung – durch die intensive Zusammenarbeit von Museum, Kirchenkreis und Kirchengemeinden – so etwas wie eine soziale Plastik. Museumsleute und Dorfgemeinden arbeiteten intensiv zusammen – die einen mussten kostbare Stücke loslassen, die anderen sich ein vergessenes Erbe neu aneignen. Alle wurden von neuem auf die alte Frage gestoßen, was ihnen heilig ist. So kam es, dass in der gut evangelischen Marienkirche von Süderlügum, kurz vor der dänischen Grenze, seither wieder ein Papst sitzt. Es ist die Nachbildung einer Holzskulptur, die kurz vor Ausbruch der Reformation geschaffen und in der Kirche aufgestellt wurde. Da das Original aus konservatorischen Gründen im Museum bleiben muss, hat man eine täuschend echte Nachbildung in die Dorfkirche zurückgebracht. Doch wo sollte man sie dort aufstellen? Auf dem Altar etwa? Das hätte

schlecht gepasst. So kam man auf eine schöne reformatorisch-ökumenische Idee: Der namenlose Papst sitzt wie jeder Gottesdienstbesucher auf einer Kirchenbank mitten in der Gemeinde. Da er in einem Buch liest, kann man meinen, er würde ins Gesangbuch schauen und gemeinsam mit den anderen einen Choral singen. So beliebt ist dieser Papst inzwischen, dass er regelmäßig auf eine andere Kirchenbank gerückt werden muss. Denn gerecht muss es zugehen in der Kirche. So hat eine Ausstellung anlässlich des Reformationssjubiläums der Kirche von Süderlügum ein neues Gemeindeglied beschert und allen die reformatorische Idee vom »Priestertum/Papsttum aller Gläubigen« auf das Schönste vor Augen geführt.

10. Gedanke: Das Gelingen von kultur-kirchlicher Arbeit lässt sich ebenso wenig wie etwa die Gemeindefarbeit allein an äußeren Kennzahlen ablesen. Auch wenn sie sich natürlich um gute Besucherzahlen und attraktive Veranstaltungen bemühen muss, bemisst sich ihr Erfolg nicht bloß nach der konsumkapitalistischen Logik von Angebot und Nachfrage, sondern an ihrer Qualität. Diese ist sicherlich von Ort zu Ort anders zu definieren, aber zu beschreiben, zu prüfen, zu diskutieren und darzulegen ist sie.

11. Gedanke: Kultur-Kirchen brauchen und verdienen Unterstützung. Hier sind die Ebenen der Kirchenkreise, Landeskirche sowie der EKD in der Pflicht – je nach ihrer institutionellen Verantwortung. Fragen der Trägerschaft, Stellenausstattung und auskömmlichen Finanzierung sind dabei natürlich vordringlich. Aber auch weichere Fragen wie der gemeinsame mediale Auftritt, die wechselseitige Anregung, die kollegiale Rückenstärkung sind wichtig. Kirchliche Leitungen sind deshalb aufgefordert, die prinzipielle Bedeutung dieser Arbeit anzuerkennen und zu vertreten sowie Spielräume für diese innovative Arbeit zu eröffnen.

12. Gedanke: Kulturelle Arbeit in Kirchen kann nur gelingen, wenn sie Kirchen bleiben, wenn in ihnen immer noch gebetet und gesungen wird, wenn sich in ihnen weiterhin eine Gemeinde – welche Art auch immer – versammelt.





Birgit Susanne Dinzinger

MENSCHEN MIT FLUCHTGESCHICHTE – NEUE VIELFALT IM QUARTIER GESTALTEN

Die Ankunft schutzsuchender Menschen hat seit dem »Sommer der Flucht« 2015 die Frage nach dem Zusammenleben in der Gesellschaft dynamisiert. Der Zuzug beziehungsweise die Zuweisung von Flüchtlingen in alle Kommunen lässt die Begegnung mit geflüchteten Männern, Frauen und Kindern inzwischen flächendeckend zum lebensweltlichen Erfahrungsbereich in Nachbarschaften werden. Wie alle *newcomer* vielfältigen Menschen mit Fluchtbiografie die Lebensstile und -muster im jeweiligen Quartier sowie in der pluralen Gesellschaft insgesamt. Dass sich mit jeder sichtbaren Vielfältigkeit auch Wahrnehmungen und Deutungen mehren, bedeutet eine erhebliche Steigerung von Komplexität. Diese wird unterschiedlich erlebt: als Bereicherung durch Vielfalt einerseits und andererseits als Herausforderung im Umgang mit Mehrdeutigkeiten und Widersprüchen bis hin zu Stigmatisierung, Diskriminierung und Ausgrenzung der »Anderen«.

Vor dem Hintergrund steigender Flüchtlingszahlen hat die Evangelische Landeskirche in Württemberg seit 2014 in mehreren Maßnahmenpaketen finanzielle Mittel zur Verfügung gestellt – für die Unterstützung von Kirchengemeinden bei der Begleitung und Integration von Geflüchteten, für spezielle Maßnahmen wie die Aufstockung der Kapazitäten ihrer Psychosozialen Zentren zur Versorgung traumatisierter Flüchtlinge sowie für Hilfen in den Herkunfts- und Transitregionen.

Der Schwerpunkt der Maßnahmen in Württemberg liegt auf der Ebene von Kirchengemeinden und Kirchenbezirken und damit auf einer sozial-räumlichen und quartierbezogenen Orientierung. Eingerichtet wurden sogenannte »Koordinierungsstellen« für die Begleitung, Unterstützung und Qualifizierung evangelischer Flüchtlingsarbeit in jedem Kirchenbezirk. Ein Fonds »Kleinprojekte für und mit Flüchtlingen« bietet unbürokratisch und niedrigschwellig Aktions- und Innovationsmöglichkeiten und schafft Erprobungsräume. Das aktuelle Maßnahmenpaket »Von der Willkommenskultur zur Teilhabe« zeigt mit seinem Titel programmatisch die inhaltliche Weiterentwicklung der letzten Jahre an.

Insbesondere der Fonds, auf den hier fokussiert werden soll, hat sich über die Jahre als ein brillantes Okular zur Beobachtung von Entwicklungen und Zielverschiebungen erwiesen. Die Anträge an den Fonds kommen von haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden der Flüchtlingsarbeit sowie aus weiteren diakonischen Handlungsfeldern. Erwachsen aus der Nähe zu den Menschen und ihrem Ausgangspunkt vor Ort kommt den beantragten Vorhaben bzw. dem Fonds als solchem die Funktion eines Sensoriums für die Bedarfe in den Quartieren sowie eine grundlegend seismografische Funktion zu, die Tendenzen frühzeitig erkennen lässt.

Diese lassen sich in folgenden Bewegungen beschreiben:

- vom »für« zum »mit«;
- von der Defizit- zur Ressourcenorientierung;
- von der Zielgruppe zum Sozialraum/Quartier;
- von der Adressierung von Maßnahmen zur Beteiligung;
- von der Objekt- zur Subjektorientierung;
- von der Einzelinitiative zum Netzwerk.

Hinter diesen plakativen Formulierungen stehen neu definierte Haltungen, die implizit auch von einer Veränderung im Selbstverständnis der seither klassischerweise »Helfenden« Zeugnis geben. Ressourcen- und Gemeinwesenorientierung, Nachhaltigkeit durch Empowerment und insgesamt ein Denken, das Menschen nicht in erster Linie als Adressat von (pädagogischen) Einzelmaßnahmen, sondern als Teil eines sozialen Zusammenhangs versteht, kennzeichnen die veränderten Haltungen. Kirche und Diakonie – und ihre Mitarbeitenden – verstehen sich hier dezidiert als Teil der Lebenswelt und als Teil von Netzwerken. Dieses eher systemisch orientierte Selbstverständnis von Kirche und Diakonie stellt in vieler Hinsicht eine Herausforderung für bestehende Strukturen dar, zumal hiervon auch Parameter wie Status und Macht beziehungsweise Machtteilgabe betroffen sind. Diese neu

interpretierten Haltungen und ein verändertes Denken haben Auswirkungen auf die Wahl von Arbeitsformen. Deutlich wird hier ein reziproker Verweissungszusammenhang von Haltungen und Wahl der Arbeitsformate, die sich wechselseitig konstituieren.

Bevor im Folgenden exemplarisch zwei Projekte/Arbeitsformate im Gemeinwesen, die durch den Fonds gefördert wurden, vorgestellt und aus dem Blickwinkel der Praxis diskutiert werden, soll an dieser Stelle eine kurze Erläuterung zur Vielschichtigkeit des hier in mehreren Facetten erscheinenden Kirchen- und Kirchengemeindebegriffs eingefügt werden. Im weitesten Sinn kann unter »Kirche« als Kirche Jesu Christi ein christliches Dasein in der Welt und für die Welt verstanden werden, ebenso Kirche als geistliche und soziale Gemeinschaft wie auch als Institution und Organisation und weiter Kirche als Pool haupt- wie ehrenamtlich Engagierter mit immateriellen wie materiellen Ressourcen wie zum Beispiel Gebäude und Finanzen. Im Hinblick auf den hier interessierenden sozialen Raum ist die Kirche sozusagen Raum im Raum und trägt mit allen ihren Dimensionen zur Gestaltung desselben bei. Aus der Perspektive der Disziplinen Soziologie, Sozial- und Kulturwissenschaften stellt die Dimension Raum über dessen physische Materialität hinaus immer auch eine symbolische Größe und ein sozialkulturelles Phänomen dar. Exemplarisch lässt sich an den Zuzugsräumen von Geflüchteten die sozialkulturelle Chiffrierung besonders eindrücklich zeigen: Sie sind Schauplatz des Ausdrucks unterschiedlicher politischer und weltanschaulicher Haltungen, eine Arena von Interessen, Orte der Verhandlung transkultureller Lebenswelten und bestenfalls kulturelle Performanzfläche für eine Neugestaltung von Gesellschaft schlechthin. Unter dem Aspekt der wechselseitigen Konstruktion und Produktion von Raum etwa im Sinne Henri Lebevres tragen Kirche und Diakonie mit ihrem (sozialen) Handeln somit auch bei zur Entstehung von Raum als sozialem Produkt und sozialer Praxis.

PROJEKTE

Die beiden hier vorgestellten Projekte sind in gewisser Weise unabhängig von ihrem Entstehungsort zu betrachten und könnten überall im Land stattfinden. In ihrer lebensweltlichen Normalität liegt ihre besondere Qualität.

INTERKULTURELLER GARTEN

Das Konzept der Interkulturellen Gärten ist nicht neu, hat aber im Kontext der Fluchtmigration vielerorts neue Impulse erhalten. Gartenfreunde und

Gartenfreundinnen aus den aktuellen Herkunftsländern Geflüchteter, Menschen mit Flucht- und Migrationsgeschichte aus früheren Migrationsphasen sowie Binnenzugezogene und Alteingesessene bewirtschaften neben- und miteinander einen Garten oder eine Gartenanlage. In nachbarschaftlichen »Gartengesprächen« werden soziale Kontakte geschlossen, Familien- und Lebensgeschichten erzählt, tagespolitische Debatten geführt und gemeinsame Initiativen verabredet. Begegnung, interkulturelle Kompetenz, Sprachfähigkeit und insgesamt die Auseinandersetzung mit Neuem werden damit implizit und ohne Pädagogisierung gefördert. Zugleich können Menschen mit geringem Einkommen und Menschen ohne eigenen Garten ihre Ernährung mit saisonalem Obst und Gemüse ergänzen.

Diese hier nur skizzierten Aspekte führen bereits in politische Dimensionen wie Verteilungs- und soziale Gerechtigkeit, Inklusion, Teilhabe etc., die unten noch weiter entfaltet werden.

Bestechend am Konzept der Interkulturellen Gärten ist seine konsequent lebensweltliche Orientierung. Damit folgt der Interkulturelle Garten einem Grundprinzip von Quartiersarbeit. Die Ausrichtung an Ressourcen und Kompetenzen, Selbstbestimmung und Selbstorganisation ist hier augenscheinlich – jede Gärtnerin und jeder Gärtner bringt ihren biografischen Hintergrund und seine Erfahrungswelt mit und ist zugleich Teil eines größeren und neuen Zusammenhangs.

Ein weiterer wesentlicher Aspekt liegt in der Vervielfältigung von Rollen: Geflüchtete werden als (Garten-)Experten und Expertinnen wahrgenommen, sie können die Rolle eines Gastgebers und einer Gastgeberin unabhängig von ihrer meist bescheidenen Unterkunfts- bzw. Wohnsituation einnehmen, sie bestimmen mit über Organisation und Kultur »ihres« Gartens. Ein ganz entscheidender Gesichtspunkt ist deshalb darin zu sehen, dass damit einer Reduzierung von Menschen auf das Merkmal »Flucht« entgegengewirkt wird und sich Begegnung jenseits von Rollen in Behörden, Kanzleien, Praxen oder der Konsumwelt ereignen kann.

Meist ziehen Interkulturelle Gärten durch Berichterstattung, Besuche etc. öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Sie ermöglichen somit Geflüchteten ein Gesehenwerden als Menschen mit Kompetenzen einerseits und andererseits die Chance, sich in öffentlichen Situationen bis hin zu Lokalpolitik selbst zu erproben. Im besten Fall sind damit Erfahrungen von Selbstwirksamkeit durch Engagement sowie eine Konkretion demokratischer Prozesse verbunden.

Betrachtet man die Interkulturellen Gärten im Überblick, fällt auf, dass vielerorts anschlussfähige Angebote bestehen, z.B. Backhäuser, Kochkurse

oder die Herstellung weiterer Produkte wie Kalender u. a. Damit eröffnen sich über das direkte Wirkungsfeld des Gartens hinaus weitere Chancen der Mitwirkung und der Erschließung größerer Räume. Unter bestimmten Voraussetzungen kann sich hieraus im Einzelfall auch eine berufliche Anschlussfähigkeit ergeben.

Auf einer stadtplanerischen Metaebene tragen Interkulturelle Gärten und ihre Gestaltenden bei zur Stadt(teil)entwicklung, zur regionalen und saisonalen Nahrungsmittelproduktion sowie zur Biodiversität in einer Region.

Im weitesten Sinn bildet der Interkulturelle Garten eine Art Soziale Plastik in Anlehnung an den Künstler Joseph Beuys und seine These, dass jeder Mensch ein Künstler sei. Die dahinterstehende anthropologische Annahme, dass jeder Mensch plastizierend auf die Gesellschaft einwirken kann, ist dabei durchaus anschlussfähig an theologische Gehalte. Der Mensch als schöpferisches Wesen mit dem Auftrag, Welt zu gestalten, sowie die Orientierung an Gaben und Talenten, die jedem Menschen zukommen, sind hierbei an erster Stelle zu benennen. Die biblisch-theologisch begründete Würde des Menschen bedeutet dann auch, gestalten und seine Fähigkeiten einbringen zu können. Die Ausweitung des Kunstbegriffs von Beuys auf Weltgestaltung entfaltet somit grundlegende politische Implikationen, insbesondere in der Frage des Zugangs zu Ressourcen und der Teilhabe.

OFFENES CAFÉ »WOHLFÜHLPLÄTZLE«

Das »Wohlfühlplätzle« ist ein offenes Café- und Kreativangebot für Frauen und Mädchen ab der vierten Klasse. Es findet einmal wöchentlich im evangelischen Gemeindehaus statt. Unterschiedliche ergänzende Programmaktivitäten wie der Austausch zu aktuellen Themen oder kreative Angebote werden von den Besucherinnen mitgestaltet und mitverantwortet. Ein besonderes Angebot ist der »Nähmaschinenführerschein« und die Erweiterung des Cafés um eine Nähwerkstatt. Ein Zugang zu sozialer Arbeit ist niedrigschwellig und jederzeit möglich.

Besonders bemerkenswert ist, wie das Thema Netzwerk und Netzwerken als ein Grundprinzip der Quartiersarbeit mehrere Ebenen des Projekts wie ein roter Faden durchzieht. Die erste Ebene betrifft die Initiatoren und Initiatorinnen des Projekts, das von einem Netzwerk von vier Kooperationspartnern getragen wird. Die zweite Ebene bezieht sich auf die Vielfalt der Gäste: Frauen und Mädchen mit und ohne Migrationsgeschichte, Kirchnahe und Kirchenferne, Menschen verschiedener Religionszugehörigkeit besuchen das Café und bringen sich aktiv ein. Als dritte und besonders eindrucksvolle Ebene ist die Erfahrung zu erwähnen, dass dieses Vielfalts-Arrangement

Frauen und Mädchen bereits nach kurzer Zeit die Möglichkeit bietet, selbst neue Netzwerke für sich und ihre Familien zu erschließen. Dieser Aspekt ist besonders auch für die geflüchteten Frauen relevant, die mit der Flucht ihre unmittelbaren persönlichen familiären und freundschaftlichen Vernetzungen verloren haben.

Das Projekt verbindet in vorbildlicher Weise die räumliche Dimension *neighborhood* (dt. Nachbarschaft) mit der sozialen Dimension *community* (dt. Gemeinschaft). Folgt man der Gesellschaftsdiagnose des Gegenwartssoziologen Zygmunt Baumann, wonach die Angst vor einer Mischung die Angst vor den Fremden abgelöst hat, durchbricht das Projekt mit seinem gezielten Ansatz an den Interessen der Beteiligten die Barriere von Abgrenzungsentwicklungen und den von Baumann beschriebenen Rückzug ins Eigene. Tendenzen von Segregation und Isolation wird damit entgegengewirkt. Im Zusammensein und Zusammenwirken können die Frauen und Mädchen vielmehr mitten in ihrer Lebenswelt positiv konnotierte Erfahrungen mit Differenz machen und zugleich verbindende Elemente, die einem gemeinsamen Interesse entspringen, erleben und selbst schaffen. Die unmittelbaren Begegnungen, die auf der eigenen Entscheidung zur Teilnahme und der eigenen Wahl der Form der Beteiligung beruhen, bieten niedrigschwellig die Voraussetzung, alltagsbezogen Stereotype und Vorurteile über »die Anderen« zu hinterfragen und wechselseitig Anerkennung zu erfahren.

Auch im Hinblick auf die Rolle und die Möglichkeiten von Kirche und Kirchengemeinden in der Entwicklung von Quartieren und der Mitgestaltung des Sozialraums lohnt dieses Projekt einen besonderen Blick. Erwähnt wurde bereits die Vernetzung in der Trägerschaft, die für nicht wenige Kirchengemeinden ein neues Denken und Lernen bedeutet. Was hier noch im Projektrahmen geschieht, hat das Potenzial zu Partnerschaften als systematisch strategische Allianzen. Ziel und Sinn von Quartiersentwicklung im Sinne der Gemeinwohlorientierung macht es Kirche und Kirchengemeinden im Prinzip leicht, mit Akteuren und Organisationen derselben wertorientierten Interessenlage zu kooperieren und das klassische kirchliche Ehrenamt mit bürgerschaftlichem Engagement zu verknüpfen.

Eine besondere Ressource, die Kirche in die Quartiersentwicklung einbringen kann, sind ihre Gebäude. Vielerorts befinden sich diese in zentraler Lage und sind somit gut erreichbar. Das evangelische Gemeindezentrum als Ort des Projekts »Wohlfühlplätzle« ist zumindest in Teilen zu einer Art Stadtteilzentrum geworden. Die Öffnung kirchlicher Räume für Projekte, die offen sind für Menschen anderer Religionen, wird dabei zum Ausdruck auch einer symbolischen Öffnung im Sinne der Bonhoeffer'schen Tradition der »Kirche

für andere«. Gerade so ist das Gemeindehaus im besten Sinn »evangelisch« – als offene Einladung an alle Menschen und damit gelebtes Zeugnis eines Gottes, dessen Zuwendung unterschiedslos allen Menschen gilt. »Ekklesia« im wahren Sinn des Wortes ereignet sich dort, wo Kirche und Gemeinde sich herausgerufen hören »aus der Muschel ihrer selbst«, um eine bildhafte Formulierung des litauisch-französischen Philosophen Emmanuel Levinas zu verwenden.

Ein Gemeindehaus so zu gestalten, dass sich Menschen auch anderer Religionszugehörigkeit gerne dort einfinden, bedarf besonderer Achtsamkeit und religionssensibler Kompetenzen. Weder soll die christliche Prägung des Hauses unkenntlich werden, noch sollen die religiösen Überzeugungen von Menschen anderer Religionszugehörigkeit ohne Not überfordert werden. Wie auch im Gemeindehaus des »Wohlfühlplätzles« haben sich hier zum Beispiel biblische Bilder und Szenen der Schöpfungsgeschichte oder gastfreundlicher Mahle bewährt. Über die äußere Gestaltung hinaus wird allerdings die Konsistenz von »Text« und Praxis entscheidend sein: Was als Einladung und Offenheit angekündigt wird, muss sich in Haltungen und Handlungen des praktischen Vollzugs wiederfinden lassen und erfahrbar werden.

Vergleichbares Potenzial wie das der Immobilien von Kirchengemeinden liegt auch bei diakonischen Einrichtungen und ihren Liegenschaften. Gebäude, Gärten und weitere Angebote wie Werkstätten etc. können ins Gemeinwesen hinein geöffnet werden. Inklusion kann dann zum Beispiel auch heißen: Ein Mensch mit *handicap* bietet in der Einrichtung Töpferkurse an für alle Bewohnerinnen und Bewohner eines Quartiers. Als besonderes Modell der Öffnung soll hier noch skizzenhaft das Grandhotel Cosmopolis e.V. in Augsburg vorgestellt werden. Hier wurde ein leerstehendes Altenheim umgewandelt in ein Wohnhotel für Menschen mit und ohne Asyl. Ein Mittagstisch und ein Kursangebot gehören mit zum Programm. In den Worten der Initiatorinnen und Initiatoren auf der Homepage des Projekts ist das Haus eine »Verhandlungszone für die Anerkennung einer kosmopolitischen Wirklichkeit in unserer Gesellschaft.«

THEMENHORIZONTE UND FRAGESTELLUNGEN

Im Anschluss an die Vorstellung der beiden Projekte sollen abschließend einige ausgewählte übergeordnete Themenhorizonte und weiterführende Fragestellungen diskutiert werden.

I. QUARTIER UND BETEILIGUNG

Am Beispiel geflüchteter Menschen lässt sich in besonderer Weise zeigen, wie die Wahl des Wohnorts und die Haltung zum Quartier von verschiedenen Faktoren bedingt werden. Zum einen sind Geflüchtete durch Verteilungsschlüssel, das Wohnortzuweisungsgesetz und nachfolgend das Integrationsgesetz lange Zeit an ein nicht selbstgewähltes Quartier gebunden. Zum anderen gehören Geflüchtete zu den Gruppen, die am Wohnungsmarkt beträchtliche Benachteiligungen bis zu rassistisch motivierter Diskriminierung erfahren. Beide Hintergründe entwickeln erheblichen Einfluss auf die Haltung der Menschen, die sie »ihrem« Quartier entgegenbringen, sowie auf das Interesse und das Maß, sich dort einzubringen. Das Spektrum reicht hierbei von »neuer Heimat« bis zugewiesener Schlafstelle. Die im Zusammenhang von mehrheitlich von Menschen mit Flucht- und Migrationsgeschichte bewohnten Quartieren häufig bemühte Kritik an sogenannten Parallelgesellschaften ist deshalb selbst kritisch zu untersuchen. Gründe für eine Homogenisierung und Nationalisierung von Quartieren sind nicht eindimensional in einer den »Anderen« zugeschriebenen bestimmten »Mentalität« oder »Integrationsunwilligkeit« zu suchen, sondern müssen multifaktoriell reflektiert werden und strukturelle Ursachen sowie Phänomene wie soziale Ungleichheit, Exklusion etc. berücksichtigen. Was oft nicht wahrgenommen wird, sind die erheblichen Starthilfe- und Integrationsleistungen für neu Ankommende, die in den meist homogenen *arrival zones* gerade von Menschen mit Migrations- und Fluchtbiografie erbracht werden und die deshalb hier besondere Erwähnung finden sollen.

2. QUARTIER UND (SOZIAL-)POLITIK

Die Stärke von Quartiersentwicklung liegt in ihrem Ansatz unmittelbarer Nachbarschaftlichkeit. Nach dem Vielfaltsbarometer der Robert Bosch Stiftung 2019 ist in Nachbarschaften die Bereitschaft am größten, sich mit Menschen auseinanderzusetzen, die anders sind als »wir«. Quartiersentwicklung und bürgerschaftliches Engagement können damit jedoch Sozialpolitik und staatliches Handeln nicht ersetzen. Der Mikrokosmos eines Quartiers bildet soziale Fragen ab und kann diese politisch transportieren, jedoch nicht vollumfänglich lösen. Insbesondere Fragen sozialer Gerechtigkeit, sozioökonomische Ungleichheit und Zugangsmöglichkeiten zu Bildung und Ressourcen bedürfen Bearbeitungs- und Handlungsformen, die über das Quartier und den Sozialraum hinausgehen. Auch geben Politik und Medien sozusagen den Takt vor, mit dem eine Gesellschaft mit Vielfalt umgeht. Bestenfalls ergänzen sich also Politik und Quartiersentwicklung. Wie im vorigen Abschnitt am Beispiel der Flüchtlingspolitik gezeigt werden konnte, muss mit

dem Wichern'schen scharfen Auge der Liebe in der aktuellen Praxis jedoch eine folgenschwere Diskrepanz zwischen dem Ansatz inklusiver Quartiersarbeit und einer sich verschärfenden Gesetzgebung und Verwaltungspraxis konstatiert werden.

3. QUARTIER NACH UNTEN UND OBEN

Soll Quartiersentwicklung nicht lediglich eine diskriminierungsärmere Variante oder Ersatzvokabel für die bisherige Arbeit an stigmatisierenden sozialen Brennpunkten sein, müssen konsequent alle Quartiere in den Blick genommen werden. Dies betrifft dann auch die »nach oben« homogenen Quartiere. Als Stichworte seien hierzu der zu beobachtende Rückzug in Gleichartigkeit, Elitenbildung sowie eine generelle Tendenz zur Versicherheitlichung von Räumen angemerkt. Der Baumann'schen These der »Angst vor der Mischung« entspricht auf der empirischen Seite die allgemein belegte Erkenntnis, dass Diversität im Alltagsleben auch deren Akzeptanz fördert. Ebenso ist inzwischen aus der jüngeren Extremismusforschung bekannt, dass die Vorteile einer pluralen und demokratischen Gesellschaft im Alltagsleben der Menschen erfahrbar werden müssen. Die Ermöglichung von Begegnung, der Abbau von Intergruppenangst und im großen Stil die Transformation der Gesellschaft betreffen deshalb alle Menschen und alle Quartiere.

4. QUARTIER UND GLOBALISIERUNG/DIGITALISIERUNG

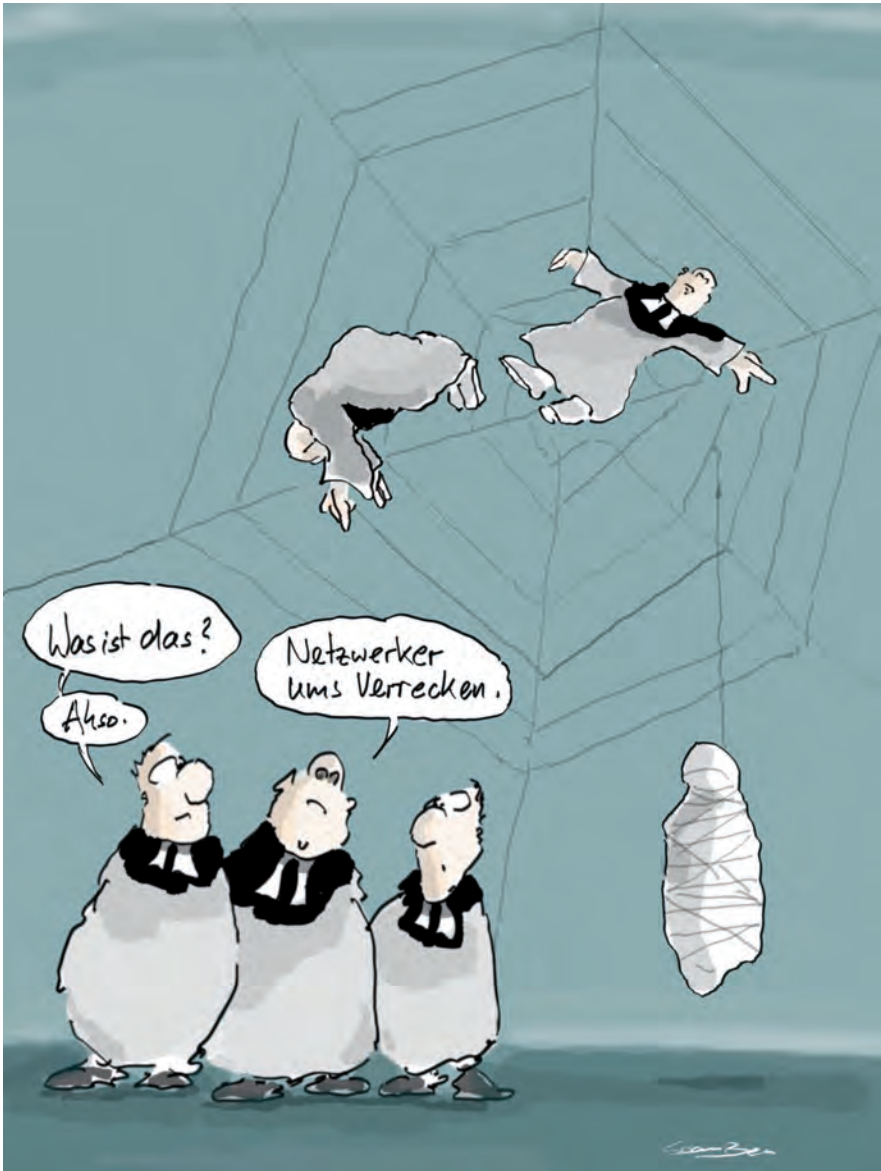
Die sinnlich erfahrbare Nachbarschaft im physisch-materiellen Raum wird auch im Zeitalter von Globalisierung und Digitalisierung ihren Sinn und ihre Bedeutung behalten. Wenngleich ein Leben an mehreren Orten dieser Welt zugleich, vorrangig digital gepflegte Kommunikationen oder auch virtuelle Nachbarschaftsnetze nicht automatisch Orts- und Bindungsverluste bedeuten, leben Menschen als körperlich-sinnliche Wesen zuallererst in physischen Verortungen. Dort ereignet sich die wirkliche Angesichtigkeit des Anderen, auch wenn diese manches Mal als ungebetene Heimsuchung empfunden werden mag. Die Bildung »alternativer Narrative« als Grundlage einer Neugestaltung der Gesellschaft wird gerade nicht in den Echokammern des Eigenen und Selben gelingen, sondern bedarf der konkreten Begegnung mit konkreten Anderen in der Alltagswelt. Die neuen Erzählungen, die für ein Zusammenleben in Vielfalt, Gleichberechtigung, Würde und Respekt werben und Menschenrechte stark machen, können dann freilich digital vielen zugänglich gemacht werden.

5. QUARTIER UND KIRCHE

Das Engagement im Quartier bedeutet für Kirche und Diakonie Herausforderung und Chance zugleich. Beide liegen in der neuen Verortung in Netzwerken, die ihrerseits eine *conditio sine qua non* von Quartiersarbeit darstellen. Die Neuverortung im Netzwerk bedeutet dabei für Kirche und Diakonie die Erfordernis der Ausbildung eines neuen Selbstverständnisses. Dieses nimmt Abschied von einer Position im Sozialraum als privilegierte Statusinhaberin und institutionelle Platzhalterin. Dieser Wandel bedeutet letztlich den Umbau eines vertikalen in ein horizontales Selbstverständnis. In einem horizontalen Selbstverständnis als Teil der Lebenswelt liegt sodann auch die Chance der Quartiersarbeit. In Zeiten, die von einer generellen Skepsis gegenüber religiösen Institutionen und ihren Vertretern und Vertreterinnen geprägt ist, bietet die Mitarbeit in Netzwerken die Gelegenheit, dass Kirche bzw. kirchlich engagierte Personen, die von ihrer Umwelt teilweise selbst schon als »Fremde« erlebt werden, auch mit kirchenfernen und religionsskeptischen Menschen in Kontakt kommen, sich selbst mitteilen und Solidarität erfahrbar machen können. Gerade das Engagement von Kirche und Diakonie im Kontext von Flüchtlingsinitiativen und -netzwerken hat dies in den letzten Jahren bestätigt. Die gesellschaftspolitische Rolle des Evangeliums und das gesellschaftsdiakonische Mandat von Kirche lassen Kirche hier als Brückenbauerin und Gestalterin von Vielfalt im Quartier erkennbar und erlebbar werden. Die Re-Formulierung von Kommunikationen, Integration und Re-Integration in Kommunikation, wortgegründete Tat und tatbegründendes Wort werden so in der Quartiersarbeit von Kirche und Diakonie zu einer spezifischen Form der Kommunikation des Evangeliums.

LITERATUR

- Zygmunt Baumann: Flüchtige Zeiten. Leben in der Ungewissheit, Hamburg 2008.
www.bosch-stiftung.de
www.grandhotel-cosmopolis.org





Peter Meißner

FÖRDERLICHE NETZWERKSTRUKTUREN IM SOZIALRAUM

»Wer über den Tellerrand guckt, sieht den gedeckten Tisch« – oder: Wie setzen sich Kirchengemeinden am Ort mit den eigenen Ressourcen, ihrer eigenen Wirksamkeit und der eigenen Arbeit auseinander? Die Ortskirchengemeinde, wie wir sie heute kennen, mit Kirche und Gemeindehaus, mit Kreisen und Gruppen soll hier als »Blaupause« dienen, um die Herausforderungen und Entwicklungschancen einer Netzwerkarbeit für Kirchengemeinden näher zu beleuchten. Praxisfeld dieser Entwicklungen ist u. a. die Nikolaigemeinde in Verden, die neben dreizehn anderen Kirchengemeinden an dem landeskirchlichen Projekt der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, der Initiative Gemeinwesendiakonie teilnimmt.

Kirchengemeinden entdecken und nehmen den Sozialraum wahr. Hiermit vollzieht sich aus meiner Erfahrung der erste Paradigmenwechsel, denn Gemeinden richten vielerorts nach wie vor sehr den Blick auf das eigene Gemeindegebiet mit den ihr zugehörigen Gemeindemitgliedern. Nicht selten findet über das Gemeindegebiet, mit den darin befindlichen Gebäuden die eigene Definition der Gemeinde statt. Mit dem Blick auf den Sozialraum in Verbindung mit der Netzwerkperspektive rücken nun die Menschen, Organisationen mit ihren Themen und Bedarfen in den Fokus kirchengemeindlicher Arbeit. Dies bedeutet, dass binnengemeindliche Strukturen auf gesellschaftliche Herausforderungen treffen.

Die Zukunft von Kirche entscheidet sich nicht zuletzt dadurch, ob es ihr gelingt, auch bei abnehmender Mitgliederzahl Vertreterin einer gesellschaftlich relevanten Gruppe zu sein, die in ihrer Eigenschaft öffentlich Gehör findet und in öffentlich-rechtlichen Gremien vertreten ist. Um diese Aufgaben jedoch wahrnehmen zu können, ist der Kontakt in alle Bereiche der Gesellschaft, wie zu zivilgesellschaftlichen Akteuren, staatlichen Einrichtungen und in den Bereich der Wirtschaft, notwendig. Hier bietet der Sozialraumbezug erste Anknüpfungspunkte zum lokalen Umfeld mit den entsprechenden Akteuren vor Ort.

WAS SIND NETZWERKE?

Netzwerke sind strukturierte Verbände verschiedener Akteure und Personen. Handlungsleitend ist hierbei die Kultur des Miteinanders, das gemeinsame Wahrnehmen und Teilen der Beobachtung, das Arbeiten an Problemstellungen sowie, Innovationen gemeinsam zu entwickeln und verlässliche Strukturen zu schaffen.

In der direkten Arbeit bedeutet dies, dass jeder Akteur seine Rolle und Aufgabe auch weiterhin behält, die eigenen Ziele nicht aufgibt und dennoch daran mitarbeitet, Synergien zu nutzen und einen Mehrwert für den Sozialraum zu erzielen. Die Arbeitsweise beruht hierbei auf dem Prinzip der freiwilligen Koordination, bei dem die Akteure nicht für bestimmte Aufgaben oder zur Mitarbeit verpflichtet werden.

Ziel ist es, ein Arbeitsbündnis zu schaffen, welches die Anliegen und Bedürfnisse der Akteure berücksichtigt. Prozesshaft suchen, planen und realisieren die Teilnehmenden Schritte zu einem gelingenden Miteinander. Ziel dieses Prozesses ist die Identifikation eines gemeinsamen Interesses oder Anliegens, welches über die Ziele einer einzelnen Organisation hinausgeht. Mit der Verständigung über die Anliegen und Werte jedes einzelnen Akteurs wird zugleich auch an dem Willen und den Zielen jedes Einzelnen gearbeitet.

Aus der Arbeit mit Kirchengemeinden ist an dieser Stelle zu berichten, dass Gemeindeanalysen jene Veranstaltungsformate waren, bei der alle Akteure des Sozialraumes aufgefordert waren, gemeinsam den Blick auf den Stadtteil oder das Dorf zu richten und Themen zu identifizieren. In dieser gemeinsamen Herangehensweise konnten bereits erste Kooperationen zwischen der Kommune und der Kirchengemeinde im Rahmen einer zukünftigen Quartiersentwicklung in der Nikolaigemeinde in Verden beobachtet und entwickelt werden.

Netzwerke beruhen auf dem Prinzip der längerfristigen Handlungsgemeinschaft. Leistung und Gegenleistung sowie Ressourcen in Form von Zeit, Personal und Ausstattung werden eingebracht, mit dem Vertrauen, dass sich dieses Engagement mittel- bis langfristig auszahlen wird. Wird dieser Anspruch von einem der Beteiligten nicht oder nur unzuverlässig geleistet, so sinkt das Vertrauen in das Netzwerk. Umgekehrt kann ein Netzwerk auch Motivationsgeber für die gemeinsame Arbeit sein.

Netzwerke sollten partizipativ, integrativ und mit einer offenen Beteiligungsstruktur angelegt sein. Dies bedeutet, sie sollten eine Offenheit für unterschiedliche Gruppen, Personen, Generationen und Organisationen mit ihren unterschiedlichen Philosophien haben.

DAS BESONDERE AN KIRCHLICHEN STRUKTUREN UND WAS HEISST DAS FÜR DAS NETZWERK?

Kirchengemeinden, die mit anderen Akteuren in sozialräumlichen Netzwerken interagieren, unterscheiden sich sehr stark sowohl in den Strukturen als auch dem Organisationskontext, aus dem sie kommen, von den anderen Akteuren.

Wir sind es gewohnt, in Kirchenvorständen einmal monatlich über die aktuellen Entwicklungen in der Gemeinde zu sprechen und Entscheidungen zu treffen. Wir gucken hierbei auf das Gemeindegebiet und die Menschen, die sich der Gemeinde zugehörig fühlen, oder die, die wir als Mitglieder unserer Gemeinde identifiziert haben. Menschen aus dem Sozialraum finden bei uns die Möglichkeit, Angebote zu nutzen. Sie tun dies und trotzdem merken wir, dass es weniger werden. Wir überlegen neue Formate und vergessen dabei völlig, die Menschen vor Ort an der Entwicklung zu beteiligen oder aber sie nach ihrem Bedarf zu befragen. Wir hören von Projekten, die woanders funktionieren, und versuchen sie für uns zu adaptieren. Wir öffnen unsere Gemeindehäuser und Kirchen und gehen davon aus, dass die Menschen zu uns kommen. Es stellt sich hier die Frage, ob wir als Kirchengemeinde mit unseren Gebäuden nicht eher eine geschlossene Nutzergruppe sind. Wir ertappen uns dabei, wie wir die Frage der Gegenleistung gar nicht mehr stellen. Wir öffnen unsere Türen und sagen, die Menschen können zu uns kommen. Was aber all jene leisten müssen, um ein Gebäude zu betreten, in dem sie sich weder auskennen noch die Regeln kennen, diese Frage stellen wir uns nicht.

Was die kirchlichen Strukturen angeht, so sind diese sehr von einem binnenkirchlichen Blick geprägt. Kirchenvorstände bilden im Rahmen ihrer Arbeit Fachausschüsse, die sich an den Vorgaben des Kirchenkreises und der Landeskirche orientieren. So orientieren sich beispielsweise Bauausschüsse an den Vorgaben des Kirchenkreises, was Größe und Kubatur ihrer Gebäude und Räume anbetrifft. Diese richtet sich nach der Mitgliederzahl der Gemeinde und dient als Bemessungsgrundlage für zukünftige Planungen. Wenn sich jedoch eine Gemeinde auf den Weg macht, ihr Gemeindehaus in ein »kirchliches Stadtteilzentrum« zu entwickeln, und dabei alle Menschen des Stadtteils in den Blick nehmen will, so nehmen diese Vorgaben Einfluss auf die weitere Entwicklung sozialräumlichen Handelns. Denkbar wäre hier, die Bemessungsgrundlage an den Sozialraum mit seinen Bewohnerinnen und Bewohnern anzupassen. Denn was es braucht, sind Begegnungsräume für die Menschen im Stadtteil und Dorf, um nicht zuletzt gesellschaftlichen Entwicklungen wie Vereinsamung, Armut und dem Rückzug in das Private entgegenzuwirken.

Aus der Beratungsarbeit mit Kirchengemeinden wird deutlich, dass sich immer mehr Kirchengemeinden die Frage stellen, wie sie den Sozialraum wahrnehmen können. Stadtteilbegehungen, Kontaktaufnahme mit Bewohnerinnen und Bewohnern, Arbeit an Karten und Datenmaterial sowie nicht zuletzt der Abgleich der eigenen Wahrnehmung mit den gemachten Erfahrungen aus der Sozialraumanalyse sind Möglichkeiten, mehr über den Sozialraum zu erfahren. Hierbei ist es wichtig, Schlüsselpersonen zu identifizieren, die mehr über den Sozialraum aussagen können. Die Kirchengemeinde in Verden hat dazu Personen aus dem Stadtteil wie die Geschäftsinhaberin des Friseursalons, den Apotheker und andere Personen des Stadtteils befragt. Die Ergebnisse wurden im Gemeindebrief, der an alle Bewohnerinnen und Bewohner des Stadtteils verteilt wird, veröffentlicht. Ein Effekt war u. a., dass nicht nur die Themen des Stadtteils deutlich wurden, sondern auch die Kirchengemeinde als Akteur, der die Situation der Menschen vor Ort verändern will, identifiziert wurde.

Handlungsleitend war hierbei, die Interessen der Menschen des Gebietes zu erfahren und die Bewohnerinnen und Bewohner ins Zentrum der Arbeit zu stellen. Dies bedeutet, kirchengemeindliche Entscheidungen immer auch mit den Entwicklungen in Stadtteilen und Dörfern in Verbindung zu bringen und diese einzubeziehen. Hierfür ist es notwendig, die eigenen Ressourcen und die des Gemeinwesens zu kennen und zu nutzen.

Was die Umsetzung von Vorhaben angeht, so sind Kirchengemeinden oft derart geprägt, dass Projekte mit der Haltung, das braucht die Gemeinde/der

Stadtteil/das Dorf, gestartet werden. Hier ist ein Haltungswechsel notwendig, der da sagt: »Nicht für, sondern mit den Menschen«. Dieser partizipative Ansatz setzt auch voraus, dass ich als Kirchengemeinde an die Selbstorganisation der Menschen vor Ort glaube und ich es Ihnen ermögliche, sich für Ihre Belange und Interessen zu organisieren. Ziel ist es, das Zusammenleben zu gestalten und Nachbarschaft zu fördern.

Was bedeuten diese Ansätze nun für einen Kirchenvorstand beziehungsweise eine Kirchengemeinde, die sich in Netzwerke einbringt oder aber einbringen will?

WELCHE ENTSCHEIDUNGSSTRUKTUREN HABEN WIR?

Wie oben beschrieben, organisieren sich Kirchenvorstände in unterschiedlichen Ausschüssen, die die kirchengemeindlichen Fragen und Anliegen bearbeiten. Entscheidungen werden in diesem Gremium getroffen und abgestimmt. Gruppenverantwortliche in den Kirchengemeinden stimmen sich mit dem Kirchenvorstand ab und entwickeln die Inhalte für die Gruppenangebote selbstständig. Nach Außen wird die Haltung und das Anliegen der Kirchengemeinde in dem Leitbild der Gemeinde sichtbar.



Wo und wie können nun Anliegen der Menschen aus dem Stadtteil oder Dorf in die Arbeit des Kirchenvorstandes einfließen? Hier ist zum einen die Gemeindeversammlung zu nennen, die als Veranstaltung die Möglichkeit bietet, aktuelle Themen aufzugreifen und zu thematisieren. Unter dem Stichwort Zukunftswerkstatt hat sich zum Beispiel die Markus-Kirchengemeinde in Hildesheim auf den Weg gemacht, inklusive Gemeinde zu werden.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, mögliche Entscheidungen im Kirchenvorstand auf den Sozialraumbezug hin zu überprüfen und entsprechend zu entscheiden. Hier wäre es sinnvoll, Beteiligte aus dem Stadtteil oder Dorf in die Entscheidungen mit einzubeziehen. Dies wiederum erfordert partizipative Abstimmungsverfahren und -prozesse. Projektgruppen und Beiräte, besetzt mit Menschen aus dem Stadtteil oder Dorf, könnten hier bereichernd zur Seite stehen und aktuelle Entwicklungen in die Gemeinde hineinbringen.

Viele Kirchengemeinden verfügen über Besuchsdienste, die die Gemeindeglieder der Kirchengemeinde zu unterschiedlichen Anlässen besuchen. Eine Erweiterung des Angebots auf den Bereich der Neuzugezogenen ermöglicht auch, von dieser Zielgruppe mehr über ihre Wünsche und Anliegen zu erfahren. Hierzu entwickeln immer mehr Kirchengemeinden sogenannte Begrüßungspakete, die Auskunft über den neuen Wohnort geben. Diese unterschiedlichen Besuchsdienste bieten außerdem die Möglichkeit im Sinne eines gemeinwesendiakonischen Ansatzes, das »Ohr« am Stadtteil oder Dorf zu haben und die Themen und Interessenlagen der Menschen zu bündeln und sichtbar zu machen. Handlungsleitend muss aber bei allen Vorhaben die Zielrichtung sein, die Kirchengemeinde in den Sozialraum öffnen zu wollen. Diese Haltung muss von allen in der Gemeinde tätigen Menschen mitgetragen werden.

NETZWERKE »WER MACHT WAS MIT WEM UND FÜR WEN?«

Netzwerkarbeit beinhaltet nicht automatisch, ein Netzwerk zu installieren. Es ist durchaus sinnvoll, bestehende Strukturen oder Netzwerke wahrzunehmen, zu überprüfen und Schritt für Schritt für die eigenen Anliegen zu nutzen. Anstehende Projektvorhaben können somit unter dem Kooperationsaspekt die Beziehungen der Akteure untereinander stärken und gegenseitige Einblicke in die Arbeit liefern.

Eine Zielrichtung hierbei ist, möglichst interessante Begegnungen mit unterschiedlichen Zielgruppen, Akteuren oder Kooperationspartnern herzu-

stellen. So haben in den Gemeindeentwicklungsprozessen der Gemeinwendiakonie Ideenwerkstätten mit der zielgerichteten Einladung von unterschiedlichen beruflichen Professionen dazu geführt, dass neben der gegenseitigen Wahrnehmung auch völlig neue Ideen und Kooperationen entwickelt wurden. Auch hier war zu beobachten, wie die Akteure Einblicke in die unterschiedlichen Arbeitsweisen der Organisationen erhalten haben.

Dies bedeutet, Netzwerke sind nicht aus sich heraus gewinnbringend, sondern tragen nur dann zur gemeinsamen Entwicklung bei, wenn sie individuelle und gemeinsame Interessen und Ziele verfolgen.

So ist auch nicht eine möglichst große Anzahl an Akteuren und Kontakten maßgeblich, sondern vielmehr die Frage, wer zur Umsetzung des Vorhabens beitragen kann und wie.

Im Dreischritt von Information – Entscheidung – Umsetzung ist es wichtig, neben der Netzwerkanalyse, der Netzwerkarbeit und der Teilnahme an Netzwerken die eigenen Ziele zu verfolgen.

WAS BRAUCHEN NETZWERKAKTEURE AUS KIRCHENGEMEINDEN?

Zunächst erst einmal ist es wichtig, dass Teilnehmende aus Kirchengemeinden für die Teilnahme an Netzwerken ein klares Votum der Organisation bekommen. Hierfür muss im Vorfeld eine Rollenklärung erfolgen, die auch die Haltung des Kirchenvorstands zu zukünftigen Kooperationen beinhaltet. Ebenfalls ist es wichtig, die Netzwerkrolle zu beschreiben, um für die anderen Akteure auch erkennbar zu sein. Diese Rollenklärung gibt dem Teilnehmenden die Möglichkeit, Kontakte und Informationen verlässlich für alle in das Netzwerk einzuspielen. Unter dem Aspekt »Wer sitzt wo mit wem?« ist zu klären, welche Entscheidungsbefugnis und welchen Handlungsspielraum die Teilnehmende an Netzwerktreffen hat. Hierfür müssen ebenfalls Verfahrens- und Entscheidungswege geklärt werden. Wichtig ist an dieser Stelle, dass geklärt wird, wie die Kommunikationsstrukturen gewährleistet werden können. »Wer informiert wen worüber?« ist eine der Fragen, die es zu klären gilt.

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass Netzwerkakteure mit systemischem Denken und Handeln vertraut sein sollten, um so Strukturen und Prozesse einordnen zu können. Dies bedeutet im Umkehrschluss auch, dass kirchliche Strukturen systemisches Denken und Handeln für sich verinnerlichen und nicht situativ auf gegebene Ereignisse reagieren.

In der Kooperationsfähigkeit und der Bereitschaft zur Transparenz liegen weitere Erfordernisse, welche Netzwerkteilnehmende einbringen müssen. Unabdingbar ist nicht zuletzt auch das Interesse am Anderen und der Wille, gemeinsam etwas auf den Weg bringen zu wollen. Hilfreich ist zudem die Kenntnis über Projektstrukturen, denn auch in unserer Kirche ist nichts für ewig.

ZIELBESCHREIBUNG

Was ist der gewünschte Zustand?

- Kirchengemeinden, die sich in Netzwerken engagieren, nehmen die anderen Akteure wahr, wissen voneinander, koordinieren, kooperieren und entwickeln mit den Akteuren und Menschen vor Ort bedarfsgerechte Lösungen.
- Kirchengemeinden kennen ihre Ressourcen und sind in der Lage, diese wirksam im Sinne des Sozialraumes einzusetzen.
- Kirchengemeinden handeln innovativ und tragen somit zur Veränderung kirchlicher Systeme bei.
- Kirchengemeinden können die Themen des Sozialraumes identifizieren und bearbeiten.
- Kirchengemeinden, die in Netzwerken eingebunden sind, lösen die Aufteilung von kirchlicher und Lebenswelt auf und tragen somit zu einem neuen Profil von Kirchengemeinde bei.

Welche Vorteile versprechen wir uns davon?

- Innergemeindliche Ressourcen und Fähigkeiten erfahren eine Erweiterung und können gebündelt werden.
- Erfahrungen fließen in die eigene Arbeit ein.
- Strukturierte Handlungsschritte bei der Umsetzung von gemeinsamen Vorhaben.
- Große Verantwortlichkeit und Identifikation mit Sozialraum.
- Erhöhte Sichtbarkeit und Anerkennung im Sozialraum.
- Erweiterung der eigenen Perspektive.

Was müssen wir dafür tun?

- Sozialräume und Akteure wahrnehmen.
- Hindernisse identifizieren.

- Menschen vor Ort befragen und sie ins Zentrum unseres Handelns stellen.
- Eine gemeinwesendiakonische Strategie für unsere Gemeinden entwickeln.
- Eine partizipative Haltung entwickeln.
- Multikompetente Teams entwickeln.

BLICK IN DIE PRAXIS

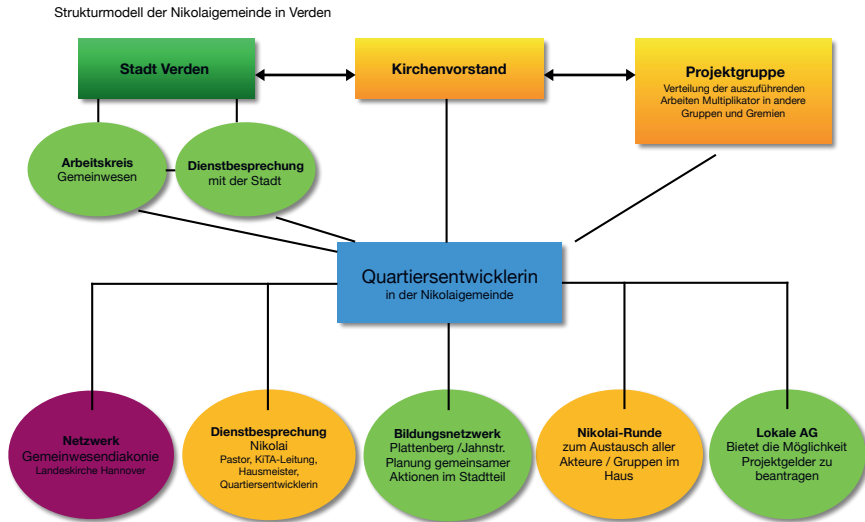
NIKOLAIGEMEINDE VERDEN – »VOM GEMEINDEHAUS ZUM BEGEGNUNGSZENTRUM«

Seit 2016 nimmt die St. Nikolaigemeinde in Verden an dem Landeskirchlichen Projekt der Initiative Gemeinwesendiakonie der Ev.-Luth Landeskirche Hannover teil. In diesem Projekt werden die Kirchengemeinden beraten und begleitet, eine gemeinwesendiakonische Strategie für ihre Kirchengemeinde zu entwickeln. Dies geschieht in enger Kooperation mit anderen Akteuren, u. a. der Diakonie. Für Verden gibt es das Projektziel, das Gemeindehaus in ein kirchliches Begegnungszentrum für alle Menschen des Stadtteils umzugestalten. Dieser strukturierte Prozess enthält mehrere Methodenbausteine, die die Kirchengemeinden durchlaufen. Begonnen wurde mit einer Gemeindeanalyse, zu der alle Akteure und Einzelpersonen aus dem Sozialraum eingeladen wurden. Erste Themen der Menschen vor Ort und Herausforderungen des Stadtteils wurden hierbei identifiziert. In dieser ersten Zusammenkunft wurde deutlich, dass auch die Kommune ein großes Interesse an einer Zusammenarbeit mit der Kirchengemeinde hat. Eine genaue Betrachtung des Sozialraumes hatte ergeben, dass die Stadt Verden in diesem Stadtteil in keiner Weise durch Angebote vertreten war. Stadtplanerisch war dieser Stadtteil jedoch schon länger im Blickfeld der Kommune. Erste Sondierungsgespräche fanden statt, in deren Folge eine Strategie entwickelt wurde. Teilfinanziert durch die Kommune und angestellt bei der Kirchengemeinde wurde eine Quartiersentwicklerin angestellt, die nun ihr Büro im Gemeindezentrum Nikolai in Verden hat. Durch ihre Tätigkeit vor Ort im Stadtteil und die kontinuierlichen Öffnungszeiten des Quartiersbüros sind bereits die unterschiedlichsten Kontakte zu den Menschen vor Ort entstanden.

In der Kooperation zwischen Kommune und Kirchengemeinde lag auch die Chance, die Quartiersentwicklerin in die Strukturen der Stadt Verden einzuführen und sie dort zu verorten. So ist ihre Teilnahme an Dienstbesprechungen der Stadt inzwischen selbstverständlich. Ein weiteres Netzwerk ist

der Arbeitskreis Gemeinwesen, dessen Zielsetzung darin besteht, die Gemeinwesenarbeit in der Stadt Verden an unterschiedlichen Standorten zu koordinieren. Hier bietet sich die Möglichkeit, verschiedene Projekte kennenzulernen und von den Erfahrungen der Kolleginnen zu profitieren. Konkret wurden stadtweite Aktionen geplant und gemeinschaftlich durchgeführt.

Bei dem Bildungsnetzwerk Plattenberg/Jahnstraße handelt es sich um ein regionales Netzwerk, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, gemeinsame Aktionen im Stadtteil zu koordinieren. Dabei nimmt das Gemeindezentrum der Nikolaigemeinde eine zentrale Rolle ein. Veranstaltungen und Aktionen mit den Anwohnerinnen und Anwohnern werden dort konzipiert und durchgeführt.



Was die innerkirchlichen Strukturen angeht, so besteht die Aufgabe der Quartiersentwicklerin auch darin, die Vernetzung in die Strukturen der Kirchengemeinde sicherzustellen. So wird zum Beispiel der Kirchenvorstand von ihr über den fortlaufenden Prozess und die Entwicklungen informiert. Dieses Vorgehen ist wichtig, birgt aber auch die Schwierigkeit, bei bestimmten Vorhaben, aufgrund der Sitzungsintervalle des Kirchenvorstands nicht zeitnah reagieren zu können. Zudem sind Kirchenvorstandssitzungen, bei der Fülle der zu bearbeitenden Themen, nur bedingt ein Ort, um konzeptionelle und inhaltliche Fragen beantworten und klären zu können. Hier benötigt es eine andere Form des Austauschs und der konzeptionellen Arbeit.

Kirchenvorstände verstehen sich als »Hüter« des christlichen Profils einer Kirchengemeinde. Wie kann es nun gelingen, weltliche Themen mit dem Profil einer Ev.-luth. Kirchengemeinde in Bezug zu setzen? Erfahrungen aus der Beratungsarbeit haben gezeigt, dass dies nur über einen fortwährenden Aushandlungsprozess mit allen Beteiligten gelingen kann. Wichtig ist hierbei das gegenseitige Vertrauen und eine gute Kommunikation, auf die alle Mitwirkenden angewiesen sind. Hier können Steuerungsgruppen eine Alternative zu den üblichen Strukturen sein. So kann ihre Aufgabe darin bestehen, das Gesamtkonzept des Begegnungszentrums und der Quartiersarbeit unter enger Abstimmung mit dem Kirchenvorstand weiterzuentwickeln. Durch eine multikompetente Besetzung können sowohl Akteure vor Ort als auch Anwohnerinnen und Anwohner des Stadtteils in die Arbeit eingebunden werden. Dies trägt zur Entlastung des Kirchenvorstands bei und ist zudem ein klares Signal zur Öffnung kirchlicher Strukturen in den Sozialraum.

Steuerungsgruppe	Kirchenvorstand
<p>Besetzung:</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ Quartiersmanagerin ▪ KV - Vertreter*in ▪ Vertreter*in aus der Kommune ▪ Vertreter*in aus der Diakonie ▪ KITA- Leiterin ▪ Vertreter*innen von den anderen Akteuren ▪ Vertreter*in Stadtteilerunde ▪ Bewohner*innen des Stadtteils 	<p>Besetzung:</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ Pastor*in ▪ Kirchenvorstandsvorsitzende ▪ Gewählte Vertreter*innen des Kirchenvorstands
<p>Aufgaben:</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ Weiterentwicklung des Gesamtkonzepts für das Begegnungszentrum Nikolai ▪ Prozessbegleitung ▪ Bearbeitung der Themenfelder: <ul style="list-style-type: none"> ○ Öffentlichkeitsarbeit ○ Dokumentation ○ Zukunftsmodell Gemeinde ▪ Identifikation neuer Handlungsfelder ▪ u.ä. 	<p>Aufgaben:</p> <ul style="list-style-type: none"> ▪ Rechtsvertreter gegenüber der Kommune ▪ „Hüter der theologischen Ausrichtung“ ▪ Vertretung gegenüber dem Kirchenkreis ▪ Antragstellung von Drittmitteln



Christoph Nötzel

MISSIONALE KIRCHE – AUFBRUCH IN DEN SOZIALRAUM

Ich träume von einer relevanten Kirche in und für die westliche Gesellschaft mit all ihren Milieus und Subkulturen. Und ich bin mir sicher, sie wird diese Relevanz nicht abseits der Gesellschaft finden, sondern nur in und mit ihr. Mitten im Leben begegnet sie Gott und kann auf seinen Spuren unterwegs sein. Denn ich glaube, dass Gott in der Welt am Wirken ist, um sowohl die Gemeinschaft mit seinen Geschöpfen als auch die ganze Schöpfung wiederherzustellen. Gott ist mitten unter uns, das Heil seiner Schöpfung zu wirken und sie zu vollenden. In diese Sendung Gottes sind wir durch Jesus Christus mit hineingenommen. Wir sind eingeladen, an Gottes Projekt einer Welt in Gemeinschaft, in Frieden und Gerechtigkeit teilzunehmen. Eine Kirche, die sich dazu einladen lässt, nenne ich eine missionale Kirche. Sie versteht sich von ihrer geistlichen Berufung her – und lebt diese geistliche Berufung im Alltag der Welt. Sie lebt und teilt ihren Glauben mit Mut zur Authentizität – auch in einem nichtchristlichen Umfeld. Das ist eigentlich gar nichts Besonderes. Es bedeutet nichts anderes, als den Weg Jesu, so wie er uns in den Evangelien begegnet, mitzugehen. Und wie sonst wollen wir Christen heute Zeugen Jesu Christi sein?

Unter einer missionalen Kirche verstehe ich also eine Kirche, die Gottes Sendung in der Welt dient. Die Existenz der Kirche ist kein Selbstzweck. In der Mission Gottes (*missio dei*), an der teilzunehmen Christen und Christinnen eingeladen sind, geht es nicht um den Selbsterhalt der Kirche, um ihre Ausbreitung oder um die Durchsetzung kirchlicher Machtinteressen. Eine

missionale Kirche betreibt nicht Mission (im engeren missionarischen Sinne), sondern sie ist in Mission. Es geht ihr um die Menschen. Es geht ihr um die Schöpfung. Für sie will sie heilsam da sein. Ein Heil, über das die Kirche nicht selbst verfügt, sondern das allein Gottes Werk ist. Eine Kirche, die sich aufmacht, Gottes Wirken in der Welt zu folgen, wird dabei immer wieder überrascht, wie sie mitten in einer säkularen Welt Gottes Spuren begegnet. Sie rechnet damit, Gott unterwegs immer wieder bei der Arbeit zu begegnen und dann zu unterstützen. In unseren Tagen gibt Greta Thunberg dafür ein Beispiel. Ob sie eine Prophetin Gottes ist? Wird durch sie Gott laut und schreit auf?

KIRCHE MIT ANDEREN

Community organizing will im Raum der Zivilgesellschaft politisch handlungsfähige Gemeinschaft stiften. Durch rege Kontakt- und Begegnungsarbeit wird ein Netz von Beziehungen geknüpft. Ein Beziehungsnetz in der Nachbarschaft, im Stadtteil, in der Gemeinde, zwischen den verschiedenen bürgerlichen, kulturellen und religiösen Gruppen im Stadtteil – auch mit dem politischen Interesse, dass Menschen, insbesondere marginalisierte Menschen, Teilhabe am gesellschaftlichen Leben erfahren. Gemeinden, die sich am *community organizing* beteiligen, finden dabei aus ihrer Selbstbeschränklichkeit heraus. Sie überschreiten die Grenzen ihrer Gemeindehäuser und Einrichtungen und finden Kontakt zu anderen religiösen und nicht-religiösen Gruppen in ihrem Umfeld. So nehmen sie den Stadtteil, in und für den sie Kirche sind, oft noch einmal neu wahr. Brücken werden geschlagen hin zu Menschen, die vielfach am gesellschaftlichen Rand des Stadtteils leben. Die Menschen im Stadtteil nehmen umgekehrt wahr, dass sich Kirche für ihre gemeinsamen Interessen engagiert. Die Gemeinde gewinnt neu an Relevanz für das gemeinsame Leben. Sie tut das, weil sie es als ihren gesellschaftlichen Auftrag versteht, Menschen um ihrer Würde willen Teilhabe und Teilnahme am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen. So leisten die Gemeinden einen wesentlichen Beitrag zu einer mündigen Integration der sehr verschiedenen Menschen und Gruppen in unserer Gesellschaft und zu einem menschenwürdigen Leben von Menschen, die sich oft als diskriminiert erleben.

Das bleibt nicht ohne Auswirkungen auf das innere Gemeindeleben. Die Gemeinden weiten ihren Blick über die Kerngemeinde hinaus hin auf die Menschen in ihrem Sozialraum. In den Gemeindehäusern geht es bunter und ökumenischer zu. Die in den Gemeinden engagierten Menschen werden sich

neu ihrer Berufung und ihrer Sendung in der Welt bewusst, in der sie Jesus nachfolgen wollen. Menschen im Stadtteil werden besucht, das nachbarschaftliche Miteinander erfährt Förderung. Es erwächst eine Gemeinde mit den Menschen, teilnehmend eingebunden in den Sozialraum ihrer Nachbarschaft.

ZUM BEISPIEL: ST. GEORGE IN LONDON-EAST

Die anglikanische Gemeinde St. George im Südosten Londons betreibt eine rege Nachbarschaftsarbeit im Stadtteil. Ausgangspunkt sind zahlreiche Hausbesuche mit dem Interesse, die Menschen im Stadtteil kennenzulernen und sie wiederum auch für ihre Nachbarschaft zu interessieren. So soll langsam eine sorgende Gemeinschaft im Stadtteil wachsen, eine *caring community*, in der sich die Menschen füreinander interessieren und umeinander kümmern. Menschen, die sich dafür gewinnen lassen, lädt sie zu Schulungen ein, ihre eigene Berufung für die Gemeinschaft zu entdecken und kommunikative Fertigkeiten zu entwickeln, um ihre Berufung zu leben. So wächst die Besuchsdienstarbeit aus sich selbst und nährt sich in einer ausgeprägten Berufungspastoral aus den geistlichen Quellen der Kirche. Auf einer Bürgerplattform von »Citizens UK« ist die Gemeinde verbunden mit anderen Gemeinden, Moscheen, Vereinen, Initiativen und Bildungseinrichtungen im Stadtteil. Gemeinsam mit ihnen engagiert sich die Gemeinde hier für ein »gutes Leben im Stadtteil«: für bezahlbaren Wohnraum, für Spielplätze, für gute Schulen etc. Pfarrer Angus Richie sagt: »Wir haben kein Relevanzproblem. Wir wissen, was die Menschen hier beschäftigt. Und wir sind mit ihnen engagiert.« St. George engagiert sich mit den Menschen für die Menschen, in ökumenischer und interreligiöser Solidarität, theologisch reflektiert und zugleich spirituell tief verwurzelt in einer hochkirchlichen Frömmigkeit.

An St. George findet sich auch das anglikanische »Centre for Theology and Community«. Es hat den Auftrag, Kirchen zu begleiten, ihre Gemeinschaften zu transformieren – durch *community organizing*, missionale Unternehmungen, verwurzelt in theologischer Reflexion und Gebet.

RAUSGEHEN UND WAHRNEHMEN

Der Weg in die Zukunft der Kirche wird auch bewegt durch neue gemeinsame Lebensformen von Glauben. Lokale Glaubensgemeinschaften, geistlich bewegt und engagiert vor Ort. Sie beginnen ganz klein. Wie in St. George leben sie davon, dass Menschen sich ihrer Berufung innwerden, dass sie sich interessiert auf die Begegnung mit Menschen einlassen und ihren Glau-

ben im Alltag teilen. Glauben findet durch Interaktion Gemeinschaft. Und wo man in der Gemeinschaft beginnt, Glauben zu teilen, da werden Lebensformen von Glauben gefunden, die den jeweiligen Menschen helfen, ihren Glauben zu teilen, ihn zu vertiefen und auszudrücken.

Neue Gemeindeformen fangen klein an. Sie beginnen mit einem Traum und mit Menschen, die sich von Gottes Ruf herausfordern lassen. Alleine geht es nicht. Es braucht Menschen, die den Traum miteinander teilen. Gemeinsam machen sie sich auf den Weg und gehen hinaus. Sie hören hin. Sie schauen hin. Sie nehmen wahr. So landet der Traum in der Wirklichkeit.

Es beginnt mit dem Hören auf den Ruf Gottes. Dass Menschen ihre Augen und Ohren aufmachen und hinausgehen, darin liegt der zweite Schritt. Die Menschen wahrnehmen, mit denen sie alltäglich zu tun haben. Aufmerksam sein für das, was um sie her geschieht. Sie lassen sich auf einen Standortwechsel ein und nehmen die Welt mit den Augen der anderen wahr, für die sie sich interessieren. Ohne ein solches Interesse an den Menschen geht nichts. Gar nichts. Aber darin liegt die ungewohnte Aufgabe, mit den Augen der anderen die Welt wahrzunehmen. Wie ticken sie? Was bewegt sie? Was fehlt ihnen? Welche Relevanz könnte meine Berufung für ihr Leben haben?

Nicht von sich selber her, sondern von den Menschen her zu denken, ist der nötige Schritt des »geistigen Herausgehens« aus oft eingefahrenen Mustern kirchlicher Existenz. Es geht darum, sich herausfordern zu lassen von der konkreten Wirklichkeit. Dafür muss ich mich aufmachen und hinausgehen. Hin zu den Menschen. Zuhören. Hinschauen. Nicht bei mir selbst bleiben, sondern mich auf neue Begegnungen einlassen. Es gibt keine Nachfolge ohne einen solchen Aufbruch und das Verlassen gewohnter Perspektiven.

Die Reibungen, die Widersprüche, die dabei wahrgenommen werden und die zunächst unbequem sind, tragen in sich ein großes kreatives Potenzial. Auf einmal werden ganz andere Möglichkeiten sichtbar als die bisher gedachten und gelebten. Der Traum wird konkret. Er erdet. Er landet in der Wirklichkeit. An einem bestimmten Ort.

ZUM BEISPIEL: INTERNATIONALE EVANGELISCHE GEMEINSCHAFT, WUPPERTAL

Vor zwei Jahren packte es Matthias Stempfle. Der Prediger der Wuppertaler Stadtmission träumte von einer evangelischen Gemeinschaft in Wuppertal, in der sich die kulturelle Vielfalt der Stadt widerspiegelt. Eine Gemeinde mit Christen aus Afrika, Asien und Europa mitten in einer deutschen Stadt. Damit dieser Traum in der Wirklichkeit landen konnte, brauchte Matthias weitere Menschen, die seinen Traum mitträumen. Also machte er sich auf, sie zu

suchen. Er fand sie im Vorstand der Stadtmission, bei der Vereinigten Evangelischen Mission, beim Wuppertaler Kirchenkreis, bei der Landeskirche. Aus einer Idee wurde ein gemeinsames Vorhaben. In Wuppertal-Vohwinkel wird die neue Gemeinschaft ihr zuhause finden. Und auch ein mutiger Projekt-Pionier wurde gefunden und kann bezahlt werden. Im Mai 2018 wurde Daniel Njikeu in seine Aufgabe als Projekt-Pionier der Internationalen Evangelischen Gemeinschaft Wuppertal eingeführt. Daniel Njikeu begann seine Arbeit betrachtend. Aus der Ruhe, im Wahrnehmen, im Hinhören und Hinschauen. Sechs Monate lang, so lautete sein Dienstauftrag, sollte er »nichts« tun. Er sollte mit keinem Projekt beginnen, sondern einfach nur aufmerksam da sein – um zu entdecken, was Gott schon tut und was die Menschen hier bewegt.

Die »Internationale Evangelische Gemeinschaft« ist als Modellprojekt gedacht, das an einer Stelle exemplarisch Erfahrungen sammelt, wie interkulturelle Gemeindefarbeit innerhalb der Evangelischen Kirche gelingen kann. Es soll bewusst keine neue »Gemeinde anderer Sprache und Herkunft« entstehen, die Menschen aus einer oder mehreren migrantischen Communities unter sich sammelt, sondern ein Ort, an dem unterschiedliche Spiritualitäten und kulturelle Hintergründe miteinander und mit gewachsener deutscher evangelischer Kirchlichkeit vermittelt werden.

KONTAKT SUCHEN

Um ihre Berufung zu leben, brauchen Christen Mit-Christen, die ihre Berufung teilen. Menschen, die bereit sind, sich mit ihnen in das neue Land aufzumachen. Wenigstens einen zweiten Menschen, mit dem sie sich auf den Weg machen können, um ihre Berufung umzusetzen und zu leben. Gemeinsam machen sie sich auf den Weg – mit einer noch undeutlichen, aber sie beide begeisternden Idee.

Der nächste Schritt ist der erste kleine Schritt, die Idee in die Tat umzusetzen. Es beginnt ganz klein. Kontakt finden zu den Menschen, für die ich mich interessiere. Ein neuer Gottesdienst. Ein Sofa auf der Straße. Ein Gesprächskreis. Die Berufung nimmt Gestalt an. Deutlich wird, was ich will und was ich nicht will. Was geht und was nicht geht. Eine Idee wächst und reift. Unterwegs. Im Gespräch. Im Handeln. In der Umsetzung.

ZUM BEISPIEL: DIE BEYMEISTER, KÖLN-MÜLHEIM

beymeister, das waren im Mittelalter die Meister der Gilden, die sich gegenseitig unterstützt haben, ohne sich reinzureden oder zu bevormunden. Genau das wollen »die beymeister«, ein Projekt der Gemeinde Mülheim am Rhein. »Wir wollen mit den Menschen Kirche entwickeln, wollen sie mündig sein lassen und ihnen nicht vorsetzen, wie es sein muss«, sagt Sebastian Baer-Henney, einer der Gründer-Beymeister. Also: Wie macht man Kirche mit Menschen, die mit Kirche nichts mehr zu tun haben, weil sie einfach nicht zu ihrem Lebensstil passt? Hinausgehen, hingucken und hinhören! Die Menschen wissen selbst am besten, was sie brauchen! Sebastian Baer-Henney und Miriam Hoffmann nahmen das wörtlich. Sie trugen die Kirche hinaus zu den Menschen. Ganz wörtlich: Mit einem alten grünen Sofa – schon fast kultisch – und einer Gourmet-Kaffeemaschine. Es ergaben sich Kontakte, Gespräche und daraus die ersten Ideen.

Als klar wurde, dass den Menschen ein Anlaufpunkt im Viertel fehlt, wurde beschlossen, ein Ladenlokal zu mieten. Die alte Änderungsschneiderei ist nun ein Wohnzimmer für das Veedel – und darin das alte Sofa und eine wunderbare Kaffeemaschine. Die neu Dazugewonnenen durften mitreden, konnten entscheiden, wie die Wände gestrichen, der Boden belegt, die Möbel ausgesucht werden sollen – und so ist es ihres geworden. Viele, die nun kommen, wissen: Ich habe die Sache hier mitgestaltet, ich bin ein Teil davon – ich bin ein beymeister. Dieses partizipative Element ist es, was den Menschen, in den traditionellen kirchlichen Angeboten fehlt. Sie haben den Eindruck, dass sie dort auf etwas Vorgefertigtes treffen, was aber nicht ihrem Geschmack, ihren Lebensgewohnheiten, letztlich nicht ihnen selbst entspricht.

Die beymeister sind dabei kein Gegenentwurf zur klassischen Ortsgemeinde. Im Gegenteil sind sie selber ein Projekt der Kirchengemeinde Mülheim am Rhein. Und als solches erweitern sie das Portfolio, sprechen eine ganz andere Zielgruppe an, die die Gemeinde bislang nicht erreicht hat. Es geht also nicht um ein Entweder-oder. Es geht darum, in unterschiedlichen Formen Gemeinde mit den Menschen zu sein.²

VERNETZT HANDELN

Eine neue soziale Lebensform des Glaubens ist entstanden. Es ist eine Gemeinde im Werden. Es gibt positive Resonanzen – aber auch unerwartete Wi-

² <https://beymeister.wordpress.com> (Zugriff: 06.01.2020).

derstände. Das ist normal. Überall, wo etwas Neues entsteht, verändert sich die Situation auch für die Akteure, die hier – und auf diesem Gebiet – schon länger tätig sind. Damit das Vorhaben nicht von äußeren Widerständen erstickt wird, braucht es ein Netzwerk von Partnern und Sympathisanten, die es stützen und unterstützen. Ein Netzwerk vor Ort für die Entwicklung lokaler Gemeinschaft – und ein überregionales kirchliches Netzwerk, damit das Projekt getragen wird und kirchliche Akzeptanz findet.

ZUM BEISPIEL: KREUZKIRCHE WUPPERTAL

Jährlich findet ein »Sommerblühen« in und an der Elberfelder Kreuzkirche statt. »Wir wollen miteinander feiern und die Menschen dazu bringen, über Quartiersthemen ins Gespräch zu kommen«, sind sich die Veranstalter einig. Dazu gehören die DiakonieKirche (Wuppertaler Stadtmission) und die Initiative Kreuzkirche, das Forum:Mirke und das Netzwerk Urbanes Gärtnern in Wuppertal, das Jugendrockprojekt Wuppertal, der von türkischen Zuwanderern gegründete Anadolu oder das multikulturelle Begegnungszentrum Alte Feuerwache. Dieses Netzwerk trägt heute das Leben und die Zukunft der Elberfelder Kreuzkirche.

Gar nicht weit von der Elberfelder Innenstadt entfernt, stößt man auf dem Weg hoch zum Mirker Bahnhof auf die Kreuzkirche. Wie eine Insel liegt sie inmitten der Nordstadt und lädt ein zum Hinschauen und Näherkommen. Als erstes fällt ein buntes Schild im Eingang ins Auge: »Herzlich willkommen!« Einladend: die Türen der Kirche stehen weit offen, Menschen gehen ein und aus, und an warmen Tagen sitzen draußen Grüppchen zusammen.

Die Kreuzkirche wurde 2006 als Gemeindekirche aufgegeben und an die Diakonie übergeben als offener Treffpunkt für Anwohner der Elberfelder Nordstadt. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der DiakonieKirche sowie Nachbarinnen und Nachbarn entdeckten den Garten um die Kirche herum als idealen Standort für nachbarschaftliches *urban gardening*. Jeden Tag sieht man Menschen, die dieses kleine Paradies pflegen und hegen.

Beim Betreten der Kirche überrascht der helle Gastraum, mit großen Glasflächen wurde er vom Kirchraum abgetrennt. Der appetitanregende Duft kommt von der großen Kücheninsel, an der viele fleißige Hände am Arbeiten sind. Wenn zur Mittagszeit der Raum bis zum letzten Platz gefüllt ist und an manchen Tagen bis zu 50 Personen essen wollen, pulsiert hier das Leben. An einem Tisch etwas abseits sitzen zwei Personen über Formularen gebeugt, die sie miteinander ausfüllen. Wer Hilfe und Beratung braucht, kann sie hier finden.

Vor dem Essen, um 13 Uhr, ist Mittagsgebet. Das Glockenläuten lädt für alle hörbar dazu ein. Folgt man der Einladung und betritt den Kirchraum, bleibt der Lärm der Stadt draußen, es ist still. Am Altar brennen Kerzen, daneben steht ein kleiner Blumenstrauß. Die Betenden sammeln sich um den Altar.³

WAS HÄLT UNS ZURÜCK?

Leider ist die Zahl landeskirchlicher Gemeinden, die solche Aufbrüche in ihr soziales Umfeld wagen, noch sehr überschaubar. Offenbar tun sie sich schwer damit, sich als aktiven Teil der Zivilgesellschaft zu verstehen. Das ist möglicherweise der quasi staatskirchlichen Vorgeschichte des Landeskirchentums geschuldet, den darauf erwachsenen Allianzen mit staatlichen Stellen und nicht zuletzt den damit verbundenen Privilegien. Vielleicht sind sie auch zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Die gesellschaftliche Relevanz der evangelischen Kirchen und Gemeinden wird in Zukunft jedoch wesentlich davon abhängen, wieweit es ihnen gelingt, sich nicht auf sich selbst zurück zu ziehen, sondern sich von ihrem biblischen Auftrag her selbstbewusst und kommunikativ profiliert als ein Akteur unter anderen in die Zivilgesellschaft einzubringen und dabei kooperativ und solidarisch verbunden gemeinsam mit anderen aufzutreten und zu handeln. Sie werden dafür alte Machtansprüche und -privilegien abtreten müssen. Das wird schmerzlich durchlebt werden. Doch nur so wird der Weg in ein gesellschaftliches Selbstverständnis geöffnet, das der realen Situation der Kirche in unserer Gesellschaft heute angemessen ist.

VERWEISE

Centre for Theology and Community, St. George
<http://www.theology-centre.org>

Die beymeister
 Evang. Kirchengemeinde Mülheim am Rhein, die beymeister, Wallstraße 66, 51063 Köln
<https://beymeister.wordpress.com>

Kreuzkirche Wuppertal
 DiakonieKirche, Kreuzkirche, Helene-Weber-Platz 1, 42105 Wuppertal
www.wuppertaler-stadtmission.de/index.php/diakoniekirche.html

³ www.wuppertaler-stadtmission.de/index.php/diakoniekirche.html (Zugriff: 06.01.2020).



Miriam Meyer, Michael Ellendorff & Armin Oertel

»WIR MISCHEN UNS EIN, ALSO SIND WIR!«

Q8/Kirche – Kirchengemeinde und Quartiersentwicklung auf neuem Kurs

Im Hamburger Stadtquartier Winterhude-Uhlenhorst wird seit 2012 eine neue Form der Gemeinwesenentwicklung aus der Kirche heraus entwickelt. Die Kirchengemeinde Winterhude-Uhlenhorst und die Sozialrauminitiative Q8 der Evangelischen Stiftung Alsterdorf haben sich gemeinsam auf einen neuen Kurs begeben: Die erfolgreiche Zusammenarbeit verbindet Quartiersentwicklung eng mit der Entwicklung der Kirchengemeinde. Die parallelllaufenden Prozesse haben sich gegenseitig bereichert. Das Ziel: Im Quartier gemeinsam die soziale Versorgung für die Bewohnerinnen und Bewohner zu verbessern. In den letzten Jahren sind viele Netzwerke und Kooperationen entstanden, Projekte entwickelt und umgesetzt worden. Die wichtigsten Themen dabei: Bildung, Nachbarschaft und Inklusion. Der Gedanke der Teilhabe für alle Menschen zieht sich wie ein roter Faden durch die gemeinsame Arbeit. »Q8 ist eine zeitgemäße Entwicklungsform von Kirche«, so das Fazit des Pastor*innen-Teams der Gemeinde.

Wie die Quartiersentwicklung aus der Kirchengemeinde heraus funktioniert, und was die Beteiligten daraus gelernt haben, wird in diesem Beitrag vorgestellt.

AUFBRUCH UND KOOPERATION

DER URKNALL

Am Anfang stand eine große Idee im Raum: »Q8 – Quartiere bewegen« der Evangelischen Stiftung Alsterdorf wollte mit Kirche als zivilgesellschaftlichem Akteur zusammenarbeiten. Dazu wurde eine Kirchengemeinde als Partnerin gesucht. Aber: Wo und wie anfangen? Hamburg ist groß, hat über hundert-siebzig evangelische Kirchengemeinden. Da traf es sich gut, dass eine dieser Kirchengemeinden ebenfalls auf der Suche war. Pastor Michael Ellendorff in Winterhude-Uhlenhorst: »Wir wollten uns in den Stadtteil bewegen, dieser Gedanke war schon da. Aber wir hatten auch das Gefühl, dass eine professionelle Herangehensweise nötig ist.« Es gab persönliche Kontakte, der Kirchenkreis Hamburg-Ost vermittelte, eins kam zum anderen. »Dann schien es irgendwann perfekt zu passen.« Für Pastor Ellendorff ein einschneidendes Erlebnis: »Der Urknall!«

Seit 2012 kooperiert nun Q8 mit der Kirchengemeinde Winterhude-Uhlenhorst – aktuell wird die nächste Phase für die Jahre 2020 bis 2024 vorbereitet. Als Partner mit im Verbund ist der Kirchenkreis Hamburg-Ost. Das Quartier umfasst das Gemeindegebiet und besteht aus Teilen der Hamburger Stadtteile Winterhude, Uhlenhorst und Barmbek-Süd. Die Ausgangsfragen lauteten: Wie können Unterstützungsstrukturen für Menschen so aufgebaut werden, dass sie tragfähig sind? Wie wird Nachbarschaft so gestärkt, dass keine und keiner außen vor bleibt? Damit verbunden war die Suchbewegung der Kirchengemeinde: Was sind unsere Leitbilder? Mit welchem Selbstverständnis will die Kirche vor Ort die Menschen erreichen? Welche Rolle kann die Kirchengemeinde in ihrer Nachbarschaft, in ihrem Quartier spielen?

KIRCHE MITTENMANG UND PROFESSIONELL UNTERSTÜTZT

Eine erste Quartiersanalyse von Q8 hatte ergeben, dass viele Menschen nicht gut genug von den vorhandenen Unterstützungsstrukturen und Netzwerken erreicht werden. Dazu gehören u. a. Menschen mit Beeinträchtigungen, Geflüchtete sowie eine überdurchschnittlich hohe Anzahl alleinlebender Seniorinnen und Senioren. Die Bestandsaufnahme mit wissenschaftlicher Begleitung des Büros für Stadt- und Regionalentwicklung von Frau Prof. Dr. Wotha eröffnete einen überraschend anderen Blick auf das Quartier rund um die Kirchengemeinde. Den in der Kirchengemeinde Verantwortlichen führte es vor Augen, wie ausschnitthaft sie ihr Quartier bis dahin wahrgenommen hatten. Zu Tage geförderte Themen waren etwa die prekäre Wohnsituation älte-

rer, alleinlebender Menschen und vor allem ein großer Mangel an inklusiver Lebens- und Wohnqualität.

In der Folge knüpfte Q8-Koordinatorin Miriam Meyer Kontakte im Quartier, organisierte fachlichen und persönlichen Austausch und stieß erste Projekte an. Parallel setzte in der Gemeinde ein Umdenken ein: Sie begann sich als Teil des Sozialraumes zu verstehen. Dieses neue Denken führte unter der Überschrift »*Kirche mittenmang*« zu einem neuen Leitbild der Gemeinde. Aus Sicht der Kirche war dabei die Rolle der Quartiersentwicklerin entscheidend, die in die Gemeinde eingebettet ist und doch unabhängig agiert. »Was sie tut, können wir als Pastorinnen und Pastoren nicht, weder zeitlich noch inhaltlich. Sie ist die Kümmerin, die Fädenspinnerin, die Person, die zugleich Quartier und Gemeinde im Blick hat und beides auf neue Weise zusammen sehen kann«, sagt Pastorin Tomke Ande. Damit haben Q8 und die Kirchengemeinde gemeinsam Antworten für eine ganze Reihe von Zukunftsfragen entworfen, mit denen sich Kirchengemeinden heute konfrontiert sehen.

DIE ARBEITSWEISE

Damit dies möglich ist, arbeitet Q8 mit dem Ansatz einer intermediären Quartierskoordinatorin. Das Büro der Koordinatorin von Q8 befindet sich seit April 2012 in den Räumlichkeiten der Heilandskirche, mitten in der Gemeinde und im Quartier. Sie ist Mitglied einer Steuerungsgruppe der Kirchengemeinde, agiert aber als Intermediärin unabhängig. Dabei besitzt sie keine eigene Macht und bringt keine fertigen Projekte mit. Sie schafft den Erfolg, indem sie die Ideen und Bedürfnisse sowie Energien und Potenziale in Gemeinde und Quartier zu einem Win-win für alle Beteiligten verbindet. Zusammen mit den Beteiligten spürt sie Potenziale für die Zusammenarbeit auf. Quartiersentwicklerin Miriam Meyer beschreibt die Vorzüge des Ansatzes so: »Vier Dinge also: Menschen zusammenbringen und in Bewegung bringen, Strukturen schaffen und offen bleiben.«

Von Beginn an begleitet die Q8-Koordinatorin zwei parallele Entwicklungen: den Entwicklungsprozess des Quartiers und den Veränderungsprozess der Kirchengemeinde.

DIE KOOPERATION(EN)

Warum die Evangelische Stiftung Alsterdorf als diakonisches Sozialunternehmen mit der Kirche und den Gemeinden zusammenarbeitet, lag auf der Hand: »Wir sind durch gleiche Werte geprägt. Ziel ist es, den Aufbau inklusionsfördernder Strukturen aus der Kirchengemeinde heraus zu unterstützen. Gerade in Zeiten zunehmender sozialer Divergenzen und Spaltungen wollen

wir beide aktiv für ganzheitliche Perspektiven eines jeden Menschen eintreten, darum ringen, dass alle Menschen an allen gesellschaftlichen Entwicklungen teilnehmen können – jede mit ihren Möglichkeiten und jeder mit der Unterstützung, die er dafür benötigt«, erklärt Hanne Stiefvater vom Vorstand der Stiftung.

Die Kooperationspartnerinnen und Kooperationspartner haben sich auf der Basis einer intermediären Quartiersentwicklung gemeinsam ins Quartier bewegt. Dieser Prozess nützt nicht nur dem Quartier, sondern auch dem Bestand, der Entwicklung und der Lebendigkeit der Gemeinde. Das Besondere daran ist: Auf der einen Seite steht eine Intermediärin (Q8), die in einer neuen Mischung aus Sozialraumorientierung, Quartiersentwicklung und Inklusionsprozessen die Entwicklungen im Stadtteil aufnimmt und unterstützend begleitet. Auf der anderen Seite steht eine Kirchengemeinde, die sich als Akteur im Sozialraum neu definieren will. Dabei teilen die Kooperationspartnerinnen und Kooperationspartner gemeinsame Werte und ein gemeinsames Ziel: Sie wollen Inklusion fördern und aktiv Gemeinschaft stiften. Auch innerhalb der Kirchenstrukturen wurde Neuland betreten: »Wenn Kirche sich offen zeigt für neue Kooperationen und Kommunikationsformen, kann sie ihre Botschaft und ihre Werte auf neue Weise plausibel machen und Menschen vor Ort miteinander verbinden. Es ist nur konsequent, wenn sich eine Kirchengemeinde in ihrem Quartier ganz praktisch engagiert und damit bekennt, wofür sie steht und wo sie sich einbringen will«, erläutert Astrid Kleist, Pröpstin im Kirchenkreis Hamburg Ost.

Wolfgang Hinte: Gemeinden als Motor von Quartiersentwicklung

»Gemeinwesenarbeit kann von der Kirchengemeinde ausgehen und von ihr getragen werden. Wenn Kirche nicht ausschließlich eine Kirche der Macht oder Mission sein will, dann kann sie verstärkt gesamtgesellschaftliche Dialoge anregen und mit dem Potential der Gemeinde, ihrer Lebendigkeit, den engagierten Gemeindemitgliedern und den Hauptamtlichen, ins Gemeinwesen hineinwirken, also »Gemeinwesenarbeit« betreiben. Die große Chance der Kirchen liegt u. a. darin, dass sie als unverdächtige Instanz mit Standpunkten, Werten und hoher Offenheit für Interessen, Meinungen, Verletzungen, Ängste und Fragen der Menschen auftreten und Foren schaffen können, über die all die Aktivitäten angeregt werden, die aus der Gemeinwesenarbeit bekannt sind: Die Skala reicht von Stadtteilkomitees, Familiengruppen, Mieterbeiräten bis hin zu Flüchtlingsinitiativen, Beratungs- und Anlaufstellen für zahlreiche Alltagsthemen, zielgruppenspezifischen Aktionen und zahl-

reichen Varianten klassischer und moderner Öffentlichkeitsarbeit. Gemeinde im Gemeinwesen versteht sich so als Motor von Quartiersentwicklung, als aktivierende, aber auch anwaltliche Instanz, als Plattform für Menschen, Bedarfe, Ideen und Ressourcen und als Ausgangspunkt für vielfältige spontane wie auch langfristig angelegte Aktionen und Aktivitäten.«

Und noch eine zentrale Kooperationspartnerin ging mit an Bord: Das Stadtteilkulturzentrum Goldbekhaus e.V.: »Und dann kam Q8«, sagt Suse Hartmann. »Mit einem neuen Blick auf die Prozesse hier im Quartier, die Kapazitäten in der Kirchengemeinde und der Haltung ›gemeinsam geht mehr‹.« Die stellvertretende Geschäftsführerin ergänzt: »Durch die neuen Impulse haben wir alle den Blick wieder stärker darauf gerichtet, was die Menschen im Quartier wollen.«

DAS QUARTIER: BEDARF NACH ZUSAMMENHALT

Winterhude-Uhlenhorst ist ein attraktives grünes Quartier in der Nähe zur Alster und zum Stadtpark. Ein Großteil der Bewohnerinnen und Bewohner verfügt über hohe Bildungsabschlüsse. Es ist ein wohlhabendes Quartier mit einer gut ausgebauten Infrastruktur. Die Arbeitslosenquote ist gering, soziale Probleme sind kaum sichtbar. Doch in den letzten drei Jahrzehnten hat sich vieles verändert: Untere Einkommensgruppen wurden verdrängt durch den Zuzug wohlhabenderer Gruppen (*double income, no kids*). Ein »sozialer Mix« ist noch dort vorhanden, wo Wohnungsgenossenschaften mit ihrem Bestand vertreten sind. Es gibt keine sozialen Wohnprojekte im Quartier. Der Wohnraum wird knapper, Mieten und Eigentum teurer. Heute gibt es zwei Wohnunterkünfte des städtischen Trägers »fördern & wohnen«. Diese bieten vor allem Familien und Zuwanderern ein vorübergehendes Zuhause, die durch physische und psychische Erkrankungen belastet sind. In Fragen von Beteiligung, Teilhabe und Teilgabe bestehen wenige sich selbst tragende Strukturen. Inklusion ist kaum ein Thema und Lücken in den Versorgungsstrukturen beziehen sich im Besonderen auf die ältere Generation. Oft leben diese allein in großen Wohnungen mit hohen Mieten. Viele Ältere können sich das Leben in Winterhude-Uhlenhorst kaum noch leisten, viele bleiben zu Hause, vereinsamen oder müssen wegziehen.

Mit Q8/Kirche sind im Laufe der Zeit viele konkrete Projekte und Netzwerke entstanden: In den von Q8 organisierten Bürgerforen »Winterhude bewegt sich« diskutierten die Bewohnerinnen und Bewohner des Quartiers, Einrichtungen und Initiativen gemeinsam über Themen wie Wohnen, Unter-

stützung, Assistenz sowie Freizeit, Kultur und Bildung. Als eines der ersten Projekte entstand ein ehrenamtlich geführter Quartiersmittagstisch, der in den Räumen der Kirchengemeinde seinen Platz gefunden hat. Diese Initiative, der Winterhuder TischNachbar, stärkt das Nachbarschaftsleben. Mit den »Give-shelter-nights« wurden 2015 Flüchtlingsfamilien unterstützt. Daraus hat sich mit der Kooperation »Wir im Quartier« eine Initiative gegründet, die unabhängig von Alter, Herkunft, Religion oder Geschlecht bis heute an einem nachbarschaftlichen Miteinander arbeitet. Hinzu kommen u. a. Netzwerke im Bildungsbereich oder auch Projekte der inklusiven Ökonomie, die dem Quartier zugutekommen.

DIE ROLLE DER KIRCHENGEMEINDE IN DIESER ENTWICKLUNG

Der Veränderungsprozess der Kirchengemeinde Winterhude-Uhlenhorst wuchs aus dem Willen heraus, sich als Gemeinde neu im Quartier zu positionieren – um sich als Kirche vor Ort als eine sichtbare und wichtige Größe im Quartier zu etablieren, parallel Möglichkeiten und Entwicklungen räumlicher Veränderungen in den Blick zu nehmen, sich für die Zukunft wirtschaftlich auf gesunde Füße zu stellen. Das Ziel: Die eigene gemeinwesenorientierte Arbeit zu sichern.

Die Kirchengemeinde hatte sich zum Ziel gesetzt, die Potenziale der zwei Kirchenstandorte der Gemeinde sowie das große Raumangebot besser auszuschöpfen. Um den Veränderungen Orientierung und Handlungssicherheit zu geben, wurde in der Gemeinde ein Leitbild erarbeitet und parallel ein Gebäude- und Raumnutzungsplan bzw. die Entwicklung von Immobilien und Flächen angeschoben. Ein wichtiges Ergebnis davon: In den kommenden Jahren soll auf einem kirchlichen Grundstück im Stadtteil ein soziales, inklusives Wohnprojekt realisiert werden. Die Finanzierung der Kooperation Q8/Kirche wurde von Anfang an maßgeblich durch die Kirche übernommen – durch den Kirchenkreis Hamburg-Ost und die Kirchengemeinde selbst. Zudem stellt letztere die örtliche Infrastruktur zur Verfügung.

EIN ZWISCHENFAZIT:

WAS DIE PARTNERINNEN UND PARTNER GELERNT HABEN

In der Zusammenarbeit Q8/Kirche konnten seit 2012 umfassende Erfahrungen gesammelt werden, wie die Zusammenarbeit von Kirche und einer intermediären Quartiersentwicklung gestaltet werden kann. Alle Kooperationspartnerinnen und Kooperationspartner sind dabei auch miteinander weiter

zusammengewachsen. Die Zusammenarbeit zwischen dem Kirchenkreis Hamburg-Ost, der Kirchengemeinde Winterhude-Uhlenhorst und der Evangelischen Stiftung Alsterdorf ist heute ein sehr lebendiges Beispiel für eine tragende und impulsgebende Kooperation. Es gelang, neue Räume der Begegnung und Verbindung zu schaffen, die tief in die bisherige Welt auch des Kooperationspartners Goldbekhaus hineinreichen.

Q8/KIRCHE IST KEIN ADD-ON:

QUARTIERS- UND GEMEINDEENTWICKLUNG VERBINDEN

Die Kombination intermediärer Quartiersentwicklung und Gemeinwesenarbeit hat einen doppelten Effekt ausgelöst. Die Kirchengemeinde zeigt sich als verantwortliche und gestaltungsfähige Partnerin in ihrem Umfeld und wird als Motor sozialer Prozesse wahrgenommen. Das Quartier partizipiert von den Ressourcen und Kapazitäten der Gemeinde – möglich werden neue Kooperationen, Angebote und gesellschaftliches Engagement. Gleichzeitig wirken sich Prozesse im Quartier auf die Arbeit in der Kirchengemeinde aus. Die mit Q8/Kirche nach außen in den Stadtteil hinein gerichtete Dynamik beförderte eine lebendige nach innen gerichtete Entwicklungsdynamik in der Gemeinde.

Q8/Kirche befeuert das »Kerngeschäft« der Gemeinde. Kirche/Q8 ist also kein bloßes Add-on im Rahmen der gemeindlichen Aufgaben und Prozesse, sondern wurde ein wesentlicher und belebender Bestandteil davon. Es liefert Antworten auf die Fragen: Die Türen unserer Kirche stehen offen, aber keiner kommt? Wie gehen wir mit unseren Gebäuden um? Was bedeutet heute Gottesdienst? Wie leben wir heute pastorale und diakonische Aufgaben? So hat Q8 die Kirchengemeinde begleitet, ihr neues Leitbild zu erarbeiten (»Kirche mittenmang«) oder einen nachhaltigen Plan zur Immobilienentwicklung aufzustellen, mit dem nun die Sicherung kirchlicher sozialer Arbeit im Quartier vorangetrieben wird.

NETZWERKE KNÜPFEN UND SICH AN DEN INTERESSEN DER MENSCHEN IN QUARTIER UND GEMEINDE ORIENTIEREN

Quartiersarbeit lebt vom Engagement aller Beteiligten. Die Q8-Quartiersentwicklung schafft einen Rahmen, in dem Impulse und Ideen aus dem Quartier und der Kirchengemeinde sichtbar und weiterverfolgt werden können. Als Netzwerkakteurin arbeitet die Q8-Koordinatorin zum Vorteil aller Beteiligten. Sie bringt die richtigen Leute an der richtigen Stelle zusammen, erarbeitet gemeinsam Konzepte und setzt Lösungsstrategien mit um. Sie soll Ideen

aufgreifen, Bedarfe erkennen, anschieben, entwickeln, im Blick behalten und sich auch aus laufenden Projekten wieder herausziehen können.

SICH SELBST NICHT GENUG SEIN

Gefragt ist eine Kirchengemeinde, die sich (lokal) einmischen will und in diesen Prozess personelle und finanzielle Mittel sowie Raum und Ausstattung einbringt. Eine Partnerschaft mit Q8 verlangt der Organisation einiges ab: Sie muss bereit sein, von anderen zu lernen, interne Aushandlungsprozesse auszuhalten und interdisziplinär zu arbeiten. Dafür braucht es einen langen Atem und Leute vor Ort, die sich tatsächlich einmischen wollen. Gleichzeitig hat die Gemeinde ein neues Motto gefunden: »Wir mischen uns ein, also sind wir!«

Gute Voraussetzungen hat eine Kirchengemeinde, die sich nicht selbst genug ist und weiß, dass sie einen großen sinnstiftenden Wert hat, auf den sie zurückgreift. Das hat auch unsere Selbstwahrnehmung geschärft. Sie erkennt und benennt soziale Themen im Quartier, sie weiß, dass Vielfalt und Unterschiedlichkeit eine Bereicherung sind und arbeitet daran, Wandel gelassen als Normalzustand zu erleben. Zusammen mit den Menschen im Quartier entwickelt sie Dialogformen und -formate. Spiritualität ist für sie auch eine Haltungsfrage: Menschen ernst zu nehmen, Menschen zu mögen und Menschen einzuladen. Dieser Geist prägt und trägt die gemeinsame Arbeit mit Q8 und auch mit anderen Akteuren im Quartier.

DAS MODELL Q8/KIRCHE WÄCHST

Mit der Entwicklung des besonderen Formats Q8/Kirche in Winterhude-Uhlenhorst wurde eine Zukunftsentwicklung angestoßen, die mit all ihren Irrwegen und Erfolgen bis heute nicht abgeschlossen ist.

Die Ambition, sich als Kirchengemeinde zu öffnen, das Quartier wahrzunehmen, Institutionen und aktive Menschen vor Ort kennenzulernen und mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, braucht notwendigerweise professionelles Know-how: eine Person, die Menschen und Institutionen miteinander ins Gespräch bringt und hält und tätig ist an der Schnittstelle von Themen und Interessen. Diese intermediäre Funktion muss in die Kirchengemeinde eingebettet sein und doch gleichzeitig unabhängig agieren können. Dafür wurde ein erfolgreiches Modell aufgebaut, in dem mehrere Träger- und Steuerungsebenen ineinandergreifen: Der Kirchenkreis übernimmt die Anstellung der Q8-Koordinatorin, die Kirchengemeinde liefert den Boden und das Rückgrat, die Evangelische Stiftung Alsterdorf steuert ihr Know-how für die intermediäre Quartiersentwicklung bei. So gelingt es, dass die intermediäre

Q8-Koordinatorin einerseits eng in die Leitungsgremien der Kirchengemeinde eingebunden und dadurch an den Entscheidungen und Entwicklungen der Gemeinde sehr nahe dran ist. Andererseits übernimmt sie die Rolle einer Beraterin, die von außen Fachexpertise und Impulse einbringt.

Die nächsten fünf Jahre sollen nun auch genutzt werden, um über Winterhude-Uhlenhorst hinaus zu zeigen, dass das Format Q8/Kirche mit seiner intermediären Ausrichtung und Funktion als Modell für die erfolgreiche Entwicklung einer sozial gerechteren und inklusiveren Stadtgesellschaft dienen kann und somit auch für andere Stadtquartiere und Kirchengemeinden einen nachhaltigen Weg in die Zukunft eröffnen kann.

Getragen werden wird dies von der erlebten Erfahrung, dass Kirche/Q8 zentral zum Gelingen gleichermaßen eines erfolgreichen Entwicklungsprozesses im Quartier wie in der Kirchengemeinde beiträgt. Im Mittelpunkt steht das gelingende Zusammenleben in einer sich immer weiter ausdifferenzierenden Gesellschaft mit ihrer stetig zunehmenden Vielfalt an kulturellen, religiösen und auch sozialen Hintergründen. Soll in dieser Diversität ein Zusammenleben auch mit Gemeinschaftsaspekten gefördert werden, wird die intermediäre Funktion und Arbeitsweise von Q8/Kirche von wachsender Bedeutung sein.

Einen neuen Anknüpfungspunkt findet Q8/Kirche am Standort Großlohe der Kirchengemeinden Alt-Rahlstedt im Nordosten Hamburg. Im November 2019 ist dort eine Q8-Koordinatorin neu gestartet. Gemeinsam mit dem Kirchenkreis Hamburg-Ost und der Evangelischen Stiftung Alsterdorf gilt es nun, zu entwickeln, zu überprüfen und weiter zu diskutieren, welchen Beitrag Q8/Kirche für die erfolgreiche Entwicklung einer sozial gerechteren und inklusiveren Stadtgesellschaft liefert. Dabei soll auch die Zusammenarbeit mit den staatlichen kommunalen Instanzen vertieft und darum gerungen werden, wie und vom wem diese Form der intermediären Quartiersentwicklung zukünftig konzeptionell und finanziell nachhaltig ausgestaltet und abgesichert werden kann.



UNS GIBT'S
AUCH NOCH
IM STADTTEIL

S. Sauer



Matthias Paul

EINE KIRCHENGEMEINDE IM SOZIALRAUM EINGEBETTET

Natürlich ist eine Kirchengemeinde immer im Sozialraum eingebettet. Die Frage ist nur, ob das produktiv wahrgenommen wird, produktiv wahrgenommen werden kann.

»Wir werden immer weniger. Und früher war alles besser« – das sind die (un-)heimlichen Gedanken vieler Akteure in unseren Kirchengemeinden, sowohl der hauptamtlichen als auch der ehrenamtlichen. »Wann wird es wieder so schön, wie es früher nie war« – damit kann man dieses kirchliche Zeitempfinden vielleicht ein wenig auf die Spitze treiben. Seit etwa zehn Jahren bin ich nun als Gemeindeberater in den Weiten der hannoverschen Landeskirche unterwegs. Und nicht selten ist dieser Mehltau der institutionellen Depression zu spüren.

Der Sozialraum wird als kirchenfeindlich oder zumindest kirchendesinteressiert erlebt. Wir machen so schöne Veranstaltungen, aber die Menschen kommen einfach nicht. Vielleicht noch zu schöner Musik oder wenn es etwas zu Essen gibt. Aber wenn es um das »Eigentliche« geht – Fehlanzeige.

Aber was ist eigentlich das »Eigentliche«? Wozu ist die Paulus-Kirchengemeinde in der Burgdorfer Südstadt da? Das ist die Kernfrage. Und über diese Kernfrage wird es gelingen, die Kirchengemeinde und das Quartier wieder näher zusammenzubringen, sie wird helfen, aus der gegenseitigen Sprachlosigkeit zu befreien.

Eine grundsätzliche Antwort liegt vielleicht schnell auf der Zunge: Wir sollen das Evangelium Jesu Christi verkündigen – in Wort und Tat in unse-

rem konkreten Sozialraum und in unserer konkreten »Sozialzeit« (wenn es diesen Begriff überhaupt gibt). Es leuchtet schnell ein, dass nicht nur jeder Ort, sondern auch jede Zeit ihre eigenen Herausforderungen hat.

Das Wort »Verkündigen« hält aber schon ein gewisses Missverständnis bereit. Man könnte auf die Idee kommen, hier stellt sich »die Kirche« dem Sozialraum gegenüber. Doch ist eine Kirchengemeinde, und sind auch alle Akteure in ihr, immer schon Teil des Sozialraums. Wir machen uns auf den Weg, die Liebe Gottes gemeinsam zu erkunden und gemeinsam mit Leben zu erfüllen. Das Denkschema »Kerngemeinde« und »die Anderen« ist eine echte Falle. Jeder von uns bringt den »Kirchenfernen in sich selbst« mit. Wer nicht lernt, diesen an und in sich selbst zu lieben, wird an den Herausforderungen der Moderne scheitern.

1969, vor 50 Jahren, ist die Paulus-Gemeinde in der Burgdorfer Südstadt selbstständig geworden. Nach dem Krieg ist Burgdorf rasant gewachsen. Und man wollte Kirchengemeinden als überschaubare Parochien der kurzen Wege. Ein Pastor der Stadtgemeinde St. Pankratius, Justus Oldecop, wurde damit beauftragt, den südlichen Pfarrbezirk zu einer eigenständigen Kirchengemeinde zu machen. Das ist schnell gelungen. Als »Mitgift« hat die neue Paulus-Kirchengemeinde einige Grundstücke bekommen – aber das Vermögen der alten Kirchengemeinde ist keineswegs im Verhältnis der Gemeindeglieder aufgeteilt worden.

Es gibt auch heute noch viele in der Südstadt, die ihren Weg in die Aktivität über Pastor Oldecop gefunden haben. Er war, so darf man es wohl sagen, eine »charismatische Persönlichkeit«. Als eine der ersten Aktivitäten der neuen Gemeinde wurde ein eigenständiger Gottesdienst in der Südstadt etabliert. Eine Kirche gab es noch nicht, es wurde in die Aula der Stadtteil-Grundschule eingeladen.

Gerade das Nüchterne dort und die enge Zusammenarbeit im Provisorium haben die Menschen damals fasziniert und motiviert. Hier ging es um Pionierarbeit. Hier war vorher nichts, und damit ein weites, freies Feld. Das hat Menschen angezogen.

Und nun sollte eine Kirche gebaut werden. Aber: Was bedeutet Ende der 1960er Jahre, eine moderne Kirche für moderne Menschen zu bauen?

Wir sind in der glücklichen Lage, den damaligen Akteuren »über die Schulter« schauen zu können, denn es gibt einen ZDF-Film von 1971, der einen Teil des Planungsprozesses dokumentiert. Die Planungsgruppe der Kirchengemeinde ist nach Quickborn gefahren und hat ein sogenanntes »Entscheider-Training« bei der Unternehmensberatung »Quickborner Team« absolviert. Dieses Wochenende hat Peter von Zahn mit seiner Produktionsfirma

»Windrose« dokumentiert. Heute ist das selbstverständlich: Man sitzt im Kreis, man schreibt seine Gedanken auf Zettel und auf einer Wand werden die Zettel entsprechend gruppiert. Kein Gedanke geht verloren – tatsächlich plant eine Gruppe. Die Gruppe der Betroffenen ist die Gruppe der Experten in eigener Sache. Das »Quickborner Team« hatte die »Metaplan-Methode« damals erfunden. In dem Film kann man sehen, wie diese Runde, zeitgerecht umnebelt vom Zigarettenrauch, das Grundkonzept des Paulus-Kirchenzentrums entwickelt, das dann schließlich 1973 eingeweiht worden ist – als »modernstes Kirchenzentrum Niedersachsens«, wie damals eine Lokalzeitung getitelt hat.

Hinzu kommen Gedanken aus einem Buch mit dem Titel »Kirche in nachsakraler Zeit«: Moderne Menschen brauchen moderne Kirchen. Nicht der Rückzug in die Vergangenheit der dunklen Kirchengebäude, sondern: Licht, Funktion, Beton.

So entsteht das Konzept des Paulus-Kirchenzentrums, zu dem Paul Friedrich Posenenske schließlich die Architektur geliefert hat: Ein modernes Betongebäude, ganz ohne kirchliche »Insignien«. Kein Turm. Kein Kreuz. Keine Orgel. Ganz konzentriert auf das »Wort«. Ein Gebäude aus der Grundform des Achtecks (durchaus selbst eine alte Kirchen-Bauform) entwickelt. Im Kern ein Achteck, in dem der Altar und das Pult stehen, umgeben von sechs Achtecken, die jeweils durch verschiebbare Wände abteilbar sind.

Man wollte keine Kirche, die nur am Sonntag benutzbar ist, sondern eine Kirche für den Gottesdienst im Alltag der Welt. In der Mitte blieb der Altar stehen, während sich die Gemeindeaktivitäten der Woche in den Räumen drumherum gruppieren sollten: Vom Tischtennis bis zum Gesprächskreis, von der Kunstausstellung bis zum Kaffeetrinken für die Senioren.

Der ursprüngliche Plan war, das Achteck mit dem Altar in der Woche mit den verschiebbaren Wänden so abzuteilen, dass eine Werktagkapelle entsteht.

1973 wurde das Paulus-Kirchenzentrum eröffnet, sofort war das Haus voll und es hat »funktioniert«. Es atmete den Geist der späten 1960er und frühen 1970er: Soziale Probleme können »technisch« in den Griff bekommen werden.

Aber es ist anders gekommen: 1973, gerade in der Zeit der Einweihung, gab es die autofreien Sonntage der Ölkrise. Der Zukunftsoptimismus schwand. Im Stadtteil haben sich die sozialen Probleme verstärkt. Ärmere Menschen, Menschen mit Migrationshintergrund, Alleinerziehende, alleinlebende Senioren ... das gab und gibt es in der Südstadt mehr als in anderen Vierteln Burgdorfs.

Die Südstadt bekam den Ruf eines »sozialen Brennpunkts«. Die übrige Stadtgesellschaft hat die Südstadt immer weniger differenziert wahrgenommen.

Und die Kirchengemeinde? Die optimistische Sicht auf das Gebäude schwand. Nach und nach kamen Orgel, Kreuz, Kirchturm, Glocken: Es sollte wieder mehr zu einer »ganz normalen Kirche« werden. Es gab viele, die das Gebäude ablehnten oder zumindest ratlos zurückgelassen hatte. Einer der Sprüche damals war, dass es wie eine Schwimmhalle aussehen würde. Trauungen sind in die traditionelle Stadtkirche abgewandert, Taufen sind weniger geworden.

Die Gründungsgeneration kam in die Jahre. Dennoch hat man versucht, so weiterzumachen wie bisher – der Frust ist gewachsen, weil »wir immer weniger werden«.

Ende der 1990er Jahre war die Kirchengemeinde am Ende – und wäre, wenn es ein Wirtschaftsbetrieb wäre, wohl Pleite gegangen. Das Haus sanierungsbedürftig, die Stellenpläne zusammengekürzt, die Zuweisungen zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. Natürlich gab es weiterhin viele liebenswerte Veranstaltungen im Haus. Natürlich war nicht alles schlecht ... Aber die Kirchengemeinde ist in die mentale Abwärtsspirale geraten, weil sie nicht mehr gewachsen ist. Weil sie kein »Geschäftsmodell« mehr hatte – und die Frage »Wozu ist die Paulus-Kirchengemeinde in der Burgdorfer Südstadt eigentlich konkret da?« nicht mehr beantworten konnte.

Die Gemeinde ist nicht mehr gewachsen – damit meine ich nicht die Anzahl der parochialen Gemeindeglieder. Diese ist und bleibt rückläufig aufgrund demographischer und soziologischer Entwicklungen (und liegt heute bei etwa 3.400). Gemeinde wächst mit der Anzahl von Menschen, die sich in ihr engagieren. Sie wächst, indem Aktive »mehr« machen – aus Interesse und Lust heraus.

»Wir machen keine Angebote, wir suchen Menschen.« Jemand hat das einmal sehr treffend auf den Punkt gebracht. Dieser Satz ist für mich zum Schlüsselsatz geworden, was das »Geheimnis« einer Kirchengemeinde ist, die sich nicht als Fremdkörper im Sozialraum empfindet.

Natürlich ist es ein Gemeingut, dass wir Ehrenamtliche in der Kirchengemeinde »brauchen« – aber in dieser Formulierung liegt schon der Hase im Pfeffer. Gemeinden, die neue Wege beschreiten wollen, fragen häufig nach einem »Bedarf« vor Ort, der dann – vorzugsweise durch ehrenamtliche Mitarbeit – »gedeckt« werden soll. Das ist natürlich nicht ganz falsch. In der Tat ist der Bedarf an sozialer Aktivität, sozialer Zuwendung – und schlicht Liebe – im Prinzip grenzenlos. Wo soll man denn nun eigentlich anfangen?

Unsere Erfahrung ist es, ganz woanders anzusetzen: Nämlich bei der persönlichen Betroffenheit, beim persönlichen Interesse derer, die aktiv werden wollen. Der Hauptgewinn für eine Kirchengemeinde ist es, Menschen zu fin-

den, die in der Art eines »Entrepreneurs« Dinge in die Hand nehmen, organisieren – und ihrerseits auf die Suche nach aktiven Menschen gehen.

Die Kirchengemeinde selbst muss ein Sozialraum, ein Biotop werden, wo solche Menschen sich wohl fühlen. Wo sie gefordert und gefördert werden. Die sich nur dann »führen und leiten« lassen, wenn dies über Zielvereinbarungen geht und nicht über die Kontrolle aller Einzelheiten.

Und so ist dies die Frage, wie sich der Kirchenvorstand und das Pfarramt, also wie sich die Leitung versteht. Uns geht es dabei darum, eine Art von »Bühnenbauer« zu sein, der für die Ressourcen sorgt, damit sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gut entfalten können. Zu diesen Ressourcen gehört ein gepflegtes Kirchenzentrum – und kein Gemeindehaus, das mit alten Möbeln zugestellt ist. Ebenso ist es die entscheidende Aufgabe, in die Kommune hinein eine gute Vernetzungsarbeit zu leisten.

»Paulus! Die Kirche der Südstadt!« – bald war unser Motto gefunden. Selbstbewusst – und mit Augenzwinkern. Ja, wir sind eine Kirche. Ja, wir stehen zur Südstadt. Das (vermeintliche) Manko haben wir selbstbewusst nach außen gezeigt. Zum Beispiel mit einem Gemeindebrief, der als »Südstadtbrief« sich auch als Stadtteilzeitung versteht. »Paulus! Die Kirche der Südstadt!« wurde unser ultrakurzes Leitbild – und neues, tragfähiges »Geschäftsmodell«.

Eine ganz wichtige Person in der Neukonzeption unserer Kirchengemeinde war Gertrud Mrowka. Sie war gerade in den Ruhestand gegangen, als ehemalige Mitarbeiterin des Kirchenkreisamtes sehr gut innerkirchlich vernetzt und mit einer großen Kenntnis, wie kirchenintern der »Hase läuft«. Auf der anderen Seite war sie Zeit ihres Lebens friedensbewegt und engagiert in der »Ausländerarbeit«. In die Südstadt waren mittlerweile viele jezidisch-kurdische Familien gezogen, Gertrud Mrowka hatte einen guten persönlichen Draht und einen guten persönlichen Zugang zu ihnen. Und es war ihr deshalb sehr wohl bekannt, welchen zusätzlichen Bedarf es in der benachbarten Grundschule gab. So entstand als eines der ersten Standbeine unserer Öffnung der Kirchengemeinde eine Hausaufgabenhilfe. Das geschah wiederum mit einem ganz besonderen Akzent: Gerade in der Gruppe der »frischen« Rentner hat sie nach Ehrenamtlichen gesucht – und konnte diese Männer in einer ganz besonderen Art und Weise begeistern. Zusätzlich wurde ein Sprachkurs eingerichtet, speziell für Frauen mit Migrationsgeschichte.

In diesem Zusammenhang haben wir mit anderen zusammen (mit dem Frauen- und Mütterzentrum Burgdorf, dem Kinderschutzbund und der Stadt Burgdorf) ein weiteres Standbein gegründet: den »Nachbarschaftstreff am

Ostlandring«, der besonders in der Zeit des starken Flüchtlingszuzugs eine segensreiche Rolle entfalten konnte.

In dieser Zeit fanden sich auch Menschen zusammen, die eine Tafel für Burgdorf gründen wollten. Die Paulus-Gemeinde ist dort Vereins-Mitglied geworden und stellt nach wie vor jeden Sonnabend die Räume des Kirchenzentrum für die Lebensmittelausgabe zur Verfügung. Wir bringen unsere Ressourcen ein (natürlich zahlt der Verein keine Miete), um die Aktivitäten anderer zu ermöglichen und zu stützen.

Auf ähnliche Art und Weise ist auch ein weiteres, großes Standbein unserer Kirchengemeinde entstanden. Eine Kirchenvorsteherin, Annegret Oelschlägel-Rumpf, hat in der Zeit der Pflege von eigenen Angehörigen die Erfahrung gemacht, dass Entlastung für pflegende Angehörige sehr wünschenswert ist, indem andere die ein oder andere Stunde mit dem zu Pflegenden verbringen. Damit war die Idee der »Helfenden Engel« geboren. Die Pflegeversicherung sieht solche entlastenden Dienste ausdrücklich vor, so dass dies vor dem Hintergrund der entsprechenden finanziellen Landesförderung entwickelt werden konnte. Um die 100 sind mittlerweile aktiv, 6.000 bis 7.000 Stunden werden in jedem Jahr geleistet. Dieses Projekt ist äußerst erfolgreich und hat sich in der Zwischenzeit weiterentwickelt. Auch trägt es zur Deckung der Kosten der Kirchengemeinde bei.

Viele andere Projekte sind in der Zwischenzeit entstanden, manches ist auch wieder zu Ende gegangen. Und es ist unerlässlich, mutig immer wieder die Dinge auf den Prüfstand zu stellen.

Ganz wichtig sind für uns die Gründung der »Paulus-Krippe« und die »Erfindung« des Konzepts »Das Paulus-Kirchenzentrum als Familienzentrum«. In einem Nebengebäude des Kirchenzentrums gab es schon seit der Gründung einen Kinderspielkreis. Nur einige Tage in der Woche, nur eine kleine Gruppe, aber dennoch für seine Zeit ein erfolgreiches Modell. In den ersten Jahren des neuen Jahrtausends ist aber eine ganz wichtige neue gesellschaftliche Entwicklung in Gang gekommen: Die Kinderbetreuung für unter Dreijährige wurde politisch gewollt und sollte die Möglichkeit der Berufstätigkeit beider Elternteile ermöglichen. Das ging im kleinen Kinderspielkreis nicht. Und so standen wir vor der Frage: Wachsen oder weichen? Sollten wir die Arbeit aufgeben oder professionalisieren? Gleichzeitig gab es eine weitere Entwicklung: Die Energiepreise waren gestiegen und der Kirchenkreis war der Meinung, dass unser vorhandenes Gebäude bezogen auf die Gemeindegliederzahl zu groß wäre. Und so entstand die rettende Idee, einen Teil des Kirchenzentrums in eine Krippengruppe umzubauen. Da die Stadt Burgdorf händeringend Betreuungsplätze suchte, ist dies sehr schnell und sehr erfolg-

reich gelungen. Der Bedarf an Plätzen ist gestiegen, so dass wir schon kurz darauf einen Erweiterungsbau beschlossen und durchgeführt haben – im Wesentlichen durch öffentliche Fördergelder ermöglicht. Nun hatte die Paulus-Krippe drei Gruppen, das sind 45 Kinder, plus um die 90 Elternteile, plus um die 180 Großelternanteile. 315 Menschen, die sehr eng mit der Kirchengemeinde verbunden sind. Und plötzlich sind sie »da«, die jungen Familien, die etwas von uns wollen und denen wir etwas bieten können.

Neben der »ganz normalen« Aktivität einer Kirchengemeinde haben wir uns unter dem Stichwort »Familienzentrum« konzeptionell neu sortiert und aufgestellt und damit die »Markenbildung« der Paulus-Kirchengemeinde vorangetrieben, zum Beispiel mit Delfi-Kursen für Eltern und Neugeborene, Elternkursen und FuN-Kursen (www.fun-fortbildungen.de) für Familien mit besonderem Förderbedarf ... Das hat so gut funktioniert, dass auf unserem Kirchengemeindegebiet die Stadt ein neues Familienzentrum errichtet: zwei Krippengruppen und drei Kindergartengruppen mit extra Räumen, in der sozialraumorientierte Arbeit gestaltet werden wird; der Kirchenkreis erhält die Trägerschaft für dieses Familienzentrum und wir werden es in unser Stadtteilkonzept einbauen.

Aber: Woher hat denn die Paulus-Kirchengemeinde das Geld für dieses Ganze? Natürlich, Projektgelder, wie immer zeitlich begrenzt.

Es ist uns jedoch sehr schnell klar geworden, dass wir etwas Dauerhaftes aus unserem Stellenplan bereitstellen müssen, und so haben wir eine halbe Diakonenstelle in die Stelle einer Koordinierung des Familienzentrums umgewandelt. Doris Lehrke-Ringelmann hat diese Stelle seit vielen Jahren inne. Von dieser halben Stelle aus sorgt sie dafür, auch immer wieder Projektgelder für alles Mögliche »an Land zu ziehen«. Natürlich. Aber ohne eine Stelle im Stellenplan geht es nicht!

Und woher nehmen? Im Kirchenkreis Burgdorf werden die Stellenpläne pro Kopf verteilt. Wir haben also nicht mehr als andere. Vielleicht sogar weniger gemessen an den Herausforderungen, die unser Stadtteil stellt.

Es hilft nur ein konzentrierter Blick auf die Ressourcen. Und eine beherzte Prioritätensetzung. Überhaupt: Verglichen mit anderen sozialen Akteuren haben wir als Kirchengemeinde riesige Ressourcen. Bei all dem, was aus interner Sicht auch fehlen mag, bei allem, was auch noch schön wäre.

Wir haben ein Gebäude, das »einfach so« da ist (und mittlerweile mit viel Liebe saniert ist). Die Kirchensteuern ermöglichen es weiterhin, es zu halten. Wir haben Menschen, die sich engagieren wollen. Wir haben Spenderinnen und Spender in Burgdorf, die großzügig geben, weil sie sehen, was mit ihrem Geld passiert. Wir haben ein kirchliches und »weltliches« Netzwerk ohneglei-

chen. Wir haben Hauptamtliche, die Zeit dazu haben, sich konzeptionell Gedanken zu machen und das Leben der Kirchengemeinde nach vorne zu denken. Sie sind gerne auch immer einen Schritt voraus und nicht konzeptionell »von der Hand in den Mund«. Wir haben, weil wir uns als verlässlicher Partner im Sozialraum beweisen, einen hohen »Kredit« in der Kommune, da die Kirche im Vergleich zu anderen sozialen Initiativen eine Gewähr für eine institutionelle Stabilität bietet.

Die Paulus-Kirchengemeinde hat die Herausforderungen des Sozialraums als Aufgabe angenommen. Sie hat damit die eigene institutionelle »Sinnkrise« Anfang des neuen Jahrtausends überwunden. Die Liebe Gottes praktisch werden zu lassen – das ist der Traum, der uns antreibt.





Ute Quednow, Sabine Howind, Raphael Klein & Katja Musahl

MITEINANDER LEBEN

Das Motto der Diakonie Himmelsthür findet auch bei der Gestaltung von Sozialräumen durch Menschen mit und ohne Assistenzbedarf Anwendung

Die Ratifizierung der UN-Konvention für die Rechte von Menschen mit Behinderungen im Jahr 2009 in Deutschland gab den Verantwortlichen in der Diakonie Himmelsthür den Anstoß, die eigene Arbeit noch stärker als bisher auszurichten an den Wünschen und Bedürfnissen der Menschen mit Unterstützungsbedarf und am sogenannten Normalisierungsprinzip. Formaler Ausdruck waren zum Beispiel die beiden Vereinbarungen mit Aktion Mensch für Wildeshausen und Hildesheim: »Umwandlung von Groß- und Komplexeinrichtungen« war das Ziel, auch Konversion genannt, also die Dezentralisierung der vorhandenen, massierten Wohn- und Arbeitsangebote. Wesentlich kleinere Einheiten sollten entstehen, die sich deutlich besser in die gewachsene Struktur eines Ortes einfügen können und damit den betroffenen Menschen den Weg ebnen, ganz normale Bürgerinnen und Bürger zu werden.

In den letzten Jahren konnten sehr viele Schritte in diese Richtung gegangen werden, so dass die Vereinbarung mit Aktion Mensch für Hildesheim in 2019 schon zum Abschluss gekommen ist: 185 Personen haben ein neues Wohnangebot angenommen und sind vom Zentralgelände weggezogen. Dieser Prozess war in den vergangenen Jahren recht herausfordernd. Und er ist ja mit der veränderten Wohnsituation der Menschen nicht zu Ende. Für sie stellen sich dann Fragen, die alle Menschen beantworten müssen, wenn sie umziehen: Wie lerne ich meine Nachbarinnen und Nachbarn kennen? Was

gibt es in meinem Stadtteil für Aktivitäten? Wo möchte ich mich vielleicht beteiligen? Was muss ich besonders beachten?

Ebenso war es für einige Mitarbeitende eine Herausforderung, die Menschen, die sie schon jahrzehntelang kennen und begleiten, nun für sich selbst ausprobieren zu lassen, was sie möchten und was sie sich zutrauen. Die Ergebnisse waren zum Teil recht überraschend: So fährt zum Beispiel inzwischen ein Herr allein mit dem öffentlichen Bus. Er kann nicht lesen, muss aber trotzdem erkennen, ob der Bus, der gerade vorfährt, der richtige für ihn ist. Die Mitarbeitenden haben also die Front des Busses fotografiert: einmal für den Hinweg, einmal für den Rückweg. Nun kann der Herr anhand des Bildes die richtige Beschriftung des Busses nachvollziehen und selbständig von der Tagesförderung nach Hause fahren und umgekehrt. Damit konnte seine Lebensqualität spürbar verbessert werden.

Gemeinsam mit den Menschen mit Assistenzbedarf haben sich die Mitarbeitenden vielerorts auf den Weg gemacht und sich den umliegenden Sozialraum neu oder weitreichender als bisher erschlossen. Dabei sind ganz unterschiedliche Lösungen entstanden, die immer auf eine Win-win-Situation hinauslaufen. In Hannover beispielsweise haben einige Personen für ihre neuen Mitbewohner und -bewohnerinnen einen kleinen Film gedreht über ihren Stadtteil, damit diese sich schneller und besser zurechtfinden. In einer anderen Stadt wird regelmäßig der öffentliche Bücherschrank aufgeräumt und saubergemacht, in einem weiteren Ort ist es der Dorfplatz. An wieder anderer Stelle spitzen Beschäftigte regelmäßig die Buntstifte einer Kindertagesstätte an oder tragen den Gemeindebrief aus. Sie sorgen über Behindertenbeiräte mit dafür, dass ihr Heimatort barrierefreier wird als bisher oder stellen Tütchen mit Blumensamen her, die das örtliche Stadtmarketing an Touristen weitergibt.

An diesen wenigen Beispielen wird deutlich, wie die neuen Mitbürgerinnen und Mitbürger aktiv und zum Teil ehrenamtlich dazu beitragen, dass der Sozialraum sich verändert und vielfältiger wird. Gleichzeitig profitieren auch andere Menschen von den Veränderungen. Auf diese Weise werden sie selbst besonders einfach in ihrem Umfeld heimisch und erfahren darüber hinaus Anerkennung für ihr Engagement.

Natürlich hat nicht immer gleich alles gut geklappt. Ideen wurden nicht so angenommen wie gedacht oder die Adressaten wollten einfach etwas ganz anderes haben als geplant war. So wurde schnell deutlich: Es hat keinen Sinn, sich etwas »am grünen Tisch« zu überlegen. Man muss zu den Menschen hingehen und ihnen zuhören. Man muss erheben, was es vor Ort schon gibt, und sehr genau prüfen, ob hier wirklich ein Bedarf besteht, wenn man

etwas Neues einführen möchte. Und schließlich hat es sich sehr bewährt, immer in Kooperationen zu arbeiten. Das hat viele Vorteile: Das vorhandene Netzwerk ist wesentlich größer, das Vorhaben kann auf mehrere Schultern verteilt und damit verlässlicher werden, die finanziellen und personellen Ressourcen können leichter aufgebracht, Räumlichkeiten einfacher akquiriert werden.

Mit Kooperationspartnerinnen und -partnern kann man außerdem möglichen Hürden auf dem Weg zur Realisierung eines Projekts vielseitiger begegnen. Es ist nicht immer leicht, alle Konsequenzen von vornherein mitzudenken und zu berücksichtigen. Auch hier ist es von Vorteil, Kooperationspartner an der Seite zu haben, besonders wenn sie das geplante Projekt so oder so ähnlich schon einmal eingeführt oder umgesetzt haben.

In der Diakonie Himmelsthür liegen inzwischen sehr vielfältige Erfahrungen vor über die Erschließung neuer Sozialräume, unabhängig davon, ob dieser Sozialraum in der Stadt oder auf dem Land zu finden ist. Und so erfahren Sie im Folgenden von drei ganz unterschiedlichen Projekten mit ihren Rahmenbedingungen, den Hürden und natürlich den Erfolgen, die sie haben.

DER »TREFFER« – BEGEGNUNGORT IM STADTTEIL FÜR ALLE BÜRGERINNEN UND BÜRGER

Mit diesem konkreten Beispiel treten wir ein in die oben beschriebene neuere Inklusionsgeschichte der Diakonie Himmelsthür ab 2009 und betrachten ein aus heutiger Sicht schon sehr etabliertes Projekt. Denn der Weg in die Nordstadt Hildesheims (Hildesheim hat rund 100.000 Einwohnende) begann 2011. Der Besitzer eines ehemaligen Möbelhauses wollte die Herrichtung von modernem Wohnraum für Menschen mit Assistenzbedarf unterstützen ebenso wie die Idee, ein »Scharnier in den Stadtteil« anzubieten. In der Begegnungs- und Beratungsstätte »Treffter«, wie das neue Café im Erdgeschoss des früheren Möbelhauses nach kurzer Zeit hieß, sollten Neubürgerinnen und -bürger des Stadtteils einen Ort zum Ankommen und zum Knüpfen von Kontakten finden. Damit waren vorrangig die Menschen gemeint, die wegen ihres Assistenzbedarfs von der Diakonie Himmelsthür begleitet werden und sich nun entschlossen hatten, sich vom großen Komplexstandort im überschaubaren Sorsum zu verabschieden und sich in der Stadt Hildesheim »unter die Leute zu wagen«.

Die Idee für den »Treffter« war eigentlich gut, hat sich so aber nicht umsetzen lassen, da sich die Bewohnenden der Diakonie Himmelsthür den Stadtteil

auf ihre ganz eigene Art und Weise erobert haben. Stattdessen kamen die Menschen, die schon länger vor Ort zu Hause waren, und füllten den »Treffer« mit Leben. Das war eine sehr schöne Erfahrung. Kurz nach der Eröffnung brachte eine Nutzerin der ersten Stunde die ersten Vernetzungsmöglichkeiten mit. Die Dame mit Migrationshintergrund war im Stadtteil schon lange sehr engagiert und freute sich über die neue Möglichkeit, im »Treffer« Alphabetisierungskurse für Frauen durchzuführen, einen interkulturellen Frauentreff anzubieten und dort das Fastenbrechen zu feiern.

Die neuen Bewohnerinnen und Bewohner der Diakonie Himmelsthür aus den Stockwerken darüber nutzten den »Treffer« hingegen nur für größere Feiern wie Geburtstage oder Weihnachten, weniger als Ort, um sich mit Freundinnen und Freunden zu verabreden. Sie trafen sich lieber in ihrem Zimmer oder in den Gemeinschaftsräumen der eigenen Wohngemeinschaft – also ganz normal! Gab es jedoch ein konkretes, für sie attraktives Freizeitprogramm im »Treffer«, kamen doch einige vorbei und machten das Angebot mit. Die 100 qm des »Treffers« wurden zu diesem Zeitpunkt aber längst noch nicht optimal genutzt.

Das änderte sich erst, als der nächste Netzwerkpartner gewonnen werden konnte. Anfang 2013 wurde in der Nordstadt eine Zukunftswerkstatt veranstaltet mit dem Projektleiter des neuen Stadtteilprojekts »Nordstadt.Mehr.Wert«. Der Name wollte Programm sein: Der Stadtteil sollte von den Bürgerinnen und Bürgern als attraktiv und lebenswert empfunden werden. Der Schwerpunkt, um das zu erreichen, lag auf Begegnung und viel Bürgerinnen- und Bürgerbeteiligung. Als weitere Kooperationspartnerin der Diakonie Himmelsthür konnte die Martin-Luther-Kirchengemeinde gewonnen werden. So organisieren die Akteure mit der Unterstützung vieler Bürgerinnen und Bürger inzwischen alle zwei Jahre vor der Martin-Luther-Kirche einen so genannten »Nordstadtstrand« mit echtem Sandstrand und Liegestühlen sowie einem abwechslungsreichen Beiprogramm. Außerdem werden zum Beispiel Straßenfeste veranstaltet oder »Nordstadt tischt auf«: Jedes Jahr in der wärmeren Jahreszeit gibt es verschiedene Termine, zu denen man sich trifft, um gemeinsam die mitgebrachten Speisen und Getränke zu verzehren und sich zu unterhalten.

Über diese Vernetzung und die sehr vielfältigen Angebote direkt im »Treffer« wie beispielsweise Sitztanz, Kochabende, die Strickrunde »Fairstrickt«, Flirtabende oder ein Stadtteilfrühstück wurde der »Treffer« immer bekannter. Die meisten Aktivitäten dort finden nachmittags und abends statt, um möglichst viele Menschen zu erreichen. Ganz nebenbei treffen dabei Bewohnerinnen und Bewohner der Diakonie Himmelsthür und andere

Bürgerinnen und Bürger des Stadtteils zusammen. Das ist gelebte Inklusion. Aktuell arbeitet eine hauptamtliche Person dort, die das vielfältige Angebot aber allein kaum abdecken kann. Dazu braucht es weitere haupt- oder ehrenamtliche Unterstützung.

Das Stadtteilfrühstück ist inzwischen die Veranstaltung mit den meisten Teilnehmenden im »Treff«: Zweimal in der Woche kommen jeweils 50 bis 70 Personen, um dort mit geringen Kosten zu frühstücken, unter Menschen zu sein, vielleicht auch Kontakte zu knüpfen. Ein großer Teil der Gäste ist Stammschaft, unter anderem Schülerinnen und Schüler aus umliegenden Schulen, Menschen aus dem Stadtteil sowie Beschäftigte aus den umliegenden Tagesförderstätten und den Werkstätten. Quasi nebenbei ist für eine Werkstattbeschäftigte an diesen Tagen ein sogenannter ausgelagerter Arbeitsplatz entstanden. Die Dame unterstützt die hauptamtliche Mitarbeiterin bei der Durchführung des Frühstücks.

Inzwischen gibt es weitere Kooperationspartner wie den Stadtteilverein, das Theaterpädagogische Zentrum oder eine Tagesförderstätte der Diakonie Himmelsthür, die gemeinsam mit dem »Treff« Aktionen planen und durchführen. Der »Treff« ist ein Erfolg geworden, ein Stadtteiltreff, offen für alle. Aber bis es so weit war, brauchte es einen langen Atem, viel Engagement und eine große Prise Enthusiasmus. Die Neubürgerinnen und -bürger mit Assistenzbedarf haben sich längst eingelebt im Stadtteil – auf ganz normale Art und Weise, wie jede und jeder das tut, der umgezogen ist.



Quelle: Diakonie Himmelsthür

NATÜRLICH GEMEINSAM – NATURVERBUNDENHEIT TRIFFT GEMEINSCHAFTSSINN

Das zweite Projekt ist wesentlich jünger. Es wurde im Lauf des Jahres 2017 geplant und ab Frühjahr 2018 in die Tat umgesetzt. Dieses Mal finden wir den Ort des Geschehens in Wildeshausen (rund 20.000 Einwohnende) vor den Toren Bremens. »Natürlich« steht für Natur und Umwelt, »gemeinsam« für die inklusive Idee des Projekts.

In diesem Fall taten sich drei Kooperationspartner zusammen, die füreinander interessant waren, weil sie verschiedene Kompetenzen bzw. Ressourcen einbrachten: Der grüne Planet e.V. konnte einen Garten von 1.000 qm mitten im Ort kostenfrei für das Projekt zur Verfügung stellen. Der Besitzer war froh, dass kein Gärtner bezahlt werden musste, sondern die Pflege und Bewirtschaftung des Grundstücks nun von den Mitgliedern von »Natürlich gemeinsam« durchgeführt wurde. Außerdem stellt der Verein eine gewisse Infrastruktur zur Verfügung. Zweite Akteurin im Bunde ist die Freiwilligenagentur »Mischmit«, die in Wildeshausen sehr aktiv und erfolgreich arbeitet. Die Agentur bringt ihre Pressekontakte ein und weitere Vernetzungsmöglichkeiten. Außerdem geht sie ihrem Kerngeschäft nach und vermittelt Ehrenamtliche natürlich auch in dieses Projekt. Dritte Partnerin ist die Diakonie Himmelsthür. Sie stellt hauptamtliches Personal zur Verfügung sowie weitere Infrastruktur. Die Zusammenarbeit wird zusätzlich dadurch gefördert, dass der hauptamtliche Mitarbeiter gleichzeitig Gründer des Vereins »Der grüne Planet« ist.

Obwohl das Projekt erst im Frühjahr 2018 gestartet ist, erhielt es Ende 2018 schon den Inklusionspreis des Landkreises Oldenburg. Wie haben die Beteiligten das gemacht? Sie haben sich natürlich mit viel Engagement in die Arbeit gestürzt. Der grüne Planet e.V. hatte den Garten schon vorher ein wenig »in Schuss« gehalten. Das übernahmen nun die Teilnehmenden am Projekt »Natürlich gemeinsam«: Rasen mähen, Bäume schneiden, Hecken stutzen. Außerdem hat man nicht alles auf einmal angepackt, sondern Schwerpunkte gesetzt. Zunächst lag einer der Schwerpunkte auf der Herstellung von Insektenhotels. Es wurden weiterhin Nistkästen gebaut und aufgehängt, Gemüse wurde gepflanzt und geerntet (Paprika, Tomaten, Kartoffeln) sowie Obst geerntet und verarbeitet (Erdbeeren, Pflaumen, Äpfel). So manche Frucht und so manche Walnuss fand gleich an Ort und Stelle eine Verkosterin oder einen Verkoster.

Neben der direkten Arbeit im Garten werden den Teilnehmenden des Projekts »Natürlich gemeinsam« auch themenbezogene Ausflüge angeboten.

So konnte im Jahr 2019 ein Arboretum besucht werden. Nach einer Führung durch das Gelände mit seinen Gehölzen wurden Stecklinge geschnitten, so dass sich auch dort alle aktiv beteiligen konnten.

Organisiert ist das Projekt recht locker: Einige der regelmäßig Teilnehmenden haben einen Schlüssel und können jederzeit allein oder gemeinsam mit anderen den Garten aufsuchen, sich dort entspannen oder in der Natur arbeiten. Einen festen Termin gibt es allerdings auch: Jeden 3. Samstag im Monat treffen sich alle Interessierten zwischen 14 und 16 Uhr vor Ort. Dann wird erledigt, was im Garten gerade getan werden muss. In der Regel kommen rund zehn Personen, etwa jeweils die Hälfte mit und ohne Assistenzbedarf. So haben Kundinnen und Kunden der Diakonie Himmelsthür die Gelegenheit, sich in ihrer Freizeit bei der Gartengestaltung und -pflege zu beteiligen. Neben der hauptamtlichen Person aus der Diakonie Himmelsthür und ehrenamtlich Helfenden kommen auch die Vereinsmitglieder vom grünen Planeten dazu. So kann man sich gegenseitig unterstützen und sich »nebenbei« auch noch ein wenig kennenlernen.

Insgesamt gibt es ein großes Interesse an dem Projekt. Bisher ist es aber eher so, dass sich die Menschen nicht langfristig binden möchten, sondern mal dabei sind und dann auch wieder nicht. Das ist eine der nächsten Aufgaben der Projektleitung: einen Weg zu finden, wie die Menschen motiviert werden können, sich über einen längeren Zeitraum zu engagieren. Auch könnte das Projekt insgesamt noch etwas mehr Zuspruch vertragen. Es ist auf jeden Fall eine tolle Möglichkeit, mitten in Wildeshausen gemeinsam mit anderen einen Garten zu pflegen, zu nutzen und zu verschönern: natürlich gemeinsam.



Quelle: Diakonie Himmelsthür

MARKTSCHWÄRMEREI – EIN EINKAUFSPROJEKT MIT ZUKUNFT

Für das dritte Projektbeispiel bewegen wir uns nach Lüdersen (rund 1.000 Einwohnende), ein Ort in der Nähe von Springe bei Hannover. Das Projekt befindet sich zum Zeitpunkt der Erstellung dieses Artikels noch in der Planungsphase. Weil die Idee aber so gut ist, soll sie jetzt schon vorgestellt werden. Wenn Sie diese Zeilen lesen, ist das Projekt hoffentlich gestartet. In Kooperation mit der Firma Relevand soll die Idee in die Tat umgesetzt werden. Das Prinzip an sich ist nicht neu, muss aber vor Ort jedes Mal neu organisiert werden. Ziel ist dies: Verbrauchende sollen regionale Produkte einfach und mit Herkunftsgarantie im Direktvertrieb erwerben können. Kurze Wege ohne weitere Zwischenstationen oder Preisaufschläge zeichnen diese Idee aus.

Zusammengebracht werden beide Seiten über die Internetplattform www.marktschwaermerei.de. Dort wählen die Kunden und Kundinnen aus den präsentierten Produkten online aus, bestellen und bezahlen auch gleich. An bestimmten Markttagen steht die bestellte Ware an konkreten Orten in der Umgebung zur Abholung bereit. Und hier kommen die Beschäftigten der Tagesförderung der Diakonie Himmelsthür ins Spiel. Sie werden auf dem Gelände in Lüdersen und in einem Treffpunkt im Nachbarort Bennigsen die bestellten Waren annehmen und bei der wöchentlichen Ausgabe helfen. Vorher müssen die Waren entsprechend der jeweiligen Bestellung sortiert werden. Vielleicht gibt es auch dort die Möglichkeit der Beteiligung. Das wird sich zeigen. Auf jeden Fall werden die Beschäftigten außerdem Informationen verteilen, um zusätzlich für das Projekt zu werben.

Damit sich solche lokalen Einkaufsinitiativen rechnen, braucht es mindestens 150 Abnehmerinnen und Abnehmer. Daran wird gerade noch gearbeitet, diese Mindestzahl zu erreichen. Mit zurzeit elf Erzeugerinnen und Erzeugern ist auf der anderen Seite schon eine gute Basis geschaffen. Sie sind an den Markttagen auch persönlich vor Ort ansprechbar. Für die Realisierung des Projekts sprechen vor allem die nachhaltigen, die ökologischen und nicht zuletzt die inklusiven Aspekte.

FAZIT

Aus Sicht der Diakonie Himmelsthür ist die Mitarbeit an der Entwicklung einer inklusiven Gesellschaft ein Erfolg für alle Seiten. Die Begegnung baut Barrieren in den Köpfen ab, das Engagement für den eigenen Sozialraum verwurzelt die Menschen dort und macht ihn für sie selbst und für andere attraktiver. Nicht nur bei den Menschen mit Assistenzbedarf gibt es noch viel ungenutztes Potenzial, das in diesem Sinne entwickelt oder geweckt werden könnte. In den kommenden Jahren gehen außerdem viele Menschen aus den sogenannten geburtenstarken Jahrgängen in den Ruhestand. Hier wird es weitere Menschen geben, die nach einer Möglichkeit für ein sinnvolles Engagement suchen. Das Potenzial wird also weiter anwachsen – eine schöne Perspektive.

Im Leitbild der Diakonie Himmelsthür steht: »Wir verstehen uns als Brückenbauer für ein Miteinander ohne Barrieren.« So wird die Diakonie Himmelsthür schon aus diesem Grund weiter an der Gestaltung der Sozialräume mitwirken, in denen sie tätig ist. Ohne das vielseitige und umfassende Engagement von Mitarbeitenden, Kundinnen und Kunden sowie Ehrenamtlichen und ohne die zahlreichen, Frucht bringenden Kooperationen wäre das Vorschreiten in diesem Tempo aber nicht möglich. – Dankeschön!



Detmar Schäfer

DER GROSSE GÄRTNER

Kirche als Akteur in neu entstehenden Quartieren

Als eines seiner letzten Bilder vor dem Malverbot durch die Nazis schuf Emil Nolde in dem ihm eigenen Pastell ein Werk von besonderer Strahlkraft: »Der große Gärtner«. Ein neu angelegter Garten unter Gottes schützender Hand, dies kann auch ein Bild für die Herausforderungen und Chancen der Kirche sein, die im urbanen Umfeld durch den ökologischen Umbau und den gleichzeitig hohen Siedlungsdruck entstehen. Spricht man in Kirchenkreisen von Quartiersentwicklung und vom Wirken im Sozialraum, so ist damit bislang meist das Agieren in und aus bestehenden städtischen Strukturen heraus gemeint. Was aber ist mit neuen urbanen Quartieren?

I. DA KOMMT WAS AUF UNS ZU ...

Überall im deutschsprachigen Raum entstehen Stadtquartiere, in denen Stadt neu gedacht wird. Vorreiter sind seit vielen Jahren südliche Kommunen wie Freiburg, Wien oder auch München. Kirche kommt bei diesen Neugründungen eher über das Bedürfnis nach Glauben von Einzelnen ins Spiel. So war spirituelle Initiative von unten Ausgangspunkt der »Kirche im Vauban« im neuen Freiburger Vorzeigestadtteil. In Zeiten der Wohnungsnot beschäftigen sich Menschen mit gemeinwohlorientierter »bottom up«-Stadtplanung, ohne dass sie hierfür ein explizites Mandat hätten. In Hannover gründete

sich 2019 die Ecovillage Hannover Initiative, um auf einem Grundstück der Stadt ein ökologisches Quartier unter Suffizienzaspekten zu errichten. In verschiedenen Arbeitskreisen kann jeder mitmachen und seine Vorstellungen entwickeln. Nur ganz zaghaft fragte jemand: »... und wo soll ich beten?« Eine Äußerung, die in der Runde bei den meisten weniger auf Abwehr, als auf Überraschung und Überforderung stieß. Auch möchte sich die AG »Soziales Leben« im Ecovillage nicht nur mit Co-Working Spaces und Quartiersläden beschäftigen, sondern (horribile dictu!) Fragen der Bestattungskultur neu denken. Moment einmal: Auf solche Fragen hat ja wohl immer noch die Kirche ein Monopol, oder etwa nicht?

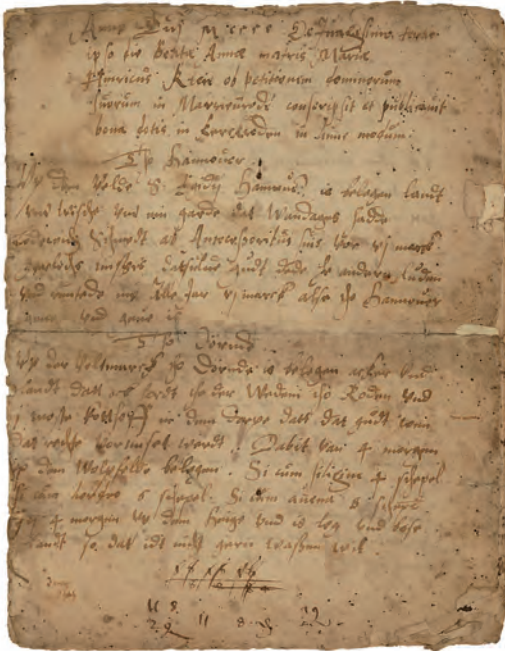


Sechs Frauen bilden 1998 im Rahmen der Quartiersarbeit im Vauban den Arbeitskreis Kirchräume. Quelle: Detmar Schäfer

2. GRUNDBESITZ – DIE FÜNF TALENTE DER KIRCHENGEMEINDEN

Kirchlicher Grundbesitz könnte die entscheidende Ressource für sozial gestaltete neue Quartiere werden. So sind beispielsweise vor allem Kirchengemeinden der Hannoverschen Landeskirche Eigentümer von nicht unerheblichem Grundeigentum.¹

¹ Mit ca. 42.000 ha Grund und Boden sind die Körperschaften der Hannoverschen Landeskirche nach dem Staat der zweitgrößte Grundbesitzer in Niedersachsen, das entspricht knapp 1 % der Gesamtfläche des Bundeslandes.



Das Kirchröder Lagerbuch von 1483 gewährt einen einmaligen Einblick in die sozialen Verhältnisse der bäuerlichen Gesellschaft auf der Schwelle zur Neuzeit. Quelle: Archiv der Gemeinde Kirchrode Hannover

In vergangenen Jahrhunderten war es ganz selbstverständlich, dass der kirchengemeindliche Grundbesitz – um es mit heutigen Worten zu sagen – aktiv sozialräumlich gemanagt wurde. Das Pfarrland wurde nicht selten von den kirchlichen und klösterlichen Herren den »Unbehuften« und Besitzlosen zugewiesen. Diese konnten dort eine, wenn auch oftmals harte und karge, Existenz begründen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war es oftmals der Initiative beherzter Kirchenleute zu verdanken, dass in kurzer Zeit Quartiere in Erbpacht für die soziale Wohnungsbeschaffung der Ausgebombten zur Verfügung gestellt wurden. Gerade in Städten ist es heute häufig Bauland, was fehlt. Hier ist es das über Jahrhunderte bewährte Instrument der kirchlichen Erbpacht, das Grund und Boden auch zukünftigen Generationen für eine soziale Gestaltung erhält. Vielleicht hat es auch mehr Sinn, wenn die Kirche ihre Planungsressourcen weniger kleinteilig auf den sozialräumlichen Umbau einzelner Häuser (z. B. ehemaliger Pfarrhäuser), sondern vielmehr effizient auf größere Planungseinheiten und Flächen konzentriert. Bei einer Beplanung von größeren Arealen können drängende ökologische und soziale Fragen gesamtheitlicher angegangen werden, als bei einer Einzelbetrachtung.

So gesehen fiel den drei Kirchengemeinden Anderten, Bemerode und Kirchrode im Jahr 2016 die planerische Grundsatzentscheidung der Stadt Hannover geradezu vor die Füße, nach der den Gemeinden gemeinsam gehö-

rende zusammenhängende urbane Grundstücke von knapp 10 Hektar langfristig zur Wohnbebauung vorgesehen sind. Hieraus resultierte zunächst der auch kirchenpolitisch spannende Prozess zur Gründung einer kirchlichen Arbeitsgemeinschaft zwecks Entwicklung dieser Grundstücke. Ziel der Kirchengemeinden ist es, Wohnen exemplarisch anders zu denken. Wie kann man *urban ökologisches Gemeinwesen kirchlich gestalten*? Nach der Konstituierung der Arbeitsgemeinschaft ist ein praktischer Vorplanungsprozess initiiert worden, in dem interdisziplinär Kirchenvorstände, Theologen, Landschaftsplaner, Umweltbewegte, (nicht-städtische) Stadtplaner, Architekten und Juristen versuchen, einen integrierten ersten Diskussionsvorschlag zu erarbeiten.

3. GÄRTEN UND PERMAKULTUR

Stellt man fest, dass aufgrund der Wohnungsnot Flächen fehlen, so kann die christliche Antwort nicht noch mehr Bebauung und Versiegelung sein. Vorgeschlagen wird vielmehr, die Entwicklung nicht primär vom Bauen und von den Gebäuden her, sondern zunächst über die Gestaltung von Garten- und Landschaftsstrukturen zu denken. »Baut Häuser und wohnt darin, pflanzt Gärten und esst ihre Früchte« (Jeremia 29,5). Die Bibel ist voller Gartengeschichten.² Es wimmelt nur so von Gärtnerinnen, Landwirten, Heilkundigen und Gleichnissen. Der Garten wird so zum Ausgangspunkt der sozialen Interaktion, aber, in der Begrenzung derselben, auch zum Rückzugsort. In der Bergpredigt und dem Gleichnis von der selbstwachsenden Saat gedeiht die Natur aus Gottes Güte heraus, ohne Zutun des Menschen. Dieser ist seiner Verantwortung enthoben. Wer sich darauf einlässt, dem öffnet der Garten einen Zugang zum *Angst- und Stressabbau*.

Der Ausgangspunkt des *Gärtnerns in Gemeinschaft* wird so zum städtebaulichen Ordnungs- und Gestaltungsleitfaden. In den letzten Jahren haben sich überall auf der Welt und auch in Deutschland urbane Gartenaktivitäten entwickelt. Die Erscheinungsformen als Gemeinschaftsgärten, Nachbarschaftsgärten etc. sind vielfältig. Verzichtet der einzelne auf seinen Individualgarten, so entstehen automatisch Flächenreserven, die einerseits für Gemeinschaftsgärten und andererseits auch für eine bauliche Verdichtung eingesetzt werden können. Wie organisiert man nun gemeinschaftliche Gärten in einem neu zu gestaltenden Quartier? Gärtnerei ist eine qualifizierte

² Dazu Gisela Andresen, *Gartengeschichten der Bibel*, Stuttgart 2006.

Profession. Sie bedarf daher in jedem Fall der fachkundigen Anleitung. Gartenpflege fällt als Gemeinschaftsaufgabe vorzugsweise in die Zuständigkeit der Quartiersgenossenschaft. Angestellte Gärtner leiten die Bewohner bei der Gartenarbeit an. Innerhalb der Genossenschaft gibt es diverse Gemeinschaftstätigkeiten als Wahlpflichtaufgaben. Je nach individueller Neigung können anrechenbare Gemeinschaftsstunden für die Bewirtschaftung im Garten, in der Gemeinschaftswerkstatt, Café etc. erbracht werden.

Denkbar wäre auch, eine Bewirtschaftung der Gartenflächen nach den Grundsätzen der Permakultur («dauerhafte Landwirtschaft») anzustreben. *Permakultur* als Konzept für Garten- und Landwirtschaft basiert darauf, stoffliche Kreislaufwirtschaft genau zu beobachten und nachzuahmen. Habitate werden natürlichen Ökosystemen nachempfunden, um so ein naturnahes Zusammenleben von Menschen, Tieren und Pflanzen zu ermöglichen. Die Anwendung dieser Prinzipien setzt nicht unbedingt größere Flächen voraus. Permakultur lässt sich auch in urbanen Zusammenhängen verwirklichen und zur Etablierung eines integriert ökologischen Systems («Stadt-farm») nutzen. Bei der Umsetzung eines solchen Ansatzes bedürfte es der Aufsetzung eines qualifizierten Betriebes mit Betriebsleitung,³ Stammpersonal und ergänzender Unterstützung durch die Bewohner des Quartiers.

4. SUCHET DER STADT BESTES

Christen setzen sich verantwortlich ein, für die positive Entwicklung des Sozialwesens, in dem sie beheimatet sind. Ziel ist es, der Entfremdung des modernen Menschen entgegen zu wirken. Stadtplaner wie *Jan Gehl* aus Kopenhagen sind seit langem bestrebt, dysfunktionale Stadtlandschaften entscheidend zu verändern.⁴ Für den Christen ist es selbstverständlich, dass der Mensch Ausgangspunkt der Betrachtung ist. Aus menschlichen Bedürfnissen sowie biologischen und wahrnehmungsphysiologischen Gegebenheiten können Parameter abgeleitet werden, die auf die Gestaltung von lebendigen, sicheren, nachhaltigen und gesunden Städten angewendet werden. Lässt man das menschliche Maß bei der Gestaltung von urbanen Strukturen außer Acht, so entstehen Stadtwüsten. Entscheidend für ein menschengemäßes Gelingen ist nicht nur primär das tatsächlich Gebaute, sondern der Raum dazwi-

³ Der Aufbau permakultureller Betriebe ist z.B. Bestandteil des Studiengangs Landbau und Marketing der Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde; www.hnee.de.

⁴ Zuletzt Jan Gehl, *Städte für Menschen*, Berlin 2015.

schen. So verstandene »dritte Orte«, in denen sich soziale Kommunikation entfalten kann, sind von christlichen Gemeinschaften immer schon angestrebt worden. Ein frühes Beispiel sind die klösterlichen Kreuzgänge, in denen durch das Verhältnis von Innen zu Außen – vom Bogengang bis zum innenliegenden Klostergarten – menschengemäßes Miteinander baulich ermöglicht wird.

Strebt man menschlich urbane Strukturen an, so muss dabei *Dichte* kein Problem sein. Dichte kann als Chance betrachtet werden. Richtig eingesetzt ermöglicht die durch Dichte vermittelte Nähe menschliche Kommunikation, an der es in unserer sich vereinzelnenden Gesellschaft gebricht.



Adaptiert an den Zweck klösterlichen Zusammenlebens sind Kreuzgang und innenliegender Garten ein frühes Beispiel von menschengemäßer Architektur und dem Verhältnis von Innen zu Außen. Quelle: Common License pixabay.com, Nr. 4537827, Fotografin: Núria Millàs

5. SOZIALRÄUMLICHES UND SPIRITUELLES MITEINANDER

In den neu gebauten Quartieren der letzten Jahre ist gerade die Gestaltung des sozialen Miteinanders ein zentraler Aspekt. Die Quartiersgenossenschaften organisieren Gemeinschaftseinrichtungen wie Co-Working Spaces, Bibliotheken, Gemeinschaftsräume, Gästearnements und Werkstätten. Kirche ist stark im Betrieb von Kindergärten und der Betreuung älterer Menschen.

Was steht noch in unserer DNA? Das spirituelle Bedürfnis der Menschen könnte der Ausgangspunkt sein. Bleiben wir authentisch, wenn wir mit unserer Konfession unseren Glauben bezeugen? Wird es ökumenisch besser oder bieten wir doch gleich einen spirituellen Raum für alle Konfessionen an?

6. GESTALTUNGSRAHMEN GENOSSENSCHAFTEN

Dort, wo kirchlich Hochverbundene weniger werden, wird es schwierig, Städteplanung und Wohnungsbau durch die verfasste Kirche zu verantworten. Erreichbar scheint eine Ermutigung in die Gesellschaft hinein, indem man strukturell Rahmen setzt. Auch insoweit ist das Eigentum an Grund und Boden kircheneigener Grundstücke der Ausgangspunkt, um als sozialer Akteur Einfluss zu nehmen. Ganz im Sinne von *Ebenezer Howard*, von dem Ende des 19. Jahrhunderts die Idee der Gartenstadt ausging, kann die mit der Ausweisung als Baugrund verbundene erhebliche Wertsteigerung von der Kirche in das jeweilige Bauprojekt im Sinne sozialer Maximierung investiert werden.

Die ebenfalls im 19. Jahrhundert aus christlicher Motivation heraus von Friedrich W. Raiffeisen begründete Idee der Genossenschaft spielt bei etlichen Gestaltungen von neuen urbanen Quartieren eine zentrale Rolle.⁵ Genossenschaften bieten mit ihren Grundprinzipien der Selbsthilfe, Selbstverantwortung und Selbstverwaltung ein hohes Maß an partizipatorischer Beteiligung. Durch das Identitätsprinzip sind die Mitglieder einer Genossenschaft Inhaber der Kapitalanteile der Gesellschaft. Gleichzeitig sind sie auch Bewohner der Wohnungen und partizipieren an den Dienstleistungen, die die Genossenschaft anbietet. Genossenschaften sind demokratisch konstruiert. Jedes Mitglied hat, unabhängig von seiner Einlage, das gleiche Stimmrecht. Die Herausforderung bei der Gestaltung eines genossenschaftlich rechtlichen Rahmens besteht darin, dass eine solche Struktur, schon allein wegen der Standdauer der Gebäude, auf Jahrzehnte robust aufgestellt sein muss. In einer zweistufigen *Dachgenossenschaft* gibt das einzelne Wohnprojekt die Verantwortung nicht vollständig ab, sondern erhält sich sinnstiftende Autonomie für »sein Haus«. Die Dachgenossenschaft errichtet die Gebäude für ihre Mitglieder. Die Wohnprojekte bleiben autonom, indem sie als eigenständige organisatorische Einheiten verfasst werden. Art und Umfang der Autonomie kann gestuft sein in Entscheidungs-, Mitbestimmungs- und

⁵ Z. B. Wagnis eG in München; www.wagnis.org.

Informationsrechte, die ggf. auch durch einen »Dorfrat« wahrgenommen werden. Das Erbbaurecht ist ausschließlich auf der Ebene der Genossenschaft angesiedelt. Hierdurch wird vermieden, dass rechtlich selbständige Einheiten mit eigenem Eigentum das Projekt auseinandertreiben, wenn die Interessen der Hausgemeinschaften divergieren.

Eine Idee, dem Auseinanderdriften sowie der homogenen Milieubildung und letztendlich Segregation entgegenzuwirken, könnte auch darin bestehen, dass man das Erbbaurecht nicht an sozio-kulturell homogene Gruppen vergibt. Für gewöhnlich sind in Mehrfamilienhäusern die oberen Stockwerke begehrter als die unten liegenden. In städtebaulich menschengemäß geplanten Quartieren werden darüberhinaus die *Erdgeschosszonen für Gemeinschaftszwecke* benötigt.⁶ Diese Gemeinschaftsflächen finanzieren sich nicht aus sich heraus, könnten aber quersubventioniert werden. Dieser Gedanke setzt sich auch für die darüber liegenden Geschosse fort. Während in den unteren Etagen sozialer Wohnungsbau eingerichtet wird, folgen in den höheren Etagen frei finanziertes und im Penthaus hochwertiges Wohnen. Über den nach Wertigkeit der Etagen unterschiedlich bemessenen Erbbauzins können die Gemeinschaftseinrichtungen von den sozial Stärkeren quersubventioniert werden. Gleichzeitig entstehen Hausgemeinschaften, in denen sich Bewohner der unterschiedlichsten sozialen Schichten treffen und miteinander leben. Das *Wohnungserbbaurecht (§ 30 WEG)* bietet ein geeignetes Mittel, um im Wege eines von der Genossenschaft eingeräumten Untererbbbaurechts dieses Konstrukt rechtssicher abzubilden.

Wie kann nun bei der Gestaltung von Quartieren die *Rolle der Kirche ganz konkret* in einem genossenschaftlichen Konstrukt verankert werden? Jede Genossenschaft besitzt als vorgeschriebene Organe mindestens den Vorstand, den Aufsichtsrat und die Mitgliederversammlung. Der Aufsichtsrat überwacht den Vorstand und kann an grundlegenden Geschäftsführungsangelegenheiten mitwirken. Die Wahl des Aufsichtsrates erfolgt zwingend durch die Mitgliederversammlung (§ 36 Abs. 1 GenG). Nach einer für die Kirche interessanten Gesetzesänderung von 2017 kann einzelnen Genossenschaftsmitgliedern in der Satzung das Recht eingeräumt werden, Mitglieder in den Aufsichtsrat zu entsenden (§ 36 Abs. 5 GenG). Mit diesem *Entsendungsrecht* kann so der regulatorische Rahmen gesetzt werden, damit der genossenschaftliche Prozess von nicht Hochverbundenen aktiv gestaltet wird und der kirchliche Akteur über den Aufsichtsrat langfristig beteiligt bleibt.

⁶ Zur Bedeutung der Erdgeschosszone für menschengemäßes Wohnen vgl. Gehl, Städte für Menschen, S. 119 ff.

Das satzungsgemäß beispielsweise von Kirchenvorständen wahrgenommene Entsendungsrecht eignet sich für örtlich verbundene Genossenschaften jeglicher Art, neben Wohnungsbau- auch für Energiegenossenschaften oder Dorfläden.

Horizontale Durchmischung Wohnungserbbaurechtsgemeinschaft (§ 30 WEG)		
Dachgeschoss	erhöhte Erbpacht	Wohnen gehobener Standard
4. OG	normale Erbpacht	Wohnen frei finanziert
3. OG	geringe Erbpacht	Wohnen B-Schein + 60
2. OG	geringe Erbpacht	Wohnen B-Schein + 20
1. OG	sehr geringe Erbpacht	Wohnen B-Schein
Erdgeschoss	keine Erbpacht	gemeinschaftlicher Zweck

7. GENÜGSAMES WOHNEN FÜR ALLE

Gesellschaft kann nur gelingen, wenn wir uns auch in unserem Wohnumfeld nicht voneinander abschotten. Wo sich jeder in seine »Community« zurückzieht, wachsen Ängste und zerbricht der Konsens. Dabei wird es nötig, sich in seinen eigenen Wohnbedürfnissen zu beschränken (Suffizienz), um Ressourcen zu schonen. Es setzt sich zunehmend die Erkenntnis durch, dass eine bescheidenere und Ressourcen schonendere Lebensführung die Lebensqualität nicht verringert. Eine Wohnungsgröße von 30 qm als Individualfläche einer Person ist ausreichend. Für jede weitere Person kommen 15 qm hinzu. Rechnet man die Gemeinschaftsflächen hinzu, so erreicht man die Richtwerte für Sozialwohnungen (Alleinstehende bis zu 45 qm; zwei Haushaltsmitglieder bis zu 55 qm; drei Haushaltsmitglieder bis zu 70 qm jedes weitere je 10 qm). In diesen qm-Zahlen sind alle für das Wohnen notwendigen Gemeinschaftsflächen bereits enthalten. In Deutschland hätten wir keine Wohnungsnot, wenn sich nicht die durchschnittliche Wohnfläche pro Einwohner seit den 1960er Jahren von 22 qm bis 2014 mit 46,5 qm mehr als verdoppelt hätte.

8. MOBILITÄT IN NEUEN QUARTIEREN

Beschäftigt man sich mit der menschengemäßen Gestaltung von Quartieren, so kann der Aspekt der Mobilität nicht außen vor bleiben, da das berechtigte Mobilitätsbedürfnis der Bewohner grundlegende Fragen der Gestaltung aufwirft. Sozialräumlich ist Mobilität ein idealer Anknüpfungspunkt für ein soziales Miteinander.



Gemeindelastenräder sind nicht nur ein Beitrag zur Verkehrswende, sondern eine Chance für jede Kirchengemeinde, sozialräumlich in den eigenen Ort zu wirken. Die Fahrradstation ist gleichzeitig das Zentrum der Gemeinde (Gemeindehaus, Kirche, Kita etc.). Quelle: Jakobi Kirchengemeinde Kirchrode

Das Leben findet auf der Straße statt. Fußgänger und spielende Kinder haben Raum. In den Wohnbereichen neuer Quartiere ist der herkömmliche motorisierte Verkehr nicht vorgesehen. Dies gilt gleichermaßen für privaten und gewerblichen Verkehr. Bei öffentlichen Zwecken (z.B. Feuerwehr) und bei qualifizierten Anliegen (z.B. Umzüge) ist die Zufahrt über definierte Einfahrtspunkte möglich. Straßenbahn und Busse haben ausreichend Kapazitäten und sind gut getaktet. Fahrradfahren wird aufgewertet und befördert, durch attraktive und sichere Wegebeziehungen. Carsharing macht den indi-

viduellen Autobesitz entbehrlich. Die Bewohner des Quartiers verpflichten sich, auf ein eigenes motorisiertes Individualfahrzeug zu verzichten. Stellflächen für Fahrzeuge des motorisierten Individualverkehrs befinden sich am Rand der urbanen Wohnbereiche. 0,2 notwendige Stellflächen pro Wohneinheit sind bundesweit Standard für autofreie Quartiere. PKWs, Lastenräder, etc. stehen in ausreichender Zahl zur Verfügung. Pakete werden beim Conciergeservice abgegeben. So entstehen nachbarschaftliche Netze, wenn man das Paket für den mobilitätseingeschränkten Hausmitbewohner mitnimmt.

9. DIGITALES QUARTIERSMANAGEMENT

Damit die anspruchsvollen Aufgaben integrierter Quartiere gelingen können, benötigen diese eine auf die menschlichen Bedürfnisse ausgerichtete Steuerung. Die EU hat hierzu die Civitas Initiative ins Leben gerufen, an der auch die Münchner DomagkPark eG teilnimmt. Ziel ist die Einrichtung eines digitalen Quartiersmanagements, das Mobilitätsstationen und den eingerichteten Conciergeservice intelligent miteinander verknüpft. Für die Kirche dürfte entscheidend sein, dass digitale Managementtools nur eine unterstützende Aufgabe haben, damit das sozialräumlich Miteinander auch zukünftig im Analogen stattfindet. Das Digitale sollte die menschliche Begegnung ermöglichen und nicht überflüssig machen. Gute Quartierslösungen im christlichen Sinne bedürfen Standards, die es zu identifizieren und zu realisieren gilt. Kirche sollte die Entwicklung digitaler Quartierslösungen als eigene Aufgabe begreifen, um nicht in Abhängigkeiten anderer Akteure sowie deren Logiken und Plattformen zu geraten.

10. UND ALLES WAS IHR TUT MIT WORTEN ODER MIT WERKEN ...

Ist das nun aber nicht doch etwas viel? Kirchengemeinden verkündigen vor Ort die frohe Botschaft – zusätzlich nun Gärten, genossenschaftliche Strukturen, Mobilität und Digitalisierung und das auch noch alles durcheinander. Da gibt es doch jeweils Experten, die sich auskennen. Das hat nun wirklich nichts mit kirchlichem Auftrag zu tun, oder? Gerade weil die Zukunft der Stadtplanung hochgradig integriert ist, bedarf es einer verlässlichen Richtschnur für das Gelingen. Gescheiterte stadtplanerische Experimente, bei denen man den Menschen vergessen hat, gab es im 20. Jahrhundert

zuhause. Manch eine weltliche Genossenschaftsinitiative schreibt sich zunächst eine Grundwertecharta, damit sich die Engagierten nicht schon zu Anfang zerfleischen. Wir machen die Dinge auch nicht unbedingt anders oder besser, nur aus einer anderen Haltung heraus. Wir haben unsere Grundwerte, die wir in offener Toleranz vorleben können. Es ist genau diese Haltung als innerer Kitt, derer es bedarf, damit auf Jahrzehnte angelegte neue Quartiere langfristig funktionieren.



Udo Fr. Schmälzle

»SUCHET DAS WOHL DER STADT!«

Sozialraumprojekte der Caritas und der Gemeindepastoral

Seit dem neuen Kinderjugendhilfegesetz (1990/1991) ist es amtlich, dass öffentliche und freie Träger sich auf einen fundamentalen Paradigmenwechsel einlassen müssen, ein Wechsel, der sich bereits in den 1970er Jahren in der Gemeinwesenarbeit und in den 1980er Jahren in der stadtteilbezogenen sozialen Arbeit ankündigte. Dabei bestimmt das Leitbild der Sozial- und Lebensraumorientierung immer stärker als Strukturmaxime die konzeptionellen Planungen in den verschiedenen Feldern der sozialen Arbeit:

- weg vom Fall-, hin zum Raumprinzip;
- weg von der Zentralisierung, hin zur Regionalisierung;
- weg von Komm-Struktur, hin zur Geh-Struktur;
- weg von der Defizit-, hin zur Ressourcenorientierung;
- weg vom fixen Planstellenkarussell der Hauptamtlichkeit, hin zu neuen Formen der Kooperation zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen.

I. IMPULSE AUS DEM DEUTSCHEN CARITASVERBAND (DCV)

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung hatte sich der Vorstand des Deutschen Caritasverbandes (DCV) in seinen »strategischen Zielen« für die Jahre 2007–2011 klar festgelegt: »Die sozialräumliche Arbeit der Caritas ist ausge-

baut und die Zusammenarbeit mit den Pfarrgemeinden und anderen pastoralen Strukturen wurde verbessert.«⁷ Diese Selbstverpflichtung des Vorstandes knüpft an folgende sozialraumorientierte Projekte an, die in den Jahren 2008 und 2009 zum Abschluss gebracht wurden:

Es gab eine erfolgreiche Beteiligung des Deutschen Caritasverbandes und einiger seiner Mitgliedschaftsverbände an der Durchführung des »Bund-Länder-Programmes: Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – Soziale Stadt« (2003), das bundesweit 500 Fördergebiete umfasst, für die seit 2006 110 Mio. Euro Bundesmittel zur Verfügung stehen. Im Mittelpunkt dieses sozialraumorientierten Programmes stehen die sozialen und ökonomischen Lebenslagen der Menschen und das nachbarschaftliche Miteinander im Quartier.⁸

In Kooperation mit der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin hat der DCV folgendes Projekt auf den Weg gebracht: »Den Sozialraum mittels Bürgerplattformen von unten organisieren – Broad-based Community Organizing (CO-Projekte) in ökumenischer Verantwortung«. In Berlin wurden drei Bürgerplattformen, in Hamburg eine gegründet.⁹

Caritas International hat sich in hervorragender Weise an den Hilfsmaßnahmen im Rahmen der Flutkatastrophe in den östlichen Bundesländern beteiligt, die ganz entscheidend von der Hilfsbereitschaft und Solidarität der Menschen in den betroffenen Gemeinden getragen wurden. In Kooperation mit Caritas International wurde in den Diözesen Dresden-Meißen und Magdeburg versucht, an dieses Engagement anzuknüpfen und es für weiterführende Projekte nutzbar zu machen.¹⁰

⁷ Neue Caritas, 4(2007), S. 28 f.

⁸ Vgl. Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung (BMVS), Statusbericht 2008 zum Programm Soziale Stadt, Berlin Juli 2008.

⁹ Leo J. Penta, Kirchen als Akteure in der Zivilgesellschaft – internationale Aspekte, in: Eugen Baldas/Helmut Schwalb/Werner Tzschetzsch (Hrsg.), Freiwilligentätigkeit gestaltet Europa: Kooperation in Theorie und Praxis, Freiburg 2001, S. 115–129; Leo J. Penta (Hrsg.), Community Organizing. Menschen verändern ihre Stadt, Hamburg 2007; vgl. ferner die aktuellen Berichte in: Forschungsjournal Soziale Bewegungen, hrsg. v. Ansgar Klein/Hans-Josef Legrand/Thomas Leif (†)/Jan Rohwerder/Jochen Roose, Oldenburg.

¹⁰ Vgl. Peter-Georg Albrecht, Professionalisierung durch Milieuaktivierung und Sozialraumorientierung? Caritas-Sozialarbeit in der Entwicklung, Wiesbaden 2008, und Wolfgang Gerstner/Johannes Kniffki/Christian Reutlinger/Jan Zychlinski (Hrsg.), Deutschland als Entwicklungsland, Freiburg, 2007.

DCV und Deutsche Bischofskonferenz haben unter Federführung des Seminars für Pastoraltheologie an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster in der Zeit zwischen 2005 und 2007 22 Projekte in lokalen Lebensräumen untersuchen lassen, zu denen der 2008 veröffentlichte Abschlussbericht »Menschen, die sich halten – Strukturen, die sie tragen« bereits in zweiter Auflage (2009) erschienen ist.¹¹

2. SOZIALRAUMORIENTIERUNG: EIN STOPFGANSBEGRIFF?

Bei einem Vergleich der vier Projekte wird sehr schnell deutlich, dass unter dem Begriff der Sozialraumorientierung zwar Handlungsmodelle mit den eingangs genannten konvergenten Zielvorgaben zum Tragen kommen, jedoch ganz unterschiedliche Methoden eingesetzt werden.

Während sich in den 22 Lebensraumprojekten unter Federführung von einzelnen Frauen und Männern, Verbänden und Kirchengemeinden Netzwerke in einem jahrelangen Prozess erst entwickelten und aufgrund von Personalwechseln und dem Wegbrechen finanzieller Ressourcen immer neu aufgebaut und weiterentwickelt werden mussten, geht es im Konzept von »Community Organizing« mit der Stiftung von »Bürgerplattformen« um die gezielte Mobilisierung von intermediären Gruppen, Institutionen und Organisationen. Themen werden gezielt in Hearings erarbeitet. Zentrales Element bilden erfolgsorientierte Aktionen und Aktionskampagnen, die sich an Verantwortliche in der entsprechenden Region richten. Wenn Institutionen und Verbände vor Ort bei der Gründung von Bürgerplattformen nicht mitspielen, ziehen sich die Community Organizer zurück. So geschehen in Bruchsal und Stuttgart.

Anders verhält es sich bei den untersuchten Lebensraumprojekten. Keines der Projekte ist an Ziel- oder Methodenkonflikten gescheitert. In einem Fall hat sich der Pfarrer einer Kirchengemeinde in der ersten Phase zurück-

¹¹ Vgl. Udo Schmälzle in Zusammenarbeit mit Stefan Schürmeyer/Torsten Gunnemann/Markus Therre/Anna Honnacker, Menschen, die sich halten – Netze, die sie tragen. Analysen zu Projekten der Caritas im lokalen Lebensraum. 2. erweiterte Auflage Münster 2009, 558 S. Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Auswertung von 180 Tiefeninterviews mit Haupt- und Ehrenamtlichen, Experten und Bewohnern in den 22 Projekten, deren Entwicklung in je einer Längsschnittanalyse zu jedem Projekt rekonstruiert wird, um dann in einem zweiten Schritt mit einer Querschnittsanalyse fördernde und störende Faktoren herauszuarbeiten.

gezogen, weil seine liturgisch fermentierten Rekrutierungsinteressen nicht erfüllt wurden. Prompt haben sich die engagierten Frauen und Männer als e. V. neu organisiert und die Arbeit fortgesetzt. Der Pfarrer hat sich jedoch im weiteren Verlauf zur Diakonie »bekehrt« und ist wieder in das Projekt eingestiegen. In all diesen Projekten zeichnet sich ein Lernprozess ab, wie in den ganz unterschiedlichen Sozial- und Lebensräumen von Stadt und Land sozialarbeiterische und pastorale Kompetenzen sich ergänzen und gegenseitig befruchten können.

Zutiefst geht es bei diesen Lernprozessen immer auch um die intrapersonale Weiterentwicklung beruflicher »Selbstkonzepte« bei einzelnen Sozial- und Pastoralarbeiterinnen und -arbeitern – Identitätskonzepte, die sich in früheren Lebensphasen und anderen beruflichen Arbeitsfeldern durchaus bewährt haben, aber heute nicht mehr passend und zukunftsfähig sind. Auch ohne Bürgerplattformen ist es in einem weiteren Projekt gelungen, dass Kinder und Jugendliche aus einer traditionellen Kirchengemeinde mit ihren Aktionen beim Bürgermeister eine kinder- und jugendfreundliche Infrastruktur ihres Stadtteils erwirkten.

Ich habe den Eindruck, dass ein in den USA entwickeltes »Community Organizing«-Konzept (CO) nicht eins zu eins auf bundesrepublikanische Sozialstaatsverhältnisse übertragen werden kann, sondern bei den Bedingungen hierzulande ansetzen muss. Dabei gelingt es mittlerweile, breite Bürgerplattformen zu organisieren, die lokal bedeutenden Gestaltungsbedarf aufnehmen, bis hin zur Ansiedlung von Wirtschaftsbetrieben und Hochschulen, wie dies den CO-Plattformen im Berliner Osten beispielhaft gelang. Weitere Plattformen wirken in anderen Stadtteilen Berlins und in Hamburg. Die verbleibende Übertragungsproblematik ist – ähnlich wie bei der Diskussion zu basisgemeindlichen Konzepten – zu analysieren und zu diskutieren. Eines ist dabei jetzt schon sicher: Die Strukturmaxime Lebensraumorientierung darf in der Sozialarbeit nicht dazu führen, dass der Staat sich hierzulande aus seiner Gewährleistungsverpflichtung für fundamentale Sozialleistungen zurückziehen kann. Die eigentliche Herausforderung besteht darin, Lösungen zu suchen, wie öffentliche und private Träger der Sozialarbeit vor Ort – raum- und fallorientiert – sich gegenseitig ergänzen und unterstützen können.

3. NICHT IMMER LÄUFT EINER GUTEN SACHE AUCH DAS GELD HINTERHER!

In der Frage der Finanzierung unterscheiden sich die angesprochenen Konzepte wohl am deutlichsten. Ein stadtentwicklungsbezogenes Quartiersmanagement im Rahmen des Projektes »Soziale Stadt« ist finanziell ganz anders abgesichert als die 22 Lebensraumprojekte, in deren Mittelpunkt zunächst einmal ganz bestimmte Notlagen rückten, die sich entweder im Rahmen der durchgeführten Sozialanalysen abgezeichnet hatten oder die ganz konkret von Einzelnen aus Gemeinde oder Verband wahrgenommen und in Angriff genommen wurden. Die meisten dieser 22 Projekte kämpften Jahr für Jahr um das blanke Überleben, erfuhren jedoch gleichzeitig die Gültigkeit eines zentralen Empowerment-Prinzips: *»Einer guten Sache läuft das Geld hinterher«*.

An der Frage, wie es zu einem Ausgleich in der Budgetierung fallorientierter und sozialraumorientierter Dienstleistungen kommen kann, scheiden sich ebenfalls die Geister. Wir sind von einer umfassenden Bilanzierung sozialräumlicher »Ressourcen-Allokation« noch weit entfernt. In der traditionellen Sozialarbeit ist meistens die fachliche Dienstleistung von der finanziellen Absicherung dieser Dienstleistung funktional getrennt. Dieses Organisationsmodell wird der komplexen Struktur lebensraumorientierter Projekte kaum gerecht. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn entsprechende Projekte hauptsächlich bei den freien Trägern zu finden sind. Die finanzielle Ressourcen-Allokation muss öffentliche wie freie Träger in die Pflicht nehmen, wenn sie mit den Mitteln aus den Sozialtats neue Schwerpunkte setzen wollen, welche die Not der Menschen bestimmt und nicht nur die Eigeninteressen und Selbstdarstellungsbedürfnisse von Trägern, Kommunen und Verbänden.

Gerade in benachteiligten Gebieten benötigen Sozialraum-Projekte aufgrund des länger anhaltenden Entwicklungsbedarfs eine finanzielle Förderung, die oft weit über die übliche Projektförderung von zwei oder drei Jahren hinausreicht. Dies ist nachvollziehbar, denn sowohl Menschen als auch soziale Räume entwickeln sich über Zeiträume von Jahren, nicht von Monaten. In der Konsequenz heißt dies auch, dass Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege und die zuständigen Stellen in Kommunen, Land und Bund neue, innovative Wege der Finanzierung von Sozialraumarbeit suchen müssen, jenseits und ergänzend zu den bisherigen Projektförderungen verschiedener Bund- und Länder-Programme.

Dieser Hausaufgabe haben sich auch die freien Verbände erst sehr anfanghaft gestellt. Hier sind gerade die Diözesancaritasverbände auf Landes- und der Deutsche Caritasverband auf Bundesebene in der Pflicht. Es genügt nicht, sich die Sozialraumarbeit auf die Fahnen zu schreiben, um dann auf die Zuständigkeit von Ortscharitasverbänden und deren Mitarbeiter zu verweisen. Erst die Vernetzung von regionalen und diözesanen Arbeitsgruppen auf Bundesebene garantiert den Erfahrungsaustausch und aktualisiert das kreative Potenzial, über das die Caritas auf regionaler, diözesaner und Bundesebene verfügt.

4. MITMENSCH ODER GEGENMENSCH?

In allen Konzepten wird die Frage nach dem anthropologischen Leitbild virulent. Leo J. Penta und Christiane Schraml setzen sich von dem Konzept der Bürgergesellschaft ab, wie es Klaus Dörner in seinen Veröffentlichungen entwickelt hat. Er rückt den Bürger als aktiven Wohlfahrtsproduzenten in den Mittelpunkt. Dieser Bürger soll selbst organisiert und selbstbestimmt an der Gestaltung seiner Umwelt teilnehmen. Wir dürfen die Augen nicht vor der Fragilität menschlicher Existenz und den gegebenen Egoismen verschließen. In den untersuchten 22 Lebensraumprojekten war immer wieder zu erleben, dass Menschen in diesen Räumen zunächst wie Konsumenten reagierten und konkrete Hilfen erwartet haben. Sie werden nur dadurch zu »Akteuren«, wenn sie in ihren Notlagen ernst genommen werden und entsprechende Hilfe erfahren. Nur ein Teil lässt sich dann weiter mobilisieren und ist auch bereit, in diesen Netzwerken eine aktive Rolle zu übernehmen. Solidarität fällt nicht vom Himmel. Menschen lernen wiederum, sich für andere einzusetzen, wenn sie erlebt haben, dass jemand sich für sie eingesetzt hat.

Etwas haben alle Konzepte gemeinsam: Selbst erlebte und erfahrene Solidarität wird zum Kick, sich selbst für andere einzusetzen. Es wird allzu leicht vergessen, dass alle diese sozialräumlichen Konzepte von Voraussetzungen leben, die sie selber letztendlich nicht schaffen und garantieren können, nämlich mitten in brutalen Überlebenskämpfen, im Gegner, im Anderen, im Fremden nicht den »Gegenmenschen«, sondern den »Mitmenschen«, den »Nächsten« zu sehen. Von einem Überlebenden der »boat-people« aus Vietnam war zu hören: »Andere haben mich gerettet, jetzt muss ich retten«.

5. ES MUSS ZUSAMMENWACHSEN, WAS ZUSAMMENGEHÖRT!

Alle Projekte rechnen mit dem Potenzial von Ehrenamtlichen und Freiwilligen. Dabei richtet sich der Blick in beiden Konfessionen auf die Kirchengemeinden, um der ortsgebundenen neuen Armut und den neu entstehenden prekären Lebensverhältnissen zu wehren. Wenn wir davon sprechen, dass zusammenwachsen muss, was zusammengehört, nämlich das Zusammenwachsen der Erst- und Zweitstruktur in Verband und Gemeinde, dann sind wir schlichtweg sowohl mit der traditionellen verbandlichen Caritas und Diakonie wie auch in den Kirchengemeinden selbst mit einem fundamentalen Paradigmenwechsel konfrontiert, der bei Weitem noch nicht in alle Köpfe durchgedrungen ist.

Die folgende Beobachtung von Hans-Jürgen Benedict in der evangelischen Kirche wird durch viele Projektberichte bestätigt: »Die um die Familie, um die kirchlichen Kerngruppen zentrierte Kasual- und Ritualfrömmigkeit in geselligkeitsorientierten Gemeinden mit vielen Gruppen, Initiativen und Bereichen können Ressourcen aktivieren und Widerstandskräfte stärken, die eine personale Gemeinwesenorientierung implizit fördern.«¹² Dabei ist zu berücksichtigen, dass in den Konzepten ganz unterschiedlich auf dieses Hoffnungspotenzial der Kirchengemeinde zurückgegriffen wird. Auffallend ist, dass in den vorliegenden Veröffentlichungen von Penta zu »Community Organizing« nichts zu finden ist von dem sehr stark gemeindeorientierten Konzept eines »faith-based or congregation-based community organizing« (CBCO), das Jeremy Posadas jüngst vorgestellt hat. Dieses Konzept korreliert sehr stark mit den Zielen der Gemeindecaritas, wie sie hierzulande in den Diözesen verfolgt werden.¹³

Wenn sich der DCV in seinem Leitbild als »Solidaritätsstifter« versteht, dann wird er nicht nur funktional die Ressourcen der christlichen Gemeinde instrumentell nutzen dürfen, sondern muss sich viel tiefer mit seinen Projekten auf die Prozesse einlassen, die in der Gemeinde entstehen, wenn einzelne Christinnen und Christen, Gruppen oder Caritasausschüsse das diakonale Profil der Gemeinde einfordern und damit in den Gemeinden Konflikte auslösen. Solche leidvollen Prozesse werden in der Längsschnittanalyse zu den 22 Lebensraumprojekten immer wieder beschrieben.

¹² Hans-Jürgen Benedict, *Barmherzigkeit und Diakonie. Von der rettenden Liebe zum gelingenden Leben*, Stuttgart 2008, S. 211.

¹³ Vgl. Jeremy D. Posadas, *Community Organizing as Congregational Practice: Social-Scientific and Theological Perspectives*, in: *IJPT* 13 (2008), S. 274–294.

In allen Konzepten bilden die Prinzipien des *Empowerment* die zentrale Zielvorgabe für die konkrete Arbeit. Dieser Begriff hat neben der sozialpädagogischen und politischen auch eine spirituelle Dimension. Die meisten Menschen, um die es in den Projekten ging, sind geprägt von Ohnmachtserfahrungen. Die christliche Gemeinde – so ihre Verantwortlichen die Botschaft ihres Gründers begriffen haben – sollte den Umgang mit der »Macht der Ohnmacht« kennen und damit auch den Umgang mit ohnmächtigen Menschen, die in ihrem Raum leben.

Wenn es gelingt, in Projekten alle drei Handlungsfelder (Kirchengemeinden, verbandlich organisierte Caritas und Diakonie, kommunale Sozialdienste) zu aktualisieren, entsteht in der Tat die »power«, eines »Bürger-Profi-Mix«, der einen Sozialraum entscheidend verändern kann. Wer die Entstehung eines solchen ökumenischen »Bürger-Profi-Mix« exemplarisch nachverfolgen will, kann in der Dokumentation zur Entwicklung des Sozialraumprojektes im »Zwetschgenwäldle« der Stadt Öhringen ein Beispiel finden, wie es allen Beteiligten gelungen ist, russlanddeutschen Jugendlichen und ihren Familien Perspektiven zu eröffnen, ein Projekt, das am Ende auch von einer Frau aus dem Milieu geleitet wurde.¹⁴

Wenn Dörner an diese »power« denkt, gerät er im Hinblick auf das Schicksal von seelisch kranken Menschen, die noch in Heimen leben, ins Träumen: »Man stelle sich nur einmal vor, die für die ausgeladenen Hilfsbedürftigen einer Region zuständigen diakonischen Profis kehrten gemeinsam mit ihnen in die Region zurück und vereinigten sich mit den dortigen Kirchenbürgern; das ergäbe ein kaum zu schlagendes Modell an Bürger-Profi-Mix, an Ressourcendichte und damit an kommunaler Lebendigkeit.«¹⁵

In den Visionen der Menschen in all den untersuchten Projekten steckt viel »Musik«. Den Verantwortlichen in der Caritas ist es gelungen, in einer plural verfassten Gesellschaft nicht nur Forderungen zu stellen, sondern exemplarisch mit den Projekten zu zeigen, auf welchen Wegen und mit welchen Konzepten mehr Gerechtigkeit und Solidarität möglich werden.

¹⁴ Vgl. Udo Schmälzle, *Menschen, die sich halten – Netze, die sie tragen*. Münster 2009, S. 214–231.

¹⁵ Klaus Dörner, *Leben und Sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem*, Neumünster 2007, S. 111.

6. THESEN

Ich möchte unsere Erfahrungen in folgenden Thesen bündeln:

I. Die Kirchen arbeiten am »Wohl der Stadt« und an »ihrem Wohl«, wenn sie sich mit ihren Gemeinden als zentrale Akteure und Solidaritätsstifter in der gegenwärtigen Zivilgesellschaft verstehen und mit ihren Projekten das allseits bekannte Schwarze-Peter-Spiel hinter sich lassen, in dem jeder dem Anderen die Schuld für die maroden Zustände in den Quartieren zuschreibt und am Ende für die Menschen in diesen Quartieren gar nichts geschieht.

Viele Kritiker sehen in solchen Sozialraumprojekten, die wir untersucht haben, nicht die Lösung der Probleme, bestenfalls die Arbeit an Symptomen einer verfehlten Sozialpolitik. Darüber lässt sich lang diskutieren, ohne dass sich in der Praxis etwas verändert. Wir sind jedoch der Überzeugung, dass auch für den Mikro- und Mesobereich unserer Sozialpolitik das gilt, was Joshua Cohen, der Sozialwissenschaftler und Direktor des Freeman Spogli Instituts for International Studies an der Stanford University, 2007 gefordert hat: »The aim will be to collaborate with people in cities, towns, and villages by conducting experiments that build on, refine, and revise local knowledge«¹⁶ Christen und Christinnen vor Ort verfügen auch noch in unserem Land über Wissen und Ressourcen, wie sie gemeinsam mit den Menschen in ihren Quartieren das Leben lebenswerter und den Politikern Beine machen können.

II. Die Kirchen arbeiten am »Wohl der Stadt« und an »ihrem Wohl«, wenn sie nicht nur mit Appellen und Forderungen an den Staat und die anderen Akteure herantreten, sondern exemplarisch an der Seite von Betroffenen in den Quartieren zeigen, was mit Empowerment-Konzepten verändert werden kann.

Während im traditionellen Wohlfahrtsstaat die freien Verbände die Interessen ihrer Klientel als anwaltlich agierende Diskurs- und Lobbyagenturen gegenüber dem Staat verteidigten, sind sie in einem »aktivierenden Sozialstaat« als »Praxisagenturen« herausgefordert. Dabei bekommt die exemplarische Projektarbeit eine ganz besondere Bedeutung. Es kommt nicht nur darauf an, an den Staat zu appellieren und Forderungen zu stellen, sondern es muss aufgezeigt werden, wie Menschen dazu ermächtigt werden können,

¹⁶ Joshua Cohen, FORWARD, to Abhijit Vinayak Banerjee, Making Aid Work, Boston review 2007, XIV.

sich selbst zu vertreten und die verloren gegangene Souveränität über die eigene Lebensgestaltung wieder zurückzugewinnen.

III. Die Kirchen arbeiten am »Wohl der Stadt« und an »ihrem Wohl«, wenn Hauptamtliche und Ehrenamtliche in den Kirchengemeinden – sprich in der Erststruktur – im Schulterschluss mit Haupt- und Ehrenamtlichen in den Verbänden – sprich der Zweitstruktur – ihre Ressourcen und Kompetenzen bündeln und sich den Herausforderungen in den Quartieren stellen, getreu der Devise: Es muss wieder zusammenwachsen, was zusammengehört.

Wenn in diesem sich gegenwärtig beschleunigenden Paradigmenwechsel nicht Kinder und Jugendliche, alte Menschen, Pflegebedürftige, kinderreiche Familien, Alleinerziehende, Arbeitslose und Hartz-IV-Empfänger auf der Strecke bleiben sollen – was vielfach schon der Fall ist –, dann müssen Kirchengemeinden und Caritasverbände neue Formen der Kooperation und Kommunikation entwickeln. Hauptamtliche in Caritas und Pastoral ticken zwar anders, verfügen jedoch über hervorragende Voraussetzungen, den vielfach angesprochenen »Bürger-Profi-Mix« in den Quartieren auf den Weg zu bringen.

IV. Die Kirchen arbeiten am »Wohl der Stadt« und an »ihrem Wohl«, wenn sich die Haupt- und Ehrenamtlichen in den Gemeinden zur Diakonie bekehren und offensiv mit den diakonalen Charismen in ihren Gemeinden sich den sozialen Herausforderungen in ihren Quartieren stellen. Sie haben dafür zu sorgen, dass die diakonale Realpräsenz Christi in den Armen genauso das Kerngeschäft prägen muss wie der Dienst am Tisch und am Wort.

Gemeinden, die trotz gegebener Gottes- und Kirchenkrise nicht blind für das Schicksal von Menschen werden, die in ihrem Raum leben, bekommen ihre Zukunft geschenkt. Auch für sie gilt die Verheißung im Buch Jeremia: »Suchet das Wohl der Stadt, in die ich euch weggeführt habe, und betet für sie zum HERRN; denn in ihrem Wohl liegt euer Wohl« (Jeremia 29,7). Dabei geht es weder um eine gesellschaftssanitären Instrumentalisierung von Diakonie und Caritas, noch um einen diakonalen Schleichweg bei der Lösung der spirituell-liturgischen Akzeptanzkrise der Kirchen in der Gegenwart, sondern es geht um die Aktualisierung des biblischen Mandats schlechthin.

V. Die Kirchen arbeiten am »Wohl der Stadt« und an »ihrem Wohl«, wenn Christinnen und Christen vor Ort – konfrontiert mit der Not in ihren Quartieren –

nicht in ihren Ohnmachtserfahrungen ersticken, sondern sich auf ihr ursprüngliches spirituelles Potenzial besinnen, das den Psalmisten jubeln lässt: »Mit meinem Gott überspringe ich Mauern«.

In den Kirchengemeinden schlummert ein soziales und spirituelles »Kapital«. Beide Quellen können bei der Bewältigung aktueller sozialpolitischer Herausforderungen und Ohnmachtserfahrungen zum Tragen kommen. In den untersuchten Sozialraumprojekten sind wir in den Gemeinden immer wieder auf folgende Haltung gestoßen: »Den Menschen in diesem Stadtteil können wir eh nicht helfen! Also fangen wir erst gar nicht an!« Wenn es jedoch gelang, an die Ressourcen in diesen Menschen zu glauben und sie zu mobilisieren, konnten Probleme angepackt werden, vor denen Politik und Kirche bislang kapitulierten.

Wenn wir in schwierigen Situationen nicht nur auf die erprobten Konzepte und Kompetenzen – sozusagen auf das, was wir können – setzen, sondern mit dem »Geist« rechnen, der Christinnen und Christen gerade dann zugesagt ist, wenn sie mit ihrem Latein am Ende sind, dann kommt im *Empowerment* eine spirituelle Dimension ins Spiel, die hilft, in Ohnmachts- und Grenzerfahrungen nicht sofort zu kapitulieren.

VI. Die Kirchen arbeiten am »Wohl der Stadt« und an »ihrem Wohl«, wenn sie mit ihren Projekten sich nicht mit Symptombehandlungen begnügt, sondern im Netzwerk von Forschung, Bildung und Politik und im Netzwerk mit anderen Akteuren in der Zivilgesellschaft sich für politische Reformen einsetzt, die der gegebenen Entsolidarisierungsdynamik ein Ende setzen.



Michael Schneider

WASSERSTADT LIMMER: EIN WACHSENDES QUARTIER

**Vom Gemeinde- zum Stadtteilfest –
ein Beitrag zur Stadtteilentwicklung**



Im Austausch mit Einrichtungen, Initiativen, aber auch – zum Teil neu hinzugezogenen – Privatpersonen hat sich die Idee entwickelt und realisiert, im Stadtteil ein Fest zu veranstalten und damit das weitere Zusammenwachsen und -leben in diesem Quartier zu fördern und zu stärken.

AUSGANGSLAGE

Die Wasserstadt Limmer ist das aktuell zweitgrößte und wohl ambitionierteste Wohnprojekt der Stadt Hannover. Das neu entstehende Stadtviertel schließt an das historische Dorf Limmer an, in dem sich die St. Nikolai-Kirche mit Pfarr- und Gemeindehaus befindet. Limmer ist ein Stadtteil mit einer wechselvollen Geschichte, in einigen Teilen dörflich, in anderen städtisch geprägt. Auf 23 Hektar nutzbarer Fläche soll ein Stadtquartier mit ca. 1.800 Wohneinheiten nach einigen anspruchsvollen städtebaulichen Erkenntnissen entwickelt werden.

Im Stadtteil Limmer leben heute etwa 6.200 Menschen, von denen ca. 1.700 der Evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde angehören, die zur-

zeit personell mit einer halben Pfarr- und einer ganzen Diakonenstelle ausgestattet ist. Mit einigen Straßenzügen Limmers, die zum Sanierungsgebiet gehören, und der geplanten Wasserstadt, die an das Gebäude-Areal der Kirchengemeinde angrenzt, stehen viele Veränderungen und interessante Entwicklungen an.

Die Kirchengemeinde mit einem aktiven Vorstand und guter Vernetzung im derzeitigen Stadtteil sieht das als eine Herausforderung an, zumal es sonst keine anderen Konfessionen vor Ort gibt.

Das Gemeindehaus ist nicht nur Ort kirchlicher Veranstaltungen, sondern bietet auch Gruppen und Einrichtungen – wie zum Beispiel dem Bezirksrat oder der langjährigen Bürgerinitiative – Raum. Mit dem angrenzenden Familienzentrum und einer Kindertagesstätte sowie einem Jugendkeller im Gemeindehaus finden gerade jüngere Generationen dort ihren Ort.

Das Gebäudeensemble stellt im alten Dorfkern einen zentralen Treffpunkt dar, der an die neu entstehende Wasserstadt angrenzt. Dieser Ort kann auch für die zukünftige Gesamtentwicklung des erweiterten Stadtteils diese Funktion erfüllen und in einer Art Brückenfunktion die beiden Stadtteile verbinden – in dem Bewusstsein aber, dass es daneben eine starke Geh-Struktur auch der Kirchengemeinde in den neuen Stadtteil geben muss.

Auch wenn gottesdienstliches und gemeindliches Leben am Rande des neu entstehenden Wohnquartiers geschieht – und der Kirchturm der St. Nikolai-Kirche von dort zum Teil gesehen werden kann –, braucht es eine Sozialraumorientierung und damit verbundene Ziele:

- Gemeinsam mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren, informellen Netzwerken und kommunalen Partnern – wie zum Beispiel den Quartiersmanagern – den Stadtteil zu einem lebenswerten Umfeld entwickeln und dabei christliche Grundwerte in die Sozialraumentwicklung einbringen.
- Signal an die nichtkirchlichen Akteure sozialräumlicher Arbeit senden, dass Kirche mit ihnen zunehmend stärker nach diesem Paradigma planen und arbeiten und vernetzen sowie ihre spezifischen Kompetenzen profiliert einbringen will.
- Die neuen Bewohnerinnen und Bewohner des Stadtteils nehmen Kirche wahr: attraktiv – ansprechend – lebensnah – aktuell. Experimentell ausprobieren, was entstehen könnte.
- Kirche wird als eine Akteurin erlebt, die sich mit anderen Einrichtungen, Institutionen und Privatpersonen zusammen für die Menschen im Quartier engagiert und sich für sie interessiert. Haltung von Neugier und Entdeckerlust!

- Die Bewohnerinnen und Bewohner lassen sich einladen, sich auf Zeit für das Gemeinwohl im Quartier zu engagieren. Dazu muss Kirche zusammen mit anderen Angebote schaffen. Kirche bei Gelegenheit. Gemeinde auf Zeit. Fluide und passagere Angebotsformen. Erschließung neuer Milieus. Eintauchen in bestimmte Lebenszusammenhänge, punktuell Kirche sein.

KONKRETISIERUNG

Im Blick auf die gemeinsamen Herausforderungen durch den neu entstehenden Stadtteil und auf Basis bereits guter Vernetzung im bestehenden Quartier entwickelte sich die Idee, durch eine gemeinsam verantwortete Veranstaltung das »Wir-Gefühl« zu stärken. Man erinnerte sich an das noch vor wenigen Jahren von der Kirchengemeinde veranstaltete traditionelle Sommerfest, das gut angenommen, aber auf Grund fehlender Ressourcen nicht mehr angeboten werden konnte: Menschen aus dem Stadtteil – jung und alt, alteingesessen und neu hinzugezogen – kommen zusammen, begegnen einander, haben Spaß und feiern gemeinsam.

Diese Idee »Wir-in-Limmer« hat viele begeistert. Zahlreiche Einrichtungen, Vereine, Initiativen, aber auch Privatpersonen in Limmer haben sich von der Idee beflügeln lassen, ein Stadteilstfest »Wir-in-Limmer« zu veranstalten und so die Nachbarschaft und das weitere Zusammenleben in diesem besonderen Stadtteil nachhaltig zu fördern und zu stärken: Anwohner*innen-Initiative, Privatpersonen, Kulturverein Kastanienhof, Freiwillige Feuerwehr, Männergesangsverein, SG Limmer, Familienzentrum St. Nikolai, Freundeskreis Familienzentrum, Die Glühwürmer, Kastanienkids e. V. – Förderverein Kastanienhof, Grundschule Kastanienhof, Gymnasium Limmer, Albert-Schweitzer-Schule, Bürgerinitiative Wasserstadt, Kinderheim, LiNa – Limmer Nachbarschaft, AK – Mahnmal für das Frauen KZ Limmer, Polizei-Inspektion West und die Evangelisch-lutherische Kirchengemeinde St. Nikolai.

Ein dreiköpfiger Koordinierungskreis hat die Planungstreffen vorbereitet und begleitet. Ein Logo wurde entwickelt und eine Website eingerichtet.

Am 7. September letzten Jahres war es dann soweit: In der Zeit von 15:00 bis 20:00 Uhr konnte zu einem geselligen und kulturellen Programm, das neben kulinarischen und musikalischen Angeboten eine Reihe von Mitmachaktionen und Informationsständen anbot, eingeladen werden. Ein Spendenlauf auf einem kleinen Rundkurs für Kinder stellte sich als ein erfolgreicher Appetizer der Veranstaltung dar.



The poster features a light blue background with a photograph of a water tower on the left and a church tower on the right. The water tower has a yellow top with 'ital' and 'Com' visible. The church tower is made of dark stone with a pointed roof. In the foreground, there is a bridge with traffic lights. The text is overlaid on the image.

WIR IN LIMMER

STADTTEILFEST
07.09.2019
15.00 - 20.00 Uhr
ST. NIKOLAI KIRCHE
SACKMANNSTRASSE
LIMMER

SPONSORENLAUF FÜR KIDS
JAPANISCHES SUMO
FLOHMARKT KUNTERBUNT
WAFFELN & KUCHEN
BOBBYCAR-RENNEN
TATTOOS FÜR KINDER
STREICHERQUARTETT & CHOR
SQUARE DANCE
TISCHTENNISTURNIER
SPEISEN & GETRÄNKE

SPECIAL GUEST


Scan me
wirinlimmer.de

Der Erlös des Stadtteilfestes soll jedes Jahr einer Einrichtung für Kinder im Stadtteil zu Gute kommen. Den Anfang machte die Kindertagesstätte St. Nikolai, die finanzielle Unterstützung für ihren Malkeller benötigt. Neben Einnahmen durch Kuchenverkauf u.Ä. sowie Spenden, wurde das Fest einmalig durch den Bezirksrat finanziell gefördert.



AUSBLICK

Die eigentliche Herausforderung für den weiten Blick in den Sozialraum liegt bei den handelnden Beteiligten. Wenn Kirche für und mit anderen nicht nur ein zustimmungsfähiger Satz in einem Vorwort sein soll, dann wird ein Mentalitätswandel benötigt. Es wird dann nicht nur um die Angebote für diese oder jene Zielgruppe gehen, die aus dem Innenraum der Kerngemeinden designed werden. Auch die traditionellen Fachangebote werden zu hinterfragen sein. Es geht um die Aneignung und Erprobung einer Haltung. Es geht um ein neues Rollenverständnis, mit explorativer Neugier als Erkunder und als Erforschende Gemeinde und Umwelt wahrzunehmen. Es geht um Sozialraumorientierung, die sich als empathisch Beteiligter und Anteilnehmender in die vielfältigen sozialen Beziehungsräume begibt.

Die durch eigenes Logo und Website (www.wirinlimmer.de) eingerichtete Marke »Wir-in-Limmer« fördert die Quartiersidentität im jetzigen Stadtteil, öffnet aber auch den Blick in das entstehende Neubaugebiet. Es gilt, diesen Prozess weiter zu begleiten und weiterzuentwickeln.

Weitere Ideen gibt es bereits: Menschen aus dem bestehenden Stadtteil machen die Neuhinzugezogenen mit dem Quartier vertraut. Dazu werden monatlich die Neuhinzugezogenen an signifikante Orte im Stadtteil eingeladen. In der Bauphase könnte »Wir-in-Limmer« mit einem Coffee-Bike präsent sein. Damit ließe sich der Aufbau eines Kreises von ehrenamtlich Engagier-

ten aus allen gesellschaftlichen Gruppen gewinnen. Ein Laternenumzug, ein Baustellen-Gottesdienst oder -Konzert sind im Blick.

Auf alle Fälle: Nach dem Fest ist vor dem Fest! Die Premiere des ersten Stadtteilstestes mit über 800 Besucherinnen und Besuchern bei herrlichstem Wetter rund um die St. Nikolai-Kirche war ein voller Erfolg. Es war ein erster Schritt, die Nachbarschaft und das weitere Zusammenleben in diesem Besonderen Stadtteil nachhaltig zu fördern und zu stärken.

Die zahlreichen Gruppen, Initiativen und Einrichtungen im Quartier haben bereits mit den Vorbereitungen für das im nächsten Jahr geplante Fest begonnen: am 27. Juni 2020. Dann wird es ein hoffentlich sommerliches Stadtteilstest!





Claudia Schulz

VESPERKIRCHEN

**Eine Chance für die Kirche auf breite
Beteiligung im Sozialraum**

I. VESPERKIRCHEN: VON DER GUTEN IDEE ZUM ERFOLGREICHEN KONZEPT

Ein überraschender sinnlicher Eindruck: In einem Kirchenraum sind Bänke beiseitegeschoben und Tische aufgebaut. Es riecht nach Eintopf und Gebratenem. Menschen sitzen beieinander und essen. Hinterher gibt es noch Kaffee. Das Bild von Essen und Gemütlichkeit ist ungewöhnlich und unerwartet. Auch wer schon weiß, was hier vor sich geht, spürt bei diesem Anblick: Hier wird etwas Besonderes angeboten, hier ist etwas ganz Eigenes möglich geworden. Man könnte auch sagen: Wer eine Vesperkirche betritt, vernimmt zuerst diese Botschaft, dann kommt das Essen.

Erfunden wurde die heutige »Vesperkirche« Mitte der 1990er Jahre in Stuttgart. Zum ersten Mal wurde das Konzept im Jahr 1995 in der Stuttgarter Leonhardskirche umgesetzt, die zur Evangelischen Landeskirche in Württemberg gehört. Sie liegt im Zentrum Stuttgarts, dicht an den Hauptgeschäftsstraßen, dem Alten und dem Neuen Schloss, gehört aber zum angrenzenden historischen Leonardsviertel, in dem Themen wie Prostitution und Drogen präsent sind.

Natürlich greift das Unternehmen auf eine lange kirchliche Tradition zurück, Pilger und Arme zu versorgen. Insofern ist dieses Angebot nicht neu, aber in seiner aktuellen Erscheinungsform einzigartig. Das Konzept ist einfach: Über eine begrenzte Zahl von Wochen hinweg, fast überall in den Wintermonaten, organisieren Kirchengemeinden meist im städtischen Kontext über die Mittagszeit eine Essensausgabe zum kleinen Preis. Der Preis für die Mahlzeit ist ein symbolischer Beitrag von weniger als zwei Euro. Wer sich das leisten kann, zahlt freiwillig mehr. Hunderte von Menschen nutzen dieses Angebot. Die Schwellen sind niedrig, ein Nachweis der Bedürftigkeit ist nicht nötig, Kirchenzugehörigkeit spielt keine Rolle, das Willkommen steht im Vordergrund. Ehrenamtliche geben die Mahlzeiten aus. Darüber hinaus gibt es hier und da noch mehr: eine Spielecke für Kinder, Gesprächs- oder Beratungsangebote, kostenloses Haarschneiden oder sogar medizinische Versorgung. Mit dem Kirchenraum ist dieses Angebot für Menschen in prekären Lebenslagen in ein religiöses und zugleich bürgerliches Ambiente versetzt.

Das gemeinsame Essen ist auf diese Weise keine klassische »Armenspeisung« mehr, weil der Kirchenraum mit viel Platz für alle, die dazu kommen wollen, das Ambiente bestimmt. Manche Vesperkirchen haben sich speziell auf die Bedarfe von Kindern ausgerichtet, die meisten sind offen für alle. Martin Dorner hat in seinem online verfügbaren Buch »Mit Gott und dem Nächsten am Tisch« historische Informationen und interessante Beispiele gesammelt und aufbereitet (Dorner 2017).

Den Vesperkirchen gelingt es über die existenzielle Versorgung hinaus, Menschen in ganz unterschiedlichen Lebenslagen anzusprechen. Kommen die einen aus finanziellen Gründen, so kommen andere, um nicht allein essen zu müssen, um unter Menschen zu kommen, um Gespräche führen zu können oder einfach etwas Ungewöhnliches zu erleben. Vesperkirchen haben sich auf diese Weise schnell vom reinen Sozialprojekt zum kirchlichen Event, zum Kristallisationspunkt im gemeindlichen Programm und in der städtischen Erlebniswelt entwickelt.

Inzwischen haben deutschlandweit mehr als 60 Kirchengemeinden das Konzept übernommen. Evangelische und katholische Gemeinden oder ökumenische Initiativen betreiben sie. Die Vesperkirchen unterscheiden sich je nach Situation vor Ort, nach Lage der Kirche oder nach Möglichkeiten im Kirchenraum: Die einen sind eher schlicht aufgebaut und an große Zahlen von Menschen gerichtet, wie etwa in der Stuttgarter Leonhardskirche mit ihrem langen, vergleichsweise dunklen Kirchenschiff. Hier holen sich die Gäste die Mahlzeit an einem Tresen ab und suchen sich dann einen Platz an den langen Tischreihen. Im optischen Erscheinungsbild dieser Vesperkirche

im Zentrum der Großstadt dominieren Menschen, denen man ihre Schwierigkeiten ansieht.

Die anderen haben eine ästhetische Tendenz zum gehobenen Wohnzimmerambiente, wie etwa die Vesperkirche in der Friedenkirche der benachbarten Barockstadt Ludwigsburg. Hier im hellen, weiten Kirchenschiff des neubarocken Gebäudes mit seinen goldenen Engeln und der geschwungenen Empore sitzen die Gäste an Tischen für sechs bis zehn Personen und werden von den Mitarbeitenden bedient, bekommen Vor- und Hauptspeise serviert. Das Café bietet mit einer großen Kuchentheke und weiteren Sitzgelegenheiten die passende Umgebung fürs Verweilen und für Gespräche. Hier ist das Publikum deutlich heterogener. Es sitzen so viele Menschen an den Tischen, die auf den ersten und zweiten Blick nicht mit Armut und Bedürftigkeit in Verbindung gebracht werden können, dass diese Vesperkirche sich in den ersten Jahren die kritische Frage gefallen lassen musste, ob sich hier nicht die »normale Wohnbevölkerung« eine preiswerte Mahlzeit abholt, die eigentlich Armen aber nicht erreicht würden.



Ein Blick in die Vesperkirche Ludwigsburg. Foto: Team Vesperkirche Ludwigsburg

Prägend für die Arbeit in allen Vesperkirchen sind außerdem die eindrucksvolle Zahl an Menschen, die sich freiwillig zur Mitwirkung bereit erklären, und ebenso eindrucksvolle Spendererträge, so dass diese Projekte in aller Regel nicht an finanziellen oder personellen Schwierigkeiten leiden. Beglei-

tet werden die Vesperkirchen meist von einem Programm, das geistliche, kulturelle und sozialpolitische Angebote umfasst: Gottesdienste zum Thema »Armut« an den Sonntagen, Mittagsandachten, Konzerte und Vorträge, sozialpolitische Podien und Diskussionsveranstaltungen, kreative Aktionen und vieles mehr. Auch diese Angebote entwickeln über die Jahre an vielen Orten eine enorme Strahlkraft, indem sozialpolitische Streitfragen offen diskutiert und aus unterschiedlichen – auch hier wieder: ungewöhnlichen und oft überraschenden – Perspektiven betrachtet werden können.



Die Essensausgabe der Vesperkirche Ludwigsburg. Foto: Team Vesperkirche Ludwigsburg

2. VESPERKIRCHEN MITTEN IM SOZIALRAUM

Zentraler Erfolgsfaktor der Vesperkirchen ist vermutlich ihre sozialräumlich entwickelte Botschaft: Die Kirchen sehen die soziale Situation, bringen ein, was sie haben, und wenden sich auf diese Weise (öffentlichkeits-)wirksam gegen Armut und Ausgrenzung. Im Miteinander am Tisch sind viele Unterschiede aufgehoben. Sie demonstrieren als Beitrag zur sozialpolitischen Diskussion sowie als Haltung im gesellschaftlichen Gefüge, was die Slogans mancher Vesperkirche behaupten: »Es ist genug für alle da!« Tatsächlich gelingt den meisten Vesperkirchen, sind sie einmal etabliert, diese Form von Inklusion ganz verschiedener Menschen, die das Angebot aus unterschiedlichen Gründen schätzen.

Mindestens ebenso deutlich sind die Vesperkirchen aber mit ihrem Potenzial erfolgreich, große Gruppen von Menschen im Sozialraum zu beteiligen: Menschen verschiedener Altersgruppen und aus unterschiedlichen sozialen Schichten lassen sich mit dem Aufruf zur freiwilligen Mitarbeit ansprechen. Einzelne Personen melden sich und möchten mithelfen, häufig aus den umliegenden Kirchengemeinden, aber auch weit darüber hinaus. Die Anziehungskraft erreicht auch Menschen, die der Kirche nicht oder nicht mehr verbunden sind. Und sie erreicht auf diesem Weg Segmente der Stadtgesellschaft, mit denen eine Partnerschaft für die Kirchengemeinde durchaus weiterführend ist: So finden sich Schulklassen und Gruppen Auszubildender, ganze Abteilungen lokaler Unternehmen, Geflüchtete und häufig auch Klientinnen und Klienten der sozialen Dienste selbst in den Dienstplänen wieder.

Hier greift die inklusive Kraft der Beteiligung im gemeinsamen sozialräumlichen Projekt unterschiedlich gut: Nicht immer ist die soziale Differenz leicht zu überwinden. Manchmal sind die Unterschiede zwischen dem erfolgreichen Geschäftsmann, der sich in dieser Woche für die Essensausgaben freigenommen hat, und dem obdachlosen Menschen vor dem Tresen augenscheinlich. Das hat vor allem den ersten Vesperkirchen den Ruf eingetragen, hier könnten die Reichen »mal sehen, wie die Armen aussehen«. Mit dem nötigen Geschick gelingt es jedoch, diese Differenz mindestens im Ansatz zu durchbrechen: etwa dort, wo Freiwillige durchaus einen eigenen Gewinn aus ihrer Mitarbeit ziehen, weil sie auch ohne materielle Sorgen ihre Bedürfnisse in die Vesperkirche mitbringen, indem sie dort eine Aufgabe, Kontakt oder eine Struktur für ihren Tag suchen. Viele Verantwortliche aus der Arbeit in Vesperkirchen berichten, wie sich mit der Zeit die Zielgruppen der Arbeit vervielfältigt haben und wie ganz deutlich die sozialen Fragen von Zugehörigkeit und Teilhabe breite Teile der Gesellschaft betreffen – und in der Kirche ihren Ort finden.

Im Sinn einer sozialräumlich orientierten kirchlichen Arbeit werden Vesperkirchen damit zur echten Chance: Kirche nutzt die Gelegenheit, sich mit dem, was sie zu bieten hat, mit einer für die zentralen Botschaft und mit ihren personellen, fachlichen, finanziellen und räumlichen Ressourcen, ins Miteinander am Ort einzuspielen. Dass ihre Gebäude oft bereits mitten im Ort zu sehen sind, bietet die Grundlage dafür, dass die Kirche mit dem Angebot der Vesperkirche tatsächlich dort ist, wo Menschen sind, also in dem, was Menschen in ihrem Leben beschäftigt. Für die einen ist das die tatsächliche materielle Not, für die anderen der Bedarf an Partizipation oder an Kontakt mit dem »wirklichen Leben« anderer Menschen. Die Kirche öffnet sich auf diesem Weg für die Stadt, sie zeigt mit der konzeptionellen Ausgestaltung

ihrer jeweiligen Vesperkirche und in den begleitenden Veranstaltungen eine hohe Aufmerksamkeit für die Themen, die die Menschen im sozialen Feld gerade bewegen. Sie wendet sich von einer Haltung christlich motivierten Helfens hin zu den Perspektiven der Menschen. Sie webt sich auf diese Weise ein in das Netz aus Politik, Vereinen und Verbänden, Unternehmen und Bildungseinrichtungen.

Theologisch betrachtet ist das Evangelium in sozialräumlicher Gestalt tatsächlich dieses: Die frohe Botschaft wird buchstabiert mit den Anliegen der Menschen vor Ort – und sie ist nicht anders zu gewinnen als in der Welt dieser Anliegen, über alle Unterschiede hinweg. Oder anders ausgedrückt: Das Miteinander der Menschen, unmittelbar verknüpft mit den Themen, die sie betreffen, bewirkt erst, dass die Botschaft hörbar oder erfahrbar werden kann. Die Beteiligten, Bedürftige aller Art sowie auch Mitmach-Bedürftige aller Art, werden selbst Subjekte der guten Nachricht. Sie gestalten sie mit – auf ihr Leben hin. Die Frage, ob die Armen in der Kirche denn noch vorkommen, wird hier umgekehrt: zur Erkenntnis, dass die Kirche gerade da ist, wo das normale Leben vorkommt, in Armut und Reichtum, an Geld, Kontakt, Verbundenheit, Beschäftigung, Bestätigung, Sättigung und Erfüllung. Dazu passt es gut, dass die Tafelkundschaft und die Klientinnen und Klienten der Sozialberatung in der Vesperkirche meist nicht recht erkennbar sind, weil sie sich für den Kirchenbesuch oft mit größerer Mühe schick machen als die neugierige Kundschaft, die zunächst lediglich etwas von der interessanten Aktion zu Gesicht bekommen wollte.

3. UMSTRITTENE VESPERKIRCHEN – ERWEITERTE KONZEPTE

Wo Erfolg ist, ist auf die Kritik nicht lange zu warten: Vesperkirchen sind in aller Regel nicht ganz leicht ins Gefüge des sozialen Engagements am Ort zu integrieren. Mittagstische der Kirchengemeinden, Winteressen diakonischer Träger oder Aufenthaltsangebote in den kalten Wintermonaten erfahren die Auswirkungen dieser »Konkurrenz«. So haben Vesperkirchen an vielen Orten bei anderen Trägern der Sozialen Arbeit Unmut ausgelöst, weil sie ein Versorgungssystem bieten, dessen Zusammenhang mit der sozialen Sicherung durch staatliche und andere Stellen nicht immer geklärt ist. Während viele Angebote für Obdachlose wenig mediale Beachtung finden, erleben Vesperkirchen viel Aufmerksamkeit, die demonstrative Mitwirkung der Bürgermeisterin an der Essensausgabe macht einen viel größeren Eindruck als

manches langfristige Engagement. Möglicherweise, so ein Vorwurf, fördere die Vesperkirche auf diese Weise die Nachfrage nach Unterstützung zusätzlich und verstärke einen »Sozialtourismus«, in dem Bedürftige so viele einzelne Hilfsangebote wie möglich »abklappern«.

Innerkirchlich bietet der Eventcharakter der Vesperkirchen weiteren Anlass zur Kritik: Dass der Kirchenraum »mal eben« geleert wird für viel Aufhebungs, während eine Essensausgabe besser im funktional eingerichteten Gemeindehaus hätte stattfinden können, leuchtet nicht allen ein. Dass personelle Ressourcen über viele Wochen in hohem Maß gebunden sind, während bedürftige Menschen doch das ganze Jahr über Hilfe brauchen, ebenso wenig. Nicht alle in einer Gemeinde können sich mit dieser öffentlichkeitswirksamen und sozial wie religiös barrierefreien Aktion im Kirchenraum leicht anfreunden. Über die Kirche hinaus wird diese Parteinahme der Kirche durchaus zum Ärgernis, wo sich Sozialbehörden in ihrer Leistungsfähigkeit kritisiert sehen oder wo mit kritischem Unterton das Phänomen Armut und Ausgrenzung den großen Gewinnen lokaler Unternehmen gegenübergestellt wird. Einen Überblick über Kritikpunkte und Diskussionen bietet der Text »Arme Menschen in der Kirche und ihren Gemeinden« (Schulz 2010).

Daneben wird auch, vor allem in den Innenstadt-Kirchen großer Städte, die Kritik laut, eine Vesperkirche würde als Gelegenheit zum Mittagstisch den umliegenden Gaststätten Konkurrenz machen und das ökonomische Gefüge aus dem Gleichgewicht bringen. Vermutlich werden die Zahlen der nicht von Armut betroffenen Besucherinnen und Besucher einer Vesperkirche eher überschätzt, weil die Armut oft gut versteckt ist. Deutlich ist jedoch, dass Vesperkirchen eine Konzeption benötigen, die nicht nur das sozialräumliche Gefüge von sozialer Not und Hilfsbereitschaft, sondern auch das Gefüge von bestehenden und stärker nachhaltigen Angeboten berücksichtigt. Denn es geht den Vesperkirchen nicht um eine Parteinahme für die Armen als implizite Schuldzuweisung an alle Besserverdienenden, an die hochpreisigen Konsumangebote der Innenstädte oder an die lokalen Unternehmen und ihren wirtschaftlichen Erfolg.

Viele Vesperkirchen haben sich in dieser Hinsicht entwickelt: Sie sind in vieler Hinsicht mit unterschiedlichen Playern im sozialen Gefüge des Ortes partnerschaftlich verbunden. Sie haben mit lokalen Trägern Sozialer Arbeit Angebote sorgfältig aufeinander abgestimmt oder vernetzt. Sie arbeiten mit Kirchengemeinden im Umfeld zusammen und suchen nach Möglichkeiten, die Versorgung mit Nahrung in ein größeres Gefüge von Teilhabeförderung einzubinden, so dass aus dem Kurzzeitevent eine nachhaltig wirkende Aufmerksamkeit für soziale Probleme entsteht. So hat die Ludwigsburger Ves-

perkirche im Jahr 2019 ein öffentlichkeitswirksames Teilhabeprogramm ins Leben gerufen: »3 Wochen Vesperkirche – 52 Wochen dazugehören«. Mit einem überwältigenden Engagement und in einer weitreichenden Vernetzung von Vereinen, Verbänden, Unternehmen, öffentlichen Einrichtungen und Privatpersonen wurden Eintrittskarten in Bäder, Kinos oder zu Sport- und Kulturveranstaltungen und vielem mehr für die Besucherinnen und Besucher der Vesperkirche gesammelt. Die wichtigste Folge dieser Aktion war möglicherweise die über viele Wochen erhöhte Aufmerksamkeit dafür, wie Teile der Bevölkerung in manchen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens ausgeschlossen sind – und wie sich das zumindest immer wieder überwinden lässt.

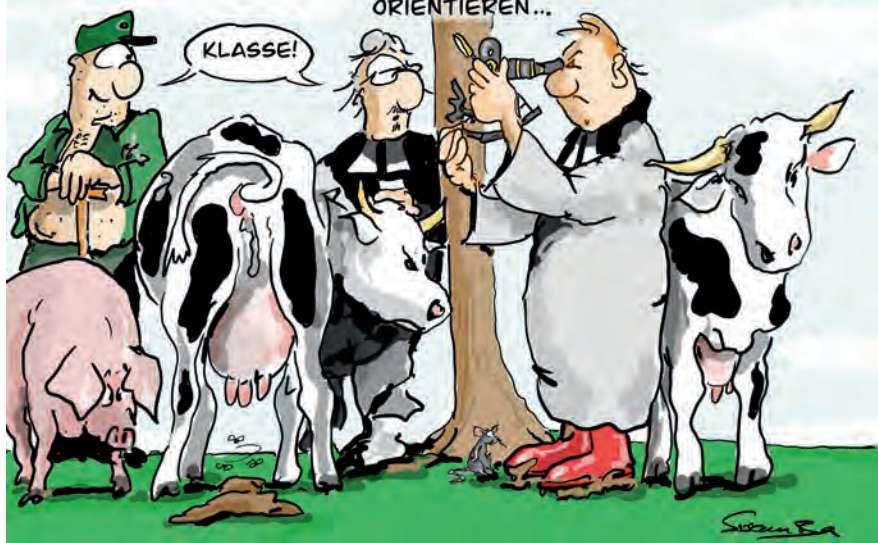
Tragend bleibt der wesentliche Effekt der Vesperkirchen in all ihrer Verschiedenheit: Durch ihre sozialräumliche Einbettung ist sie eine Gelegenheit für alle die, die in ihrer Kirche vor allem Kontakt und Gemeinschaftserlebnisse suchen. Die lassen sich auf dem Weg gemeinsamer Mahlzeiten ohne Ansehen der Person gut erreichen. Ebenso bieten Vesperkirchen Zugang für alle die, die in der Kirche gerade den Schutz der Vielen suchen, eine gewisse Anonymität für den Einzelfall, eingebettet in ein spirituelles großes Ganzes.

Dem Raum selbst wird eine Botschaft zugetraut. Er spricht mit seiner Offenheit für alle ein Willkommen, das über das hinausgeht, was Kirchen gewöhnlich vermitteln können. Und die Gäste bieten umgekehrt der Kirche die Gegenwart von Menschen, die oft genug unsichtbar bleiben. Denn das haben die Aktiven in den Vesperkirchen aus ihrer Arbeit gelernt: Wer sich mit der Armut befasst, mit der sichtbaren und unsichtbaren, der offenen und versteckten – und mit der Frage, wie es kommt, dass sie oft unsichtbar bleibt –, hat bereits viele Schritte in der Weiterentwicklung der Kirchengemeinde getan und vieles verstanden. Wo Gemeinden ihre Türen öffnen, erfahren sie viel vom Leben im Ort, das sie sonst selten in dieser Breite zu sehen bekommen.

LITERATUR

- Dorner, Martin: »Mit Gott und dem Nächsten am Tisch«. Eine theologisch-empirische Studie zur Vesperkirche. Dissertation, Universität Regensburg, 2017.
- Schulz, Claudia: Arme Menschen in der Kirche und ihren Gemeinden. Das Engagement für Betroffene im Spannungsfeld von professioneller Hilfeleistung und Kirchenentwicklung am Beispiel der Aktion Vesperkirche, in: Johannes Eurich/Florian Barth/Klaus Baumann/Gerhard Wegner (Hrsg.): Kirchen aktiv gegen Armut und Ausgrenzung. Theologische Grundlagen und praktische Ansätze für Diakonie und Gemeinde, Stuttgart 2010, S. 280–297.

PFARRER S. AUS C. HATTE SEINE UREIGENEN METHODEN, SICH IN DEN UNENDLICHEN WEITEN DES LÄNDLICHEN SOZIALRAUMS ZU ORIENTIEREN...





Marlis Winkler

SOZIALRAUMORIENTIERUNG IM LÄNDLICHEN RAUM

Der Ansatz der Sozialraumorientierung basiert auf dem Konzept der Gemeinwesenarbeit und überträgt deren konzeptionelle Ausrichtung auf andere Bereiche und Einrichtungen sozialer und kirchlicher Arbeit. Dabei geht es nicht um den Aufbau von Angeboten für vermeintlich Bedürftige, sondern um die gemeinsame Gestaltung von Lebenswelten. Ziel von Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierung ist, dass die Bewohner und Bewohnerinnen des jeweiligen Sozialraumes selbst dafür eintreten, ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Dieses Konzept findet sich als Haltung in zahlreichen Kirchengemeinden, Vereinen und Institutionen, die sich als Teil eines gemeinsamen sozialen Miteinanders im jeweiligen Dorf oder dem Stadtteil verstehen.

Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierung richten sich vornehmlich an benachteiligte Wohngebiete, in denen Arbeitslosigkeit, Migrationsanteil und Einkommensarmut der Bevölkerung besonders hoch liegen. Diese Gebiete wurden vormals als »soziale Brennpunkte« bezeichnet.

Nach Definition des Deutschen Städtetages (1979) werden Wohngebiete als »soziale Brennpunkte« bezeichnet, »in denen Faktoren, die die Lebensbedingungen ihrer Bewohner und insbesondere die Entwicklungschancen beziehungsweise die Sozialisationsbedingungen von Kindern und Jugendlichen negativ bestimmen, gehäuft auftreten.« Diese Wohngebiete werden im öffentlichen Bewusstsein oft in räumlich abgegrenzte städtische Quartiere verortet. Erprobte Modelle und evaluierte Erfahrungswerte erfolgreicher Gemeinwesenarbeit liegen bisher entsprechend überwiegend aus urbanen Gebieten vor.

Erfahrungen aus Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierung im ländlichen Raum wurden bisher kaum dokumentiert, kommen aber zunehmend in den Blick und sollen in diesem Artikel im Mittelpunkt stehen. So hat beispielsweise die Landesarbeitsgemeinschaft Soziale Stadtentwicklung Niedersachsen e. V., die federführend für das Niedersächsische Ministerium für Umwelt, Energie, Bauen und Klimaschutz die Landesförderung der Gemeinwesenarbeit fachlich begleitet, von Anfang an auch die Gemeinwesenarbeit in ländlichen Räumen als einen Förderschwerpunkt benannt. Zwei dieser Förderprojekte sollen später hier vorgestellt werden.

»Jedes Dorf ist anders«

Ländliche Räume sind unterschiedlich. Sie sind geprägt durch eine geringe Einwohner- und Bebauungsdichte, durch ihre Entfernung zur Stadt oder zum Mittelzentrum und in der Regel durch eine schwache Infrastruktur. Die Fragen, ob es beispielsweise ein Glasfasernetz oder eine Busverbindung gibt, ob ein Facharzt oder ein Krankenhaus in erreichbarer Nähe liegen, sind für die Lebensqualität der Bewohner von entscheidender Bedeutung. Die aktuelle Diskussion um gleichwertige Lebensverhältnisse in Stadt und Land, in Ost und West belegen die Relevanz des Themas.

Die gesellschaftlichen Herausforderungen im ländlichen Raum sind jedoch in der Regel die gleichen wie in der Stadt: Wohnungsnot, Vereinsamung, Armut, der Umgang mit Geflüchteten, mit hochaltrigen oder pflegebedürftigen Bewohnern oder die Frage nach Angeboten für Menschen mit Handicap bilden sich in jeder Kommune als aktuelle Aufgaben heraus.

Die Gestaltung des Sozialraumes spielt bei der Bewältigung der aktuellen Herausforderungen eine wichtige Rolle für alle Akteure. Auch in Kirche und Diakonie wird zunehmend diskutiert, wie die sozialen Kompetenzen und integrativen Kräfte der Kirchengemeinden im Gemeinwesen zum Wohle aller entfaltet werden können. Dieser Artikel zeigt beispielhaft verschiedene Möglichkeiten auf, die Bedeutung der Sozialraumorientierung im ländlichen Raum aus der Sicht von Kirche und Diakonie zu entdecken.

I. KIRCHE ALS AKTEUR IM LÄNDLICHEN SOZIALRAUM

I.1 SOZIALRAUMORIENTIERUNG ALS HALTUNG IN DER GEMEINDEARBEIT

»Hier auf dem Dorf musst Du nur die Haustür aufmachen, und schon hast Du den Sozialraum im Haus.«

INTERVIEW MIT PASTOR MICHAEL STEINMEYER, GEMEINDE WAGENFELD

Herr Steinmeyer, Sie arbeiten seit vielen Jahren als Gemeindepastor in Wagenfeld, sind gut vernetzt und haben die sozialen Themen im Blick. Was bedeutet »Sozialraumorientierung« für Ihre Arbeit?

Diese Orientierung ist uns zugewachsen, weil meine Frau und ich damals als junge Pastoren hier im Dorf ankamen, noch niemanden kannten und einfach anfangen zu arbeiten. Hätte uns jemand gefragt, worauf wir mit unserer Arbeit hinauswollen, hätten wir geantwortet: »Wir wollen, dass Kirche ein selbstverständlicher Teil des Dorflebens wird. Oder ist. Oder bleibt.« Und: »Wir wollen, dass die Kirchengemeinde von den anderen Akteuren im Dorf als verlässlicher Partner erlebt wird.« Beides, so haben wir erlebt, erfordert langen Atem. Als verlässlichen Partner kennen und schätzen uns Kommune, Vereine, DRK und andere inzwischen. Kirche als selbstverständlicher Teil des Dorflebens – da »fremdeln« viele nach wie vor.

Der lange Atem ist auf allen Feldern nötig, nicht zuletzt in der sozialdiakonischen Arbeit. Und natürlich spielt es eine Rolle, wer die handelnden Personen sind – insofern hat es sicher zur »Vertrauensbildung« beigetragen, dass wir schon so lange in Wagenfeld tätig sind und für eine gewisse Kontinuität stehen. Das öffnet tendenziell Türen. Umgekehrt erleben wir auch, dass sich Türen für Zusammenarbeit öffnen (oder seltener leider auch wieder schließen), wenn es – etwa bei der Kommune – zu einem personellen Wechsel kommt. Wir erleben, dass nach Jahren auf einmal an bestimmten Stellen Kooperation mit anderen Akteuren möglich ist, die wir vorher schon lange (und erfolglos) angestrebt hatten.

Sozialdiakonische Arbeit ist (jedenfalls auf dem Land) nicht möglich, ohne den »Sozialraum« in den Blick zu nehmen. Diakonisches Handeln fragt nicht nach dem Taufschein; und die meisten »Klienten« tun es ebenso wenig. Es gibt – so habe ich gerade von der örtlichen Grundschule erfahren – (muslimische?) Eltern, die ihren Kindern verbieten, auch nur zum Zweck der Besichtigung eine Kirche zu betreten. Aber ich kann mir nicht vorstellen, dass potenzielle Kunden

gleich welcher Religion die Wagenfelder Tafel meiden, weil sie von der evangelischen Kirche betrieben wird. Und junge Männer aus dem französischsprachigen Afrika, die in Wagenfeld landen, erfahren sehr schnell: Der Pastor spricht Französisch – und das, nicht die Konfession, lässt sie mit ihren Briefen vom BAMF oder von der Ausländerbehörde bei mir vor der Haustür stehen.

Manchmal kommt es mir so vor, als ob ich Französisch besser verstehe als Behördendeutsch – und so haben der zuständige Mitarbeiter des Sozialamtes und ich einander und den jungen Männern regelmäßig als Dolmetscher gedient. Nach seinem plötzlichen Tod im September 2019 hoffe ich auf eine ähnlich gute Vernetzung mit seiner Nachfolgerin, die ihren Dienst Anfang Januar 2020 antritt.

Das Arbeiten mit den großen programmatischen Begriffen liegt uns nicht. Aber hier auf dem Dorf musst Du nur die Haustür aufmachen; und schon hast Du den Sozialraum im Haus – manchmal mehr, als Dir lieb ist.

Sie engagieren sich dafür, in Kooperation mit dem Diakonischen Werk eine professionelle Gemeinwesenarbeit in Wagenfeld zu starten. Was versprechen Sie sich davon?

Das entscheidende Wort für mich ist dabei »professionell«. Was wir Pfarrersleute und was vor allem die Ehrenamtlichen tun, ist nicht wenig; und es fließt ganz viel Herzblut da hinein. Aber wir alle leisten unsere diakonische Arbeit im Sozialraum und für den Sozialraum neben vielem anderen. Darum wünsche ich mir, es möge hier eine Person geben, die sich ganz darauf konzentrieren kann. Und als evangelischer Christ, als Pastor, als Mitglied des Diakonieausschusses im Trägerverband unseres Diakonischen Werks kann ich nur sagen: Mir wäre es am liebsten, diese Person täte das dann auch noch bewusst in der Nachfolge Jesu – und trotzdem ohne frommes Getue.

Zahlreiche Kirchengemeinden sind mit dieser Grundhaltung ein natürlicher, selbstverständlicher Teil des jeweiligen Ortes. Diese Auffassung wird im besten Fall sowohl von den haupt- als auch ehrenamtlich Mitarbeitenden getragen und gelebt. Hilfreich zur Absicherung und Kontinuität vernetzter, sozialraumorientierter Arbeit der Kirchengemeinde ist sicherlich die Festschreibung dieser Grundhaltung im gemeindlichen Selbstverständnis oder im gemeinsam entwickelten Profil der Gemeinde. Das Bewusstsein, als Kirchengemeinde Mitverantwortung zu tragen für ein friedliches und solidarisches Miteinander im Ort, ergibt sich aus der biblischen Botschaft der Nächsten-

liebe. Die Tragfähigkeit dieser Haltung bewährt sich in angespannten oder konflikthafter Situationen; für manche Kirchengemeinde war und ist die Aufnahme und Integration der Geflüchteten spätestens seit dem Jahr 2015 ein guter Anlass, ihre Grundhaltung der Mitverantwortung zum Ausdruck zu bringen.

Die Herausbildung eines solchen sozialraumorientierten Gemeindeprofils erfordert eine strategische Entscheidung der kirchenleitenden Gremien, die Investition in die Netzwerkarbeit, Kontinuität in der Besetzung der Funktionsträger, Geduld im Wachstumsprozess und Frustrationstoleranz für alle Arten von Rückschlägen.

1.2 SOZIALRAUMORIENTIERUNG ALS STÄRKUNG DER GEMEINSCHAFT UND DER IDENTITÄT DES DORFES

»Der Dorfgemeinschaftsbaum steht als sichtbares Zeichen vor der Kirche und erinnert an die Gemeinschaft im Dorf.«

INTERVIEW MIT PASTOR MICHAEL BÜRGER, KIRCHENGEMEINDE WENDTHAGEN

Herr Pastor Bürger, Sie haben diesen »Dorfgemeinschaftsbaum« direkt vor Ihrer Kirche stehen. Wie kam es dazu?

Im Jahr 1998 fand in unserer Gemeinde eine Visitation statt, die in unserer kleinen Landeskirche durch den Bischof selbst durchgeführt wird. Dazu organisierten wir einen Abend mit Vertretern der Öffentlichkeit. Vertreter der Lokalpolitik und der örtlichen Verbände und Vereine waren eingeladen. Der damalige Landesbischof Heinrich Hermanns, der aus Bayern stammte, regte in diesem Rahmen an, dass die Kirche im Dorf einen sichtbaren Ausdruck finden sollte, und zwar in Form eines Maibaums.

Das stieß zunächst auf erhebliche Skepsis, weil so etwas in unserer Gegend nicht üblich ist und zu sehr auf den 1. Mai festgelegt wäre. Doch schließlich fand der Vorschlag doch Zustimmung. In mehreren Treffen der Dorfgemeinschaft wurde ein Konzept entwickelt. Es sollte kein Maibaum, sondern ein Dorfgemeinschaftsbaum werden, an dem die örtlichen Verbände und Vereine mit je einem Schild und einem Symbol repräsentiert sein sollten: Beginnend mit den Feuerwehren, dann die weiteren Vereine und ganz oben Kirche und Schule. In jedem Jahr sollten je zwei Schilder dazukommen, und ganz oben sollte ein Kranz hän-

gen, der mit den schauburg-lippischen Farben Weiß, Rot und Blau geschmückt werden sollte.

Es war viel an Vorarbeit nötig für die Errichtung des Baumes, den der Förster gestiftet hatte, für die Herstellung des Fundamentes und der Schilder und manches andere, was alles in sehr engagierter ehrenamtlicher Arbeit geleistet wurde. Als Termin wurde schließlich das Pfingstfest gefunden, um sich vom Maibaum abzugrenzen und gleichzeitig die Verbindung zur Kirche zum Ausdruck zu bringen.

Schließlich fand das Fest statt. Viele Besucher aus dem Dorf waren gekommen, ebenso auch Politiker wie der Bürgermeister und der Landrat und Vertreter der Lokalzeitungen. Der Baum wurde direkt vor der Kirche errichtet und gefeiert als Zeichen der Verbundenheit und der lebendigen Dorfgemeinschaft.

1.3 SOZIALRAUMORIENTIERUNG ALS SOZIALPOLITISCHES INSTRUMENT

»Hier kann Kirche vor Ort als Motor für gesellschaftliche Veränderungen agieren.«

INTERVIEW MIT SUPERINTENDENT JAN VON LINGEN, KIRCHENKREIS LEINE-SOLLING UND MELANIE SCHMIDT, DIAKONISCHES WERK LEINE-SOLLING

Herr von Lingen, in Ihrem ländlich geprägten Kirchenkreis haben Sie das »Forum Kinderarmut« als sozialraumorientiertes Arbeitsfeld etabliert. Wie kam es dazu? Und welche Auswirkungen hat diese Arbeit für Ihren Kirchenkreis?

Das »Forum Kinderarmut« wurde 2007 durch das Diakonische Werk des Kirchenkreises Leine-Solling in Uslar gegründet. Begleitet durch die Kirchenkreissozialarbeit, setzen sich in diesem bürgerschaftlichen Netzwerk mehr als 25 Institutionen sowie sozial engagierte Bürger ein. Es wird das gemeinsame Ziel verfolgt, gerechte Bildungs- und Teilhabechancen von sozial und finanziell benachteiligten Kindern und deren Familien in Uslar und Bodenfelde herzustellen.

Im Jahr 2010 entschieden sich die Mitglieder des Forums, nicht mehr länger FÜR, nicht ÜBER die Köpfe der Menschen hinweg, sondern gemeinsam MIT Eltern mit Armutserfahrung die Lebensverhältnisse zu verbessern. In einem systematischen und solidarischen Bürgerbeteiligungsprozess ist es mithilfe der

Methode »Community Organizing« gelungen, Eltern mit Armutserfahrung für die Mitarbeit zu gewinnen und mit ihnen auf Augenhöhe gemeinsam Lösungsvorschläge für Probleme im Gemeinwesen zu erarbeiten.

Das Armutsrisiko in unserem Landkreis liegt weit über dem Landesdurchschnitt. Im Landkreis Northeim lebten (im Jahr 2018) circa 10.400 Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 0 bis 25 Jahren, die einen Anspruch auf SGB II-Leistungen hatten und damit als armutsbetroffen gelten. Für Kinder wurde u. a. in dem Projekt »Jeder isst mit« der Eigenanteil für das Mittagessen in Kindertagesstätten und Schulen der Region übernommen. Außerdem laufen Weihnachtsaktionen und Schwimmkurse für finanziell benachteiligte Kinder aus Uslar und Bodenfelde.

Das Forum Kinderarmut wurde gegründet, weil es nicht ausreichend erschien, die Probleme der Menschen nur in der Allgemeinen Sozialberatung durch Einzelfallhilfen zu lösen. Durch die Schwerpunktsetzung auf Gemeinwesendiakonie in der Kirchenkreissozialarbeit in Uslar kann Kirche vor Ort als Motor für gesellschaftliche Veränderungen agieren. Durch diese »Geh-anstatt-Komm-Struktur« öffnet sich die Kirche und existiert nicht nur im Ort. Es werden Gelegenheiten geschaffen, wo Menschen unterschiedlicher Milieus »auf Augenhöhe« zusammenkommen und solidarisch handeln. Dies ist ein Beitrag zur gerechten Teilhabe.

Ein konkretes Projekt mit einem gemeinsamen Ziel kann, wie in den Beispielen deutlich wird, Anlass und Grundlage für das Entstehen sozialräumlicher Arbeit sein. Ein Erfolgsfaktor dabei ist es, eine größtmögliche Beteiligung aller zu erreichen. Bewohnerinnen und Bewohner stehen dabei im Mittelpunkt. Und alle Institutionen, Vereine und Verbände im Sozialraum sollen und wollen sich beteiligen. Zusätzlich sind politische, kommunale und kirchliche Entscheidungsträger zu beteiligen. Um der Arbeit die größtmögliche Transparenz zu geben, braucht es Offenheit und eine gut strukturierte Öffentlichkeitsarbeit. (In ländlichen Räumen spricht sich zwar alles schnell herum, aber Politiker wollen in der Regel nicht aus der Zeitung erfahren, was in ihrer Region vor sich geht.)

2. DIAKONIE ALS AKTEUR IM LÄNDLICHEN SOZIALRAUM

Diakonische Werke und Einrichtungen sind traditionell gemeinsam mit Kirchengemeinden und weiteren Akteuren im Sozialraum vernetzt. Ihr gemeinsames Ziel ist es, mit Hilfe von aktivierenden Methoden insbesondere benachteiligte Personen dabei zu unterstützen, für die Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse einzutreten und ein möglichst selbstbestimmtes, selbständiges Leben zu führen. Insbesondere im Arbeitsfeld der Gemeinwesenarbeit kann dieses Ziel mit geeigneten Methoden professionell angeregt und umgesetzt werden.

Seit dem Jahr 2017 fördert das Niedersächsische Ministerium für Umwelt, Energie, Bauen und Klimaschutz Projekte der Gemeinwesenarbeit. Von Anfang an sind ausdrücklich auch Projekte im ländlichen Raum modellhaft zur Beantragung eingeladen. In der ländlichen Region des Landkreises Diepholz wurden aktuell zwei Standorte als Gemeinwesen-Projekte in der Förderung berücksichtigt. Projektträger ist das Diakonische Werk Diepholz-Syke-Hoya.

Auch die Ev.-luth. Landeskirche Hannovers und die Diakonie in Niedersachsen fördern die sozialraumorientierte Arbeit unter dem Begriff Gemeinwesendiakonie sowohl in der fachlichen Beratung als auch unter Berücksichtigung vorgegebener Kriterien mit finanziellen Mitteln.

2.1 MOBILITÄT UND TEILHABE:

PROJEKT DER GEMEINWESENARBEIT IN BARNSTORF

INTERVIEW MIT ANN-CHRISTIN LEYMANN

Frau Leymann, Sie koordinieren das Gemeinwesen-Projekt in Barnstorf. Was sind aus Ihrer Sicht die besonderen Chancen und Herausforderungen dieser Arbeit im ländlichen Raum?

Bereits der Start, und damit meine ich die Beantragung von Fördermitteln, stellt im ländlichen Raum die erste Hürde dar. Es bedarf einer intensiven Vorarbeit, einem Vertrauensaufbau. Die Menschen, Institutionen und Akteure vor Ort müssen über das Konzept der Gemeinwesenarbeit und deren Sinnhaftigkeit aufgeklärt werden. Gerade in den kleinsten Regionen, mit einem starken Bedarf, fällt die Überzeugungsarbeit schwer. Zeitliche Begrenzung versus Vertrauensaufbau ist ein entscheidendes Thema. Die Gemeinden haben Angst etwas anzustoßen und nach Ende der kurzen Förderlaufzeit keine Weiterfinanzierung zu erhalten.

In Gemeinden, welche bereits Erfahrungen mit Förderprojekten sammeln konnten, fällt die Überzeugungsarbeit leichter. Dazu zählt auch die Gemeinde Barnstorf. Von Anfang an ist es von Vorteil, starke Partner vor Ort als Kooperationspartner zu haben. Alle Akteure sollten frühzeitig informiert werden, so dass ein Konkurrenzdenken erst gar nicht aufkommen kann. In ländlichen Regionen, wo »jeder jeden« kennt, kann dies schnell passieren. Gemeinwesenarbeit sollte jedoch niemals etwas »Neues« darstellen, sondern das Vorhandene zusammenbringen, um mit allen Akteuren gemeinsam die Lebensbedingungen der Menschen im Gebiet positiv zu gestalten.

2.2 AKTIVIERUNG ZUR VERBESSERUNG DER LEBENSVERHÄLTNISSE: GEMEINWESENARBEIT IN SYKE

INTERVIEW MIT FRAU CHRISTIANE BENEKE

Frau Beneke, Sie sind in diakonischer Trägerschaft mit einem Gemeinwesenprojekt im Quartier in Syke unterwegs. Was bewirkt diese Arbeit und welche Chancen bieten sich für Kirche und Diakonie?

Gemeinwesenarbeit findet direkt in dem Sozialraum, in den Lebenswelten der Bewohner statt. Wir als Gemeinwesen-Arbeiter sind im Quartier vor Ort und unterwegs und können so alle hier lebenden Bewohner in den Blick nehmen. Wir gehen auf die Menschen zu und fragen sie: Was gefällt Ihnen im Quartier? Was gefällt Ihnen nicht? Was können Sie dazu tun, dass es sich verändert? Zu Anfang reagieren viele Bewohner zurückhaltend, aber im Verlauf der Befragung wird bei ihnen ihr Interesse geweckt, ihnen fällt etwas ein. Durch ihr eigenes Interesse werden sie aktiviert, sich selbst zu engagieren. So macht der Bewohner die Erfahrung, dass er persönlich etwas an seiner Situation verändern kann. Und darüber hinaus, dass er nicht allein ist, sondern in einer Gemeinschaft im Quartier, die gemeinsam etwas erreichen kann.

Für Kirche und Diakonie bietet sich mit Gemeinwesenarbeit die Chance, direkt vor Ort mit den Menschen in Kontakt zu gehen. Wir warten nicht, dass die Bewohner zu uns kommen, sondern gehen mit unseren Fragen zu ihnen ins Gemeinwesen. Wir arbeiten nicht FÜR die Menschen, sondern MIT ihnen. Gemeinsam und auf Augenhöhe entwickeln wir Ideen und Lösungsvorschläge. Aus dem Dienstleistungsgedanken wird das Empowerment der Bewohner. Welche Bewohner oder Bewohnergruppen sich dann für welches Thema engagieren wollen, bleibt jedenfalls spannend.

Während sich die Sozialraumorientierung und das vernetzte Arbeiten in ländlichen Räumen in der Regel gut in das Verständnis des dörflichen und nachbarschaftlichen Zusammenlebens einfügen, scheint die professionelle Gemeinwesenarbeit im ländlichen Raum eher fremd zu sein. Das Fremde trifft dann zunächst auf Skepsis und Widerstand. So bildet die Planungs- und Einführungsphase gemeinwesenorientierter Projekte in ländlichen Räumen die größte Herausforderung, in der es gilt, Überzeugungsarbeit zu leisten. Hilfreich in dieser Phase sind »Schlüsselpersonen«, die im Ort hohe Akzeptanz genießen und die von Beginn an in der Gemeinwesenarbeit beteiligt sind. »Schlüsselpersonen« können ehrenamtliche Bürgermeisterinnen oder Bürgermeister sein, Kirchenvorsteherinnen und Kirchenvorsteher, engagierte Bürgerinnen und Bürger aus Politik, Kultur oder Sport. Wenn es gelingt, alle Akteure im ländlichen Sozialraum an einen Tisch und miteinander ins Gespräch zu bringen, wird im Sinne der Nachhaltigkeit auch der ländliche Raum von Sozialraumorientierung und Gemeinwesenarbeit profitieren.

C)

**WIE GELINGT EIN PROJEKT?
TIPPS, TRICKS, HINWEISE**



Ingrid Alken

FUNDRAISING FÜR DEN SOZIALRAUM

Bei Fundraising denkt jeder zunächst an Geld. Fundraising ist aber mehr als punktuelles Spendensammeln für ein Projekt. Es ist langfristig ausgerichtet, lädt ein zur Teilhabe, zum Mitgestalten von Problemlösungen je nach den eigenen Möglichkeiten. Menschen können ihre Ideen, ihr Wissen, ihre Kontakte oder Dienstleistungen einbringen, und sie können Geld spenden. Aufbau und Pflege von Beziehungen stehen im Mittelpunkt des Fundraisings. Da das Ganze natürlich auch eine ökonomische Seite hat, sind Planung und Strategie grundlegend, also eine Orientierung an Marketingprinzipien – auch im kirchlichen Umfeld und im Sozialraum.

I. GRUNDSÄTZLICHES

SPENDERMOTIVE

Menschen spenden, weil sie etwas verändern oder verbessern wollen. Dabei geht es dem einen um Umwelt- oder Tierschutz, der anderen um gleiche Bildungschancen für alle Kinder, Dritte wollen den Hunger in der Welt bekämpfen. Wem z.B. selbstbestimmtes Leben im Alter ein wichtiges Anliegen ist, der lässt sich für entsprechende Sozialraumprojekte gewinnen. Umso mehr, wenn das Thema aktuell eine hohe gesellschaftliche Relevanz hat.

Jährliche Spenderstudien (z. B. GfK Charity Scope, Bilanz des Helfens, Statista etc.) zeigen je nach Erhebungsmethode unterschiedliche Ergebnisse, aber die gleichen Trends. Noch immer gilt: Menschen geben für Menschen. Vor allem ältere Menschen. Die Gruppe der über 70-Jährigen bildet die größte Spendergruppe und den höchsten Anteil am gesamten Spendenvolumen.

Menschen spenden, weil Ihnen »das Thema am Herzen liegt«, weil die Organisation »bekannt« und »vertrauenswürdig« ist. Etwa 30 % der Bevölkerung spenden. Bei Kirchenmitgliedern sind es mehr als doppelt so viele. Eine große Chance also für Kirchengemeinden, die zudem über die entsprechenden Daten verfügen. Drei Viertel aller Spenden kommen humanitären Zwecken zugute. Davon profitieren vor allem lokale Projekte für Menschen mit Handicap, die Kinder- und Jugendarbeit sowie die Flüchtlingsarbeit. Trotz abnehmender Spenderzahl ist das Spendenvolumen 2018 leicht gestiegen, was auf einen Anstieg der Durchschnittsspende (35–38 Euro) zurückgeführt wird.

DIE FRAGE NACH DEM WARUM

Das richtige Thema, Bekanntheit und Vertrauenswürdigkeit der Organisation und eine langfristige Spenderbeziehung sind also wichtige Erfolgskriterien. Eine langfristige Beziehung lässt sich zu den Menschen herstellen, die Werte und Ziele mit der Organisation teilen. Also sollte die Organisation sich dieser Werte bewusst sein. Warum gibt es die Organisation? Was soll erreicht/verändert/verbessert werden? Was tut die Organisation, um das Idealbild zu erreichen? Warum ist gerade diese Organisation prädestiniert, die Herausforderung anzugehen? Und schließlich: Was hat der Spender davon, wenn er die Organisation unterstützt? Die Antworten auf diese Fragen dienen als Basis der gesamten Spenderkommunikation.

DIE FRAGE NACH DEM WER

Fundraising kostet Zeit und Geld und braucht Professionalität. Das wird an den nachfolgend beschriebenen Planungsschritten deutlich. Es gibt viel zu tun. Wer kann und soll das leisten?

Gezielte Öffentlichkeitsarbeit ist der erste Schritt für ein positives Image und zur Spendermotivation. Eine Fundraising-Strategie muss entwickelt werden. Fundraising ist eine Querschnittsaufgabe, die viele Arbeitsbereiche der Organisation tangiert. Leitungsgremien, Öffentlichkeitsarbeit, Finanzabteilung sind betroffen. Wer also macht das Fundraising im Quartier?

Die Kommune scheidet aus, da Spender kaum gewillt sind, der öffentlichen Verwaltung Geld zu geben. Sie kann aber Antragsteller für öffentliche Fördermittel sein. Kirchengemeinden sind als Körperschaften des öffentlichen Rechts gemeinnützig, können also Zuwendungsbestätigungen ausstellen. Sie sind im Besitz umfassender Mitgliederdaten, die sie aber nicht weitergeben dürfen. Zum Teil verfügen sie bereits über Fundraising Know-how, aber es mangelt am Budget. Ähnlich sieht es bei den sozialen Diensten aus. Wer hat die erforderlichen Ressourcen und kann das Vertrauen potentieller

Spender gewinnen? Vielleicht ist ein Förderverein für den gesamten Sozialraum die geeignete Alternative. Es ist ratsam, bei allen Planungen für den Sozialraum Fundraising von Anfang an mitzudenken.

Tipp:

Eine Faustregel sagt: Die Fundraising-Kosten betragen 10–15 % (inklusive Personalkosten) der einzuwerbenden Spendensumme.

INTERNE VORAUSSETZUNGEN

Für ein erfolgreiches Fundraising müssen organisatorische Voraussetzungen geschaffen werden. Egal ob Kirchengemeinde, soziale Einrichtung oder ein Verein, Fundraising braucht Akzeptanz und Unterstützung von der Leitungsebene, über hauptamtlich Mitarbeitende bis hin zu den Ehrenamtlichen. Ein Vorstand, der möglichst hohe Einnahmen durch Fundraising-Maßnahmen wünscht, dafür aber keine Mittel zur Verfügung stellen und persönlich nicht involviert sein möchte, wird sich immer als Hindernis erweisen.

Es ist sinnvoll, ein Fundraising-Team (3–5 Personen, je nach Umfang der Aufgaben) zu bilden. Einer allein kann das kaum leisten und im Team entsteht mehr Kreativität. Für Fundraising geeignete Strukturen sind erforderlich. Bei Kirchengemeinden liegt die Schwierigkeit oft im Bereich Rechnungswesen. Teilweise dürfen dezentral keine Konten geführt werden. Die Spendenbuchung über zentrale Verwaltungsstellen bringt Zeitverzögerungen mit sich, die schädlich sind für Spenderbeziehungen, oder die Nutzungsmöglichkeiten von Online-Zahlwegen entsprechen nicht dem aktuellen Standard.

Das wichtigste Kapital im Fundraising sind Adressen und Informationen. Spenderwünsche (z. B. bevorzugte Themen) und Vorlieben (nur Online-Kommunikation) werden erfasst. Fundraiserinnen und Fundraiser sind interessiert daran, dass der Datenbestand wächst. Dabei sind Vorgaben des Datenschutzes zu beachten. Ein kleiner Verein mag noch über Excel-Listen personalisierte Spenderbriefe erstellen und eingehende Spenden manuell erfassen. Aussagekräftige Auswertungen sind aber kaum möglich. Kirchengemeinden haben unter Umständen (je nach Landeskirche) den Vorteil, dass es bereits eine Fundraising-geeignete Software gibt. Auf jeden Fall verfügen sie über die Mitgliederdaten, die von anderen Einrichtungen allerdings nicht ohne weiteres genutzt werden dürfen. Eine Fundraising-geeignete Datenbank sollte daher mittelfristig in den Blick genommen werden.

2. KONZEPTION – PLANUNG

Die folgenden Planungsschritte werden an einem fiktiven Beispiel deutlich gemacht. Es handelt sich um einen eingetragenen Verein, der sich dem Zweck »Familienhilfe im Quartier« verschrieben hat. Er wird überwiegend aus kommunalen Mitteln finanziert. Für besondere Projekte fehlen aber immer Mittel. Nennen wir den Verein »Best Family«.

EIGEN- UND UMFELD-ANALYSE

Fundraising beginnt mit Fragen an die eigene Organisation und das Umfeld, in dem sie agiert. Der kritische Blick auf die eigene Organisation und ihre Umgebung lässt Stärken und Herausforderungen erkennen. Gibt es Adressdaten und Erfahrungen im Bereich Fundraising? Was macht die Organisation einzigartig (Alleinstellungsmerkmal)? Welche Netzwerke können genutzt werden? Sind die vorhandenen Ressourcen ausreichend für das erforderliche Fundraising? Was machen Sie besonders gut und wo liegen Ihre Schwächen?

Im Umfeld gilt es, Chancen und Risiken zu betrachten. Wer macht eine vergleichbare Arbeit und bittet ebenfalls um Unterstützung? Wie sind Spenderpotenziale einzuschätzen? Es macht wenig Sinn, sich für ein Sozialraumprojekt auf Großspender zu fokussieren, wenn es solche vor Ort gar nicht gibt. Ein Blick gilt möglichen Wettbewerbern. Wie sind diese aufgestellt im Blick auf Erfahrungen und Möglichkeiten? Wer hat ähnliche Themen und Angebote, spricht dieselben Zielgruppen an? Gibt es gar eine Konkurrenz im Quartier? Wann finden in der Stadt besondere Ereignisse statt? Lassen sich externe Trends erkennen, die für Ihre Arbeit nützlich oder hinderlich sind?

Die gesammelten Informationen sind Basis der SWOT-Analyse. Sie zeigt Stärken und Schwächen der eigenen Organisation unter den aktuellen Bedingungen auf und setzt sie in Beziehung zu externen Chancen und Risiken im Umfeld. Daraus lassen sich Möglichkeiten für ein erfolgreiches Fundraising ableiten.

Beispiel Best Family:

<i>Stärken (intern)</i>	<i>Schwächen (intern)</i>
Vorhandene Spenderdatei	
Gute Kontakte und Einsatzbereitschaft des Vorstandes	Keine Mittel zur Vorfinanzierung
Erfahrung mit Fördermitteln	

<i>Chancen (extern)</i>	<i>Risiken (extern)</i>
Zunehmendes gesellschaftliches Interesse an Sozialraumprojekten	Mittelkürzung der Kommune
Stärken einsetzen, um Chancen zu nutzen und Risiken abzuwehren. Schwächen reduzieren, um Risiken zu vermeiden.	

ZIELDEFINITION

Alles Handeln braucht Ziele. Zu unterscheiden sind qualitative (z. B. Steigerung der Bekanntheit) und quantitative Ziele. Meist geht es um quantitative, monetäre Ziele. Manchmal können aber auch Dienstleistungen oder Zeitspenden, ggfs. auch Sachspenden helfen. Eine Werbeagentur, die für den neuen Verein ein Corporate Design pro bono entwickelt, spart viel Geld ein. Die Frage, wofür welche Unterstützung benötigt wird, ist daher immer zuerst zu beantworten.

Für die Definition der Ziele gilt das *SMART-Prinzip*:

S = spezifisch, inhaltlich genau beschrieben

M = messbar und überprüfbar

A = attraktiv mit positiver Erwartung

R = realistisch, erreichbar

T = terminiert

Beispiel Best Family:

2020 startet Best Family das neue Projekt »Elternttraining«. Es umfasst monatlich zwei Schulungsabende, die Eltern zu einer verantwortungsvollen Erziehung befähigen und endet im Dezember mit einer Familienfreizeit. Dafür sollen 20.000 Euro bis zum Jahresende eingeworben werden.

ZIELGRUPPEN

In den Blick kommen alle, die ein Interesse daran haben könnten, dass das geplante Ziel erreicht wird. Unterstützer können Privatpersonen, Unternehmen, Förderstiftungen und öffentliche Institutionen sein.

Bei der Bestimmung von Zielgruppen hilft das *LAI-Prinzip*:

Linkage = persönliche Verbindung zur Organisation

Ability = finanzielle Möglichkeiten

Interest = Identifikation mit dem Anliegen der Organisation

Die Frage ist also: Wer von den Menschen, die der Organisation verbunden sind oder zu der es z. B. Vorstandskontakte gibt, hat Interesse an dem Anliegen der Organisation und ist in der Lage, es zu unterstützen?

Privatpersonen lassen sich aus dem näheren und weiteren Umfeld der Organisation ermitteln. In erster Linie geht es um bisherige Spenderinnen und Spender, Vorstand und Gremien, Mitglieder sowie haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende und deren Netzwerke, Projektinteressierte aus dem Umfeld, Persönlichkeiten im Stadtteil etc. Durch aufmerksames Zeitungslesen lassen sich Kontakte zu neuen »Persönlichkeiten« in der Stadt herstellen. Interesse und Verbundenheit bestehen unter Umständen bei Personen, die in der Gemeinde verwurzelt sind. Zum Beispiel Kirchenmitglieder, die in der Gemeinde getauft, konfirmiert oder getraut worden sind.

Unternehmen zeigen zunehmendes Interesse an sozialgesellschaftlichem Engagement. Hier zeigt die Erfahrung, dass es leichter ist, Sachspenden zu erhalten als Geld. Häufig möchten Unternehmen sich aktiv einbringen und nicht nur Geldgeber sein. Sie stellen z.B. Mitarbeiter an einem Tag frei zum Aufbau von Spielgeräten oder für einen Ausflug mit behinderten Kindern. Für lokale Projekte sind ortsansässige Unternehmen, Handwerksbetriebe, Banken und Sparkassen z.B. über eigene Geschäftskontakte die erste Wahl.

Häufig synonym verwendet werden die Begriffe *Spenden und Sponsoring*. Es handelt sich aber um völlig unterschiedliche Dinge. Unternehmen können ebenso wie Privatpersonen spenden ohne eine Gegenleistung. Sie erhalten dafür lediglich eine Zuwendungsbestätigung. Sponsoring beruht auf dem Prinzip von Leistung und Gegenleistung. Das Unternehmen erwartet und erhält für seine Leistung einen Marketingeffekt (z. B. Bannerwerbung). Hier darf keine Zuwendungsbestätigung ausgestellt werden. Sponsoring ist grundsätzlich steuerpflichtig. Steuerliche Beratung ist angeraten.

Soziales Engagement zeigen die bekannten Service-Clubs: Rotary, Lions, Soroptimist, Kiwani, Inner Wheel, Zonta etc. Kontaktaufnahme ist hier immer zu empfehlen. Oft bestehen solche bereits über die Leitungsgremien.

FÖRDERSTIFTUNGEN

Die Suche nach Förderstiftungen erfordert einigen Aufwand. Recherchen sind möglich über die Stiftungsverzeichnisse der Bundesländer, gegebenenfalls über kirchliche Stiftungsverzeichnisse oder über den Bundesverband Deutscher Stiftungen. Ein erster Blick gilt auch hier den lokalen Stiftungen z. B. der Volksbanken und Sparkassen oder Bürgerstiftungen. Voraussetzung ist natürlich, dass das Projekt mit den Stiftungszwecken korrespondiert.

Zu öffentlichen Fördermitteln gibt die Förderdatenbank des Bundesministeriums für Wirtschaft und Energie Auskunft. Gerade bei größeren und langfristigen Projekten lohnt ein Blick auf diese sehr umfassende Datenbank.

Beispiel Best Family:

Es werden vier Zielgruppen in den Blick genommen: bisherige Spender, Kontakte des Vorstandes, lokale Handwerksunternehmen und die örtliche Bürgerstiftung.

STRATEGIEENTWICKLUNG

Ziele und Zielgruppen sind definiert. Nun geht es darum, eine Strategie zu entwickeln, mit der die Ziele erreicht werden können. Die Strategie wird schriftlich fixiert. Das hilft bei der korrekten Umsetzung und im Vertretungsfall.

- Fundraising und Öffentlichkeitsarbeit arbeiten eng zusammen. Dabei ist der Blick des Fundraisings vorrangig und immer auf eine Handlungsoption ausgerichtet.
- Eine Kernbotschaft bringt in wenigen Sätzen auf den Punkt, was potenzielle Unterstützer über das Projekt wissen müssen.
- Es wird festgelegt, welches »Werbematerial« (z. B. Spendenflyer) benötigt wird. Welche Informationen soll er enthalten? Das Briefing für die Agentur wird schriftlich festgehalten.
- Es wird festgelegt, wie die Spenderkommunikation Online und Offline erfolgen soll.

Welche Medien und Kommunikationsmittel sollen genutzt werden (z. B. Mitgliederzeitschriften, Gemeindebriefe, Newsletter, Jahresberichte etc.). Lassen sich Kommunikationskanäle von Partnerorganisationen nutzen?

- Eine aktuelle und informative Website informiert über Spendenprojekte und bietet idealerweise auch eine Online-Spendenplattform.
- Persönliche Gespräche sind in der Ansprache von Großspendern essentiell. Auch bei Unternehmen empfehlen sich persönliche Gespräche. Überhaupt lassen sich Menschen am ehesten über persönliche Kontakte gewinnen. Daher sollten alle Akteure als Botschafter das Anliegen der Organisation weitertragen und darauf vorbereitet werden.
- Ein differenziertes Dank- und Beziehungsmanagement wird entwickelt. Unternehmen oder Förderstiftungen erhalten einen anderen Dank als Privatpersonen. Hier wird noch einmal nach der Spendenhöhe unterschieden. Ein Spender, der z. B. statt der erbetenen 100 Euro 1.000 Euro spendet, bekommt eine handgeschriebene Dankkarte oder einen Anruf vom Vorstand. Wie das Dankkonzept aussehen soll, bleibt der Organisation überlassen.
- Es wird festgelegt, wie viele Spenderkontakte es pro Jahr geben und wie diese aussehen sollen. Vier bis sechs Kontakte sind zu empfehlen. Es bieten sich viele Möglichkeiten an, wie z. B. Spendenbrief, Dankbrief und

Zuwendungsbestätigung, Projektinformationen, Online-Newsletter, Jahresbericht, Weihnachts- und Geburtstagsgrüße, Anrufe, persönliche Gespräche, Einladung zu Veranstaltungen, etc. Zwei- bis dreimal jährlich dürfen durchaus Spenden erbeten werden.

- Ein Budget legt fest, welche Mittel für die Einwerbung der gewünschten Spendensumme (ca. 10 %) erforderlich sind. Gegebenenfalls muss diese Summe auf die Spendensumme (+ 10 %) aufgeschlagen werden.

MASSNAHMENPLANUNG

Nun beginnt die kreative Phase. Es wird überlegt, auf welchen Wegen und mit welchen Mitteln/Instrumenten die Zielgruppen angesprochen und das Gesamtziel am besten erreicht werden kann. Alle Ideen, die sich im Fundraising-Team ergeben, werden aufgeschrieben. In einem zweiten Schritt wird entschieden, was erfolversprechend, sinnvoll und kostengünstig umsetzbar ist. Idealerweise ist der Zeitplan im Maßnahmenplan integriert.

Beispiel Maßnahmenplan Best Family:

Zielgruppe	Maßnahme	Zuständigkeit	Zeitraum	Material	Kosten	Einnahmen
Spender 60 + (500)	Brief	A	Februar Mai September November	Brief, Flyer	1,00 € / Stk.	10.000 €
Bürgerstiftung	Förderantrag	B	Februar	Projektmappe, Fotos	5,00 €	5.000 €
Kontakte Vorstand (4)	Pers. Gespräch	V 1+2	März	Projektmappe mit Fotos	20,00 €	2.000 €
Unternehmen (20)	Pers. Gespräch	A + V1	Februar September	Flyer, Projektmappe mit Fotos	100,00 €	4.000 €

Die Planung wird laufend überprüft und den aktuellen Gegebenheiten angepasst. So kann rechtzeitig gegengesteuert werden, wenn eine Maßnahme nicht den geschätzten Erfolg bringt.

Tipp:

Bei Spendenbriefen ist nach fünf Bankbuchungstagen die Hälfte der Gesamteinnahmen erzielt. So kann eingeschätzt werden, ob die anvisierten Einnahmen erreicht werden.

KONTROLLE

Am Ende der strategischen Planung steht die Kontrolle. Der Soll-Ist-Vergleich dient der Analyse von Effektivität (Wirksamkeit) und Effizienz (ökonomische Komponente). Hat das Projekt die angestrebte Wirkung erreicht oder ist zumindest dem Ziel nahegekommen? Auch der zeitliche Aufwand ist zu berücksichtigen. Wie viele Gespräche hat der Vorstand führen müssen, um das in der Planung angenommene Ergebnis zu erzielen? In welchem Verhältnis stehen Kosten und Nutzen? Die Ergebnisse der Analyse fließen in die neue Planung ein.

3. METHODEN UND INSTRUMENTE

Nachfolgend werden einige Methoden und Instrumente aufgezeigt, die für Fundraising im Quartier erfolgversprechend sind. Zu empfehlen ist immer ein Mix aus verschiedenen Möglichkeiten, um Ausfallrisiken entgegenzuwirken. Ein Unternehmen, das eine 75-prozentige Finanzierung des Projektes zusagt, kann kurzfristig eine andere Entscheidung treffen.

Tipp:

Ausführliche Beschreibungen von Methoden und Instrumenten sowie Praxisbeispiele finden Sie unter www.fundraising-evangelisch.de und in »Fundraising – Handbuch für Grundlagen, Strategien und Methoden«.

ÖFFENTLICHE FÖRDERMITTEL UND STIFTUNGEN

Je höher der Finanzierungsbedarf, desto eher sollten öffentliche Fördermittel in den Blick genommen werden. Der Aufwand für die Antragstellung ist allerdings hoch. Neben dem schriftlichen Antrag ist in der Regel ein Kosten- und Finanzierungsplan erforderlich. Abschluss- und Zwischenberichte, teilweise auch Evaluationen, werden gefordert. Zu beachten ist eine frühzeitige Antragstellung, da meist nur vor Beginn der Maßnahme eine Förderzusage gegeben wird.

SOZIALLOTTERIEN

Nicht nur für Projekte, die Menschen mit Behinderung zugutekommen, ist die *Aktion Mensch* (www.aktion-mensch.de/foerderung) eine gute Adresse. Förderungswürdig sind die Bereiche Arbeit, Bildung, Freizeit und Persönlichkeitsentwicklung, Wohnen, Barrierefreiheit und Mobilität. Beispielsweise können Projekte für Menschen in sozialen Schwierigkeiten (z. B. fehlende Wohnung, gewaltgeprägte Lebensumstände etc.) gefördert werden. Vieles, was an Sozialraumprojekten denkbar ist, wird von der Aktion Mensch abgedeckt. Ob eine Chance auf Förderung besteht, lässt sich innerhalb weniger Minuten erkennen.

Für die *Deutsche Fernsehlotterie* vergibt die Stiftung Deutsches Hilfswerk (www.fernsehlotterie.de/foerdern-engagieren) Fördermittel für soziale Projekte, die das Gemeinwesen stärken. Die Satzung umfasst auch Maßnahmen zur Quartiersentwicklung. Für die Antragsberechtigung ist die Übereinstimmung mit den Satzungszwecken grundlegend. Eine Stellungnahme der Kommune ist beizufügen.

Besondere Regelungen gelten für die *Glücksspirale* (www.Glücksspirale.de/foerderung), die gemeinnützige Projekte in den Bereichen Wohlfahrt, Denkmalschutz und Sport fördert. Anträge können nur über die Partner der Glücksspirale gestellt werden. Für Sozialraumprojekte sind das die Freien Wohlfahrtsverbände (z. B. AWO, Caritas, Diakonie).

FÖRDERSTIFTUNGEN

Die Recherche nach geeigneten Förderstiftungen ist möglich über die Stiftungsverzeichnisse der Bundesländer, gegebenenfalls über kirchliche Stiftungsverzeichnisse und über den Bundesverband Deutscher Stiftungen (www.stiftungssuche.de). Die Basic-Suche ist kostenfrei nutzbar. Hier sind 12.000 Stiftungen registriert. Es kann nach Themen (z. B. Integration), Orten und/oder Bundesländern gesucht werden. Die in einer Liste aufgeführten Stiftungen müssen dann einzeln genau betrachtet werden. Die Liste ist nicht mit den Websites der Stiftungen verlinkt.

Ein erster Blick sollte den lokalen Stiftungen z. B. der Volksbanken und Sparkassen gelten. Auch Bürgerstiftungen kommen in Betracht, da sie sich immer für die Menschen in der Region einsetzen und meist auch fördernd tätig sind.

Die *Förderdatenbank* (www.foerderdatenbank.de) des Bundesministeriums für Wirtschaft und Energie zeigt Förderprogramme von Bund, Ländern und EU. Die Förderprogramme lassen sich nach Stichworten suchen und z. B. nach Fördergebiet, Förderart, Fördergeber filtern. Die Ergebnisse bieten

einen schnellen Überblick, ob und welche Fördermöglichkeiten in der Region bestehen und wer antragsberechtigt ist (Verein, Verband, Kommune). Da im Sozialraum viele Fachbereiche zusammenarbeiten, lässt sich sicher ein Partner für die Antragstellung finden.

Der Antrags- und Abwicklungsaufwand für diese Programme ist relativ hoch; bei Länderprogrammen aber deutlich einfacher als z.B. bei EU-Programmen wie dem Europäischen Sozialfonds (ESF). Es ist ratsam, gegebenenfalls Partner mit ins Boot zu nehmen, die über Antrags Erfahrung verfügen.

ANLASS-SPENDEN

Zu runden Geburtstagen, Jubiläen oder auch Beerdigungen wird auf Geschenke oder Blumen verzichtet für den guten Zweck. Unternehmen spenden zu Weihnachten, anstatt ihren Geschäftspartnern Geschenke zu machen. Für gemeinnützige Organisationen bietet sich über die Einnahmen hinaus die Möglichkeit, neue Zielgruppen zu erreichen. Der Initiator der Anlass-Spenden trägt mit diesem besonderen Engagement als Botschafter das Anliegen der Organisation in seine Netzwerke.

Es bestehen grundsätzlich zwei Möglichkeiten: Der Veranlasser bittet bei der Einladung um eine Spende für die gemeinnützige Organisation auf deren Spendenkonto. Die Spender erhalten von der Organisation eine Zuwendungsbestätigung. Alternativ kann der Veranlasser bei seiner Feier eine Spendenbox aufstellen und anschließend den Gesamtbetrag an die Organisation überweisen. Wenn das Geld in seinen Besitz übergegangen ist und die anschließende Spende sein »Vermögen« verringert hat, kann eine Zuwendungsbestätigung über den gespendeten Betrag für ihn ausgestellt werden.

Am Ende möchte der Veranlasser wissen, wie viel gespendet wurde und von wem. Hier setzt der Datenschutz Grenzen. Ausgestellt werden darf eine Namensliste mit Spendern und Gesamtbetrag. Einzelbeträge dürfen nicht mitgeteilt werden.

Wer Anlass-Spenden bekommen möchte, sollte auf diese Spendenmöglichkeit in Flyern, Newslettern, auf der Website und in persönlichen Gesprächen hinweisen. Möglichst sollte ein Veranlasser im Vorfeld Kontakt zur Organisation aufnehmen. Diese kann beraten und Material (Spendenbox, Informationsflyer etc.) zur Verfügung stellen.

AUFWANDSSPENDEN

Ein Unternehmen oder ein Handwerksbetrieb, der im Rahmen einer Geschäftsbeziehung eine zu vergütende Leistung erbringt, kann diesen »Auf-

wand« spenden (§10b Abs. 3 EStG). Es wird eine Rechnung erstellt und auf Erstattung des Rechnungsbetrages verzichtet. Das muss auf der Rechnung vermerkt sein. Voraussetzung ist, dass der Leistungsempfänger in der Lage wäre, die Rechnung zu begleichen. Der »gespendete« Betrag wird steuerlich so behandelt, als wäre er bezahlt worden. Das heißt, der Aufwandsspender muss die Umsatzsteuer entrichten. Das sollte man vorher ansprechen. Eine steuerliche Beratung ist zu empfehlen.

DAUERSPENDEN

Um verlässliche Einnahmen zu erzielen, sind Mitgliedschaften (z. B. Förderkreis), Dauerspendsen (z. B. SEPA-Lastschriftverfahren) oder Patenschaften besonders erstrebenswert. Auf diese Möglichkeiten und Notwendigkeit sollte immer hingewiesen werden. Konkrete Angebote für bestimmte Beträge helfen dem Spender bei der Entscheidung. Zudem ermöglichen sie Menschen eine Beteiligung, die z. B. nicht in der Lage sind, einen dreistelligen Betrag in einer Summe zu geben.

GELDAUFLAGEN

Die Einstellung von Strafverfahren geschieht häufig gegen Geldauflagen, die von Richtern und Staatsanwälten gemeinnützigen Organisationen zugewiesen werden können. In Deutschland werden jährlich Geldauflagen in Höhe von etwa 100 Mio. Euro an gemeinnützige Organisationen gezahlt. Hierzu ist der Eintrag in die Liste zuweisungsberechtigter Organisationen beim zuständigen Oberlandesgericht erforderlich. Neben den starken Marken (z. B. Unicef) werden zunehmend lokal arbeitende Organisationen berücksichtigt.

Dieser Eintrag allein führt noch nicht zum Erfolg. Um Zuweisungen zu erhalten, muss die Organisation bei Richtern und Staatsanwälten bekannt sein. Zunächst gilt es zu ermitteln, wie viele Richter und Staatsanwälte in der Stadt tätig sind. Ihnen gilt es, die Arbeit der Organisation persönlich (Netzwerkkontakte) oder schriftlich vorzustellen und um Unterstützung zu bitten. Dem Brief sind ein Informationsflyer, Adressaufkleber mit Kontonummer sowie Überweisungsträger beizufügen. Möglicherweise können Sie Richter und Staatsanwälte zum Tag der offenen Tür einladen, damit diese einen Eindruck von Ihrer Arbeit bekommen.

Da es sich bei Geldauflagen nicht um Spenden handelt, dürfen keinesfalls Zuwendungsbestätigungen ausgestellt werden. Ein separates Konto ist daher dringend zu empfehlen. Der Zahlungseingang muss sorgfältig überwacht werden. Vor allem, wenn Zahlungen nicht eingehen, muss hierüber

schnellstens Mitteilung gemacht werden. Jährlich ist über die Verwendung der Zuweisungen zu berichten.

Tipp:

Geldauflagen sind nicht zweckgebunden. Auch wenn im Flyer ein bestimmtes Projekt beschrieben wird, kann die Organisation die Geldauflagen im Rahmen ihrer Satzungszwecke frei verwenden.

SPENDENBRIEFE

Obwohl oft totgesagt, ist der Spendenbrief noch immer der erfolgreichste Weg der Spenderkommunikation. Gut die Hälfte des gesamten Spendenaufkommens in Deutschland wird auf diesem Weg erzielt. Erfolgskriterien sind die Bekanntheit der Organisation, die richtige Empfängergruppe (d. h. am Thema Interessierte), ein überzeugendes Projekt, der richtige Zeitpunkt (höchste Spendenergebnisse werden im November/Dezember erreicht) und die zielgruppengerechte Ansprache. Ob Spendenbriefe geschrieben werden können, hängt vor allem von verfügbaren Adressdaten ab, ein Vorteil für Kirchengemeinden.

Die kurze Geschichte eines Betroffenen (1–2 Sätze) zieht den Leser ins Thema hinein. Die Sätze sollten kurz und klar, die Schrift für die klassische Zielgruppe 70+ gut lesbar sein. Bilder prägen sich schneller ein, als Worte. Leser sollen den Brief möglichst schnell lesen und verstehen. Der Köder muss dem Fisch schmecken, nicht dem Angler. Die eigene Binnenperspektive kann dem entgegenstehen. Der Blick potenzieller Spender lässt sich einfangen, wenn der Brief im Vorfeld Außenstehenden zu lesen gegeben wird, die nicht zur Organisation gehören (z. B. Bekannte im Sportverein). Bevor der Spendenbrief rausgeht, sollte der Dankbrief geschrieben sein. Die ersten Spenden gehen nach wenigen Tagen ein und sollten umgehend bedankt werden.

Tipp:

Testen Sie Ihren Brief auf leichte Lesbarkeit auf www.leichtlesbar.ch.

SPONSORENLAUF

Eine gern genutzte Methode und ein Event für alle Beteiligten sind Sponsorenläufe. Beispiel: Kinder/Jugendliche laufen, Eltern/Großeltern zahlen. Mit der Laufkarte werden »Sponsoren« gesucht, die z. B. für jede Laufrunde einen

bestimmten Betrag zahlen. Die gelaufenen Runden werden in der Laufkarte eingetragen und die »Sponsoren« zahlen den erlaufenen Betrag.

Auch andere Alternativen sind denkbar, z.B. Torschießen. Mitspieler zahlen einen Betrag pro Schuss. Der Torschützenkönig erhält am Ende eine Auszeichnung.

ONLINE-FUNDRAISING

Die eigene Website ist Aushängeschild der Organisation. Sie verdient entsprechende Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Der Internetauftritt dient nicht der Selbstdarstellung, sondern ist auf das Interesse von Besuchern ausgerichtet. Bei Einrichtung oder Relaunch sollte nicht nur IT-fachliche, sondern auch Fundraising-Expertise in Anspruch genommen werden. Der erste Schritt im Online-Fundraising ist die Einrichtung eines Spendenbuttons, der Besuchern eine Spende mit nur wenigen Klicks ermöglicht. Bislang haben Online-Spenden zwar einen geringen Anteil am gesamten Spendenvolumen, die einzelne Spende ist aber deutlich höher (75–100 Euro). Erfolgskriterium ist die Aktualität und entsprechend die Anzahl der Zugriffe. Hier sind Profile in sozialen Medien, die mit der Website verlinkt sind, ebenso wichtige Zulieferer wie ein eigener Newsletter und Hinweise in allen Printmedien.

Neben den Angeboten auf der eigenen Internetseite gibt es eine Vielzahl von Möglichkeiten, das Internet für Fundraising zu nutzen. Die Auswahl geeigneter Plattformen will gut überlegt und vorbereitet sein. Umfangreiche Informationen zu Spendenplattformen, Crowdfunding, Einkaufsplattformen siehe in »Fundraising – Handbuch für Grundlagen, Strategien und Methoden«. Auf www.fundraising-evangelisch.de/wissen/Strategie/online-fundraising sind Vor- und Nachteile mit dem Fokus auf Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen ausführlich beschrieben.

WEITERE MÖGLICHKEITEN

Neben den vorgenannten Methoden gibt es viele weitere Möglichkeiten, um Spenden zu akquirieren: Events (z.B. Entenrennen) und Benefizveranstaltungen (Konzerte, Golf- oder Tennisturniere), Restcent-Spenden (Verzicht auf die Cent-Beträge des Gehaltes), Einkaufsportale, Merchandising (Produktverkauf), Auktionen und Versteigerungen, Großspenden- und Nachlass-Fundraising etc. Der Phantasie sind kaum Grenzen gesetzt.

Ihr Fundraising sollte immer ein guter Mix aus verschiedenen Instrumenten und auf die Zielgruppen zugeschnitten sein. Zugleich darf er Ihre Organisation weder personell noch finanziell überfordern.

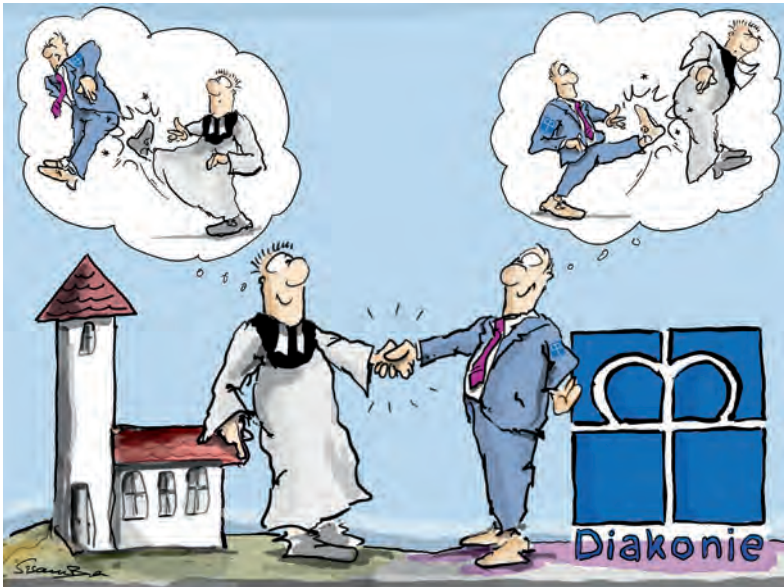
LITERATURHINWEISE

Andreas Berg: Mehr Spenden und bessere Marketing-Kommunikation mit Data-Driven-Fundraising, Dresden 2019.

Fundraising Akademie (Hrsg.): Fundraising – Handbuch für Grundlagen, Strategien und Methoden, Wiesbaden 2016.

Maik Meid: Die Dos und Don'ts für mehr Erfolg in der Kita – Fundraising in der Kita, Köln 2020.

Michael Urselmann: Fundraising – Professionelle Mittelbeschaffung für gemeinwohlorientierte Organisationen, 7. Auflage Wiesbaden 2018.





Bernt Renzenbrink

KIRCHE GIBT RAUM ZUR TEILHABE AN ARBEIT UND LEBEN

**Konzept für die Entwicklung einer gemeinnützigen
Inklusionsfirma aus Beschäftigten mit und ohne Behinderung
unter Nutzung des Pfarrhofes als Ort der Teilhabe**

I. PROJEKTIDEE UND -GESTALTUNG

Der Senior Consulting Service Diakonie e. V. (im Folgenden SCSD e. V. genannt) entwickelte 2019 ein Modellprojekt mit dem Titel »Kirche gibt Raum zur Teilhabe an Arbeit und Leben«:

Nach Anfrage durch die Landeskirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz besuchten im Sommer 2018 Vertreter des SCSD e. V. die evangelische Kirchengemeinde der Region Guben, die im Ortsteil Groß Breesen über ein rund 14.000 qm großes, in landschaftlich reizvoller Lage gelegenes Grundstück verfügt. Auf dem als ehemaligem Pfarrhof gestalteten Anwesen befinden sich historische Gebäude, wie eine Kirche, ein Pfarrhaus, ein Gerätehaus und eine Scheune, die alle weitgehend ungenutzt sind.

In der Besprechung zum Projekt und der anschließenden Begehung vor Ort wurde der folgende Planungsansatz vereinbart:

- Konzipierung und Initiierung eines touristischen Angebotes mit besonderer profilierter Neuausrichtung, mit Um- und Ausbau des reizvoll gelegenen und geräumigen Pfarrhauses nebst Gerätehaus als Pension für Ferien und Einkehr.
- Die Kirche des Pfarrhofes wird umgebaut und entwickelt sich weiter zu einem Teilhabeort, der einlädt zu gemeinschaftlichen Treffen, zu kulturellen Veranstaltungen (Musik, Literatur, Tanz, Kunst), die Bezug haben zu dem, was in der Region Guben soziokulturell lebt. Selbstverständlich auch zu Andacht und Gottesdienst.
- Aufbau eines serviceorientierten Hofladens im erweiterten Rahmen der vorhandenen Scheune auf dem Gelände. Dieser Hofladen soll organisiert werden als gemeinnütziger und diakonisch ausgerichteter Inklusionsbetrieb zur Teilhabe am Arbeitsleben. Von Anfang an wurde vom SCSD e. V. empfohlen, eine objektive und qualifizierte Marktanalyse durchführen zu lassen. Damit kam es im Laufe des Projektes auch zu einer konzeptionellen Modifizierung dieses Angebotes.
- Aufbau eines Sozialcafés als Begegnungsmöglichkeit, als »niederschwelliges« Angebot, als »Anlaufstation« zur Teilhabe für die Menschen aus der Region, in organisatorischer und räumlicher Verbindung mit dem Hofladen. Zur Nutzung von Synergieeffekten könnte das Café auch gut als Frühstücksraum für die Gäste der Fremdenpension dienen.

Von Anfang an war den Beteiligten klar, dass die skizzierten Angebote im Rahmen einer Inklusionsfirma zu realisieren sind. So wie im Alltag Menschen mit unterschiedlichen Weltanschauungen zusammenleben, so soll auch modellhaft Zusammenarbeit und Begegnung mit unterschiedlichen Partnern ermöglicht werden.

Unter dieser Prämisse beauftragte der Gemeindegemeinderat der Ev. Kirchengemeinde Region Guben den SCSD e. V., die Entwicklungsarbeit weiter voranzutreiben.

Danach stellte der SCSD e. V. als Projektträger nach vorhergehendem offenen Gespräch bei der Wirtschaftsförderung Brandenburg (WFBB) den Antrag auf Förderung eines Entwicklungsprojektes »Kirche gibt Raum zur Teilhabe an Arbeit und Leben« gegenüber der Investitionsbank des Landes Brandenburg (ILB) – in Verbindung mit dem Europäischen Sozialfonds (ESF).

Das Entwicklungsprojekt wurde für den Zeitraum vom 1. Februar bis zum 31. Juli 2019 bewilligt. Dank der Offenheit sowie dem konstruktiven Engagement und der Unterstützung verschiedener Akteure in der Region – bis zu dem Bürgermeister Fred Mahlo von Guben und dem Bürgermeister

Bartłomiej Bartczak von Gubin – konnte das Projekt in dynamischer Weise zielführend entwickelt werden. Am Ende stand ein Konzept mit konkreten Handlungsoptionen zur Gründung einer gemeinnützigen Inklusionsfirma für Menschen mit und ohne Behinderung auf dem Anwesen des Pfarrhofes in Groß Breesen als Ort der Teilhabe für alle.

2. RECHTLICHE GRUNDLAGEN

Das Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UN-Behindertenrechtskonvention) ist ein wichtiger Meilenstein – nicht nur für Menschen mit Behinderungen, sondern für die gesamte Gesellschaft. Die Konvention konkretisiert die universellen Menschenrechte für Menschen mit Behinderungen und stellt klar, dass diese ein uneingeschränktes und selbstverständliches Recht auf Teilhabe besitzen.

Das ab 2018 in Kraft getretene Bundesteilhabegesetz greift diese rechtliche Intention mit ihren Gesetzesvorschriften verbindlich auf.

Das Leitbild der vor 10 Jahren verabschiedeten UN-Behindertenrechtskonvention ist »Inklusion«. Es geht also nicht darum, dass sich der oder die Einzelne anpassen muss, um teilhaben und selbst gestalten zu können. Es geht darum, dass sich unsere Gesellschaft öffnet, dass Vielfalt unser selbstverständliches Leitbild wird.

Eine der wesentlichen Fördervoraussetzungen für einen Inklusionsbetrieb ist dessen wirtschaftliche Tragfähigkeit. Der Inklusionsbetrieb hat ein Konzept vorzulegen, welches es dem Integrationsamt erlaubt, die dauerhafte wirtschaftliche Tragfähigkeit zu beurteilen.

Die Konzeption soll erkennen lassen, dass die betriebswirtschaftliche Planung wesentlich darauf ausgerichtet ist, einen überwiegenden Teil der laufenden Kosten des Betriebes durch die Erzielung von Erlösen am Markt und nur nachrangig durch laufende öffentliche Zuschüsse zu decken. Die näheren Anforderungen, die das vorzulegende Konzept zu erfüllen hat, stehen im § 217 SGB IX.

Inklusionsbetriebe, die regelmäßig mindestens 40 Prozent schwerbehinderte Menschen beschäftigen, gelten als gemeinnützige Zweckbetriebe.

Die mit der Gemeinnützigkeit verbundenen Steuervorteile beeinflussen ebenfalls wirtschaftlich positiv die produktive Arbeit des Inklusionsbetriebes. Unser Steuerrecht definiert Körperschaften als gemeinnützig, wenn sie sich der »selbstlosen Förderung der Allgemeinheit auf materiellem, geisti-

gem oder sittlichem Gebiet« widmen. Ist dies mit der Verfolgung konkreter und im Steuerrecht klar umschriebener Zwecke verbunden (die sich ausdrücklich in der Satzung der Körperschaft wiederfinden müssen), wird die Arbeit der Inklusionsfirma steuerlich begünstigt. Wichtig ist, dass bei einem gemeinnützigen Inklusionsbetrieb die Aktivitäten wirtschaftlicher Natur nicht die gemeinnützigen Aktivitäten überwiegen. Alle Überschüsse aus der Arbeit müssen immer wieder für die festgeschriebenen Zwecke eingesetzt werden. Wichtig ist auch, dass die Mittel zeitnah, d. h. ohne mittel- bis langfristige Vermögensbildung verbraucht werden (Verpflichtung zur zeitnahen Mittelverwendung).

Beachtet werden sollten zudem die regelmäßigen Aufzeichnungs-, Beleg- und Dokumentationspflichten. Dazu gehört beispielsweise auch die strikte buchhalterische Trennung der gemeinnützigen von anderen, eher wirtschaftlich ausgerichteten Tätigkeitsbereichen.

3. REGIONALE RAHMENBEDINGUNGEN

Bei Beachtung der regionalen Rahmenbedingungen galt es, zunächst den Blick auf die Bedarfslage zur Teilhabe am Arbeitsleben für die im BTHG beschriebenen Menschen zu lenken.

Sodann galt es, die Rahmenbedingungen des Grundstücks der Kirchengemeinde Groß Breesen und die der Region Guben zu skizzieren.



Das Pfarrhaus von Groß Breesen. Hier soll später die Pension entstehen. Foto: Gudrun Seifert

In dem Brandenburger Landkreis Neiße-Spree sind zwei WfbM (Werkstatt für behinderte Menschen)-Träger: »Die Lebenshilfe, Hand in Hand« und die »Spremberg Werkstätten« mit zusammen ca. 900 schwerbehinderten Beschäftigten im Arbeitsbereich etabliert. Trotz der relativ hohen Anzahl benötigt es ganz besondere Ambitionen, dass für Einzelne der Übergang auf den allgemeinen Arbeitsmarkt tatsächlich gelingen kann.

Der Pfarrhof erscheint als historisch gewachsener Mittelpunkt des Dorfes. Zugleich ist er von einer bemerkenswerten Ruhe geprägt. Für Kirche und Pfarrhaus besteht Denkmalschutz.



Blick in den Hof mit Gerätehaus (Teil der Pension) links und der Scheune im Hintergrund, in die der Hofladen einziehen soll. Foto: Gudrun Seifert

Zu den Flächen:

1. Pfarrhaus	Flurstück 517	= 5.390 m ²
2. Kirche und Teil Friedhof	Flurstück 514/1	= 4.010 m ²
3. Friedhof	Flurstück 516/1	= 4.590 m ²

Gesamt: = 13.990 m²

Die Stadt Guben präsentiert sich als Mittelzentrum mit ca. 20.000 Einwohnern. Als »Stadt der Tuche und Hüte«, aber auch als eine Stadt der »Gärten und Blüten« ist Guben im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts in die brandenburgische Landesgeschichte eingegangen. Vieles kann der Besucher kulturhistorisch neu entdecken.



Guben, Gubin und das nahe Areal des alten Pfarrhofs in Groß Breesen.

Infolge der geopolitischen Veränderungen seit Ende der 1990er Jahre hat die Grenze zu Polen eine neue Funktion als »Tor zum Osten« erhalten. Die Grenzstadt Guben hat die sich daraus ergebenden Chancen frühzeitig erkannt und Initiativen einer grenzübergreifenden Zusammenarbeit eröffnet. Als Grundlage einer gemeinsamen Planung und Entwicklung der Städte Guben und Gubin entstand 1998 das »Räumliche Strukturkonzept der Eurostadt Guben-Gubin«.

Die Stadt Guben engagiert sich für ihre wirtschaftliche Entwicklung. Als europäische Stadt überzeugt Guben mit dem Charme einer großen Kleinstadt im Süd-Osten Brandenburgs. Der Tourismus spielt dabei eine wichtige Rolle. Wichtig ist insbesondere der Fahrrad-Tourismus. In und um Groß Breesen verläuft der berühmte und erlebnisreiche »Oder-Neiße-Radweg«.

Seitens der Stadt werden aktiv Initiativen zur Weiterentwicklung des Tourismus und der infrastrukturellen Vielfalt unterstützt.

4. UNTERNEHMERISCHE HANDLUNGSOPTIONEN

Die Planungen der unterschiedlichen Arbeitsfelder auf dem Pfarrhof berücksichtigen in differenzierter Weise die vielfältigen Talente, Erfahrungen und Perspektiven der mitarbeitenden Menschen. Es erschien uns wichtig, dass die zu gestaltende Arbeitswelt eine reiche Diversität aufweist.

Mit den Planungen der Inklusionsfirma wurde ein Arbeitsumfeld angestrebt, in dem jeder, egal mit welcher Behinderung, welchen Geschlechts, welcher ethnischen Herkunft und welcher sexuellen oder religiösen Orientierung, fair behandelt wird und sich nach seinen individuellen Möglichkeiten einbringen kann.

Diversität und Inklusion sollen verschiedene Fähigkeiten, Sichtweisen und Hintergründe zusammenbringen und die besten Lösungen durch unterschiedliche Blickwinkel, kritische Fragen und Problemlösungen zur Konsequenz haben – entsprechend der Maxime der Charta der Vielfalt. Das ist eine Unternehmensinitiative zur Förderung von Vielfalt in Unternehmen und Institutionen und steht unter der Schirmherrschaft von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel. Träger der Initiative ist seit 2010 der gemeinnützige Verein Charta der Vielfalt e. V.

Vor der Gründung der Inklusionsfirma müsste deren wirtschaftliche Tragfähigkeit ermittelt und ein aussagefähiger Wirtschaft- bzw. Businessplan erstellt werden.

Bei allen betriebswirtschaftlichen Planungen und Bemühungen ist es erforderlich, dass sich die Akteure des Spannungsfeldes zwischen Wirtschaftlichkeit und dem sozialen Auftrag bewusst sind.

5. BETRIEBLICHE AUFSTELLUNG UND ARBEITSPLÄTZE

Für die aktuell leerstehende Scheune wurde – nach einem entsprechenden Ausbau – die Nutzung als Hofladen empfohlen:

Der Neuaufbau des Hofladens soll für Guben ein Alleinstellungsmerkmal haben. Eine Option dafür wäre, eine Begegnungsstätte für ein breites Publikum zu sein. Die Präsentation, Qualität und saisonale Ausrichtung der Sorti-

mente wären ebenfalls von hoher Bedeutung. Der Hofladen soll aus dem Blickwinkel der Besucher als Erlebniswelt verstanden werden.

Darin soll es ein Sozialcafé geben, das außerhalb der klassischen Touristensaison auch als Treffpunkt für unterschiedliche Gruppen aus dem Versorgungsgebiet Guben genutzt werden könnte, u. U. auch als Pflegestützpunkt, also als neutrale Beratungsstelle für Menschen, die Informationen aus einer Hand rund um das komplexe Thema Pflege benötigen.

Zugleich soll das Café auch als Frühstücksbereich für die geplante Fremdenpension dienen.

Die Kirche ist der markante und kulturhistorisch wertvolle Ort nicht nur für den Pfarrhof, sondern für ganz Groß Breesen. Leider wird sie gottesdienstlich und auch sonst nur noch sehr selten genutzt. Außerdem ist sie nicht beheizbar – und fällt daher in den kälteren Jahreszeiten mehr oder weniger aus. Daher empfehlen wir in unserem Konzept, die Kirche bautechnisch zu ertüchtigen und sie zu einem sozialen und kulturellen Teilhabeort für alle Menschen in der Gemeinde und für weitere Besucher zu entwickeln. Mit der Renovierung, dem Umbau und der Öffnung könnte die Kirche zu einer Art Dorfgemeinschaftshaus für den ländlichen Raum werden.

Ein Großteil der Anlage, der von Bebauung frei bleiben soll, kann gestaltet und einer Nutzung zugeführt werden. Hier könnten ein Kräutergarten und ein Garten der Sinne entstehen.

So eine gärtnerische Gestaltung der Außenanlagen würde eine für diese Region außergewöhnliche touristische Attraktion darstellen und natürlich auch den örtlichen Schulen einzigartige Erfahrungen bei außerschulischen Aktivitäten vermitteln können.

Die Ressourcenplanung sah eine Quote von mindestens 40 % Menschen mit Behinderung vor bei umfangreicher Teilzeitbeschäftigung, die aber immer über 15 Wochenstunden liegen soll.

Ein Hotel- bzw. Pensionsbetrieb erfordert eine hohe Zahl von Mitarbeitenden.

In unserem Konzept gingen wir von einem 3-Sterne-Haus mit ca. 30 Zimmern, d. h. ca. 60 Betten aus. Für ein Haus dieser Kategorie muss die Rezeption 14 Stunden pro Tag geöffnet sein – und das an sieben Tagen in der Woche. Eine tägliche Zimmerreinigung mit Wäschewechsel muss gewährleistet sein. Im Frühstücksraum (Sozialcafé) sollen ca. 50 Plätze zur Verfügung stehen. Viele der im Hotelbereich entstehenden Arbeitsplätze können durch Menschen mit Behinderung besetzt werden – je nach Art der Behinderung.

Grundsätzlich kann man von einem Schlüssel von 1 zu 2 ausgehen: pro zwei Zimmer ein Vollzeitarbeitsplatz.

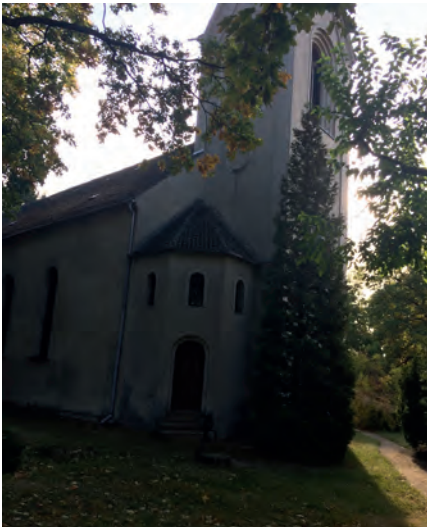
Das Sozialcafé soll als Begegnungsort einer multifunktionalen Nutzung durchgeführt werden. Arbeitskräfte können in Form eines Schichtdienstes entweder im Frühstücks- oder Cafébereich eingesetzt werden. Der Servicebereich steht dabei auch Menschen mit Behinderung offen.

Für den Hofladen gingen wir, je nach angebotenen Warenumfang und Öffnungszeiten, von zwei bis drei Vollzeit Arbeitsplätzen aus: Eine ausreichende physische und psychische Belastungsfähigkeit, Kommunikations- und Teamfähigkeit, Flexibilität, Kenntnisse und Überwachung der für Lebensmittelgeschäfte üblichen Regelungen gehören zum Anforderungsprofil.

Für den Außenbereich, also den Kräutergarten und den Garten der Sinne, wäre eine gärtnerische Fachkraft vonnöten. Viele Arbeitsfelder im Grünbereich sind aber auch von Menschen mit Behinderung abzudecken.

Auch mit Rücksicht auf die individuelle Leistungsfähigkeit würden deutlich mehr Arbeitskräfte als Stellen benötigt, da häufig Teilzeitarbeitsplätze entstehen würden.

Für den angestrebten Inklusionsbetrieb verwiesen wir auf mannigfaltige Förderungsmöglichkeiten.



Die Kirche von Groß Breesen. Neben Gottesdienst und Andacht soll sie zu einem Teilhabort für Begegnung und kulturelle Veranstaltungen entwickelt werden. Foto: Gudrun Seifert



Eine Gedenktafel an der Kirche erinnert an einen der berühmtesten Söhne Groß Breesens: Johann Crüger.

6. KOSTEN- UND FINANZIERUNGSPLANUNG, TRÄGERSTRUKTUR

Bei dem beschriebenen Planungsvorhaben besteht grundsätzlich ein recht hoher finanzieller Investitionsbedarf. Die Bereitschaft in der Gesellschaft, sozial zu investieren, wächst stetig, auch aufgrund der Niedrigzinsphase und der Akzeptanz geringerer Renditen.

Jedes Jahr stehen in Deutschland insgesamt bis zu 30 Milliarden Euro an Fördermitteln für gemeinnützige Aktivitäten zur Verfügung. Fördermittelgeber sind dabei die Europäische Union, der Bund, die Bundesländer, Soziallotterien sowie öffentliche und private Stiftungen.

Daneben ist auch das Fundraising eine probate Methode zur Fördermittelbeschaffung.

Grundsätzlich gilt: Ohne qualifiziertes Projektmanagement im eigenen Unternehmen, langen Atem und motivierte Planerinnen und Planer sind Fördermaßnahmen oft nicht erfolgreich einzuwerben und umzusetzen.

Die Kosten für die erforderlichen Umbau- und Neubaumaßnahmen wurden inkl. der Baunebenkosten in unserem Konzept grob eingeschätzt unter Berücksichtigung von Auflagen, z. B. der Denkmalpflege.

Im Laufe der Projektentwicklung stellte sich die entscheidende Frage nach der Trägerstruktur für den zukünftigen inklusiven Betrieb.

Folgende Gesellschaftsformen wurden diskutiert:

1. Der Verein – er berücksichtigt die Wirtschaftlichkeit des Vorhabens nicht in zielführender Weise;
2. Die GmbH – sie trägt dem Aspekt des gewünschten bürgerschaftlichen Engagements nicht ausreichend Rechnung;
3. Die Stiftung – sie hat keinen Sinn mangels Stiftungsvermögen;
4. Die eingetragene Genossenschaft – die Mitglieder bringen sich mit Kapital ein; bürgerschaftliches Engagement und wirtschaftlicher Austausch zum gegenseitigen Nutzen kommt hier am besten zur Geltung.

In der Wohlfahrtspflege wird in letzter Zeit häufiger über die Trägerform der Genossenschaft als Alternative zum Verein diskutiert. Dabei gewinnt zunehmend die Betrachtung der eingetragenen Genossenschaft (eG) als vereinsähnlicher Rechtsform mit wirtschaftlicher Zielsetzung an Aufwind. In Deutschland umfasst der Sektor der Genossenschaften, die sich speziell sozialen Zwecken widmen (auch Sozialgenossenschaften genannt), inzwischen ca. 400–450 Unternehmen, davon sind circa 150 in SGB-finanzierten Bereichen aktiv. Die Genossenschaft ist eine der ältesten Rechtsformen Deutsch-

lands. Es handelt sich dabei um Gesellschaften ohne geschlossene Mitgliederzahl mit dem gesetzlich verankerten Zweck, die Wirtschaft ihrer Mitglieder oder deren soziale oder kulturelle Belange durch gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb zu fördern.

Vorteilhaft ist auch die gesetzlich vorgeschriebene Mitgliedschaft in einem genossenschaftlichen Prüfungsverband: Die regelmäßige Prüfung schützt die Geschäftspartner und Mitglieder vor finanziellem Schaden. Darüber hinaus profitieren sie von Experten des Verbandes in betriebswirtschaftlichen, rechtlichen und steuerlichen Fragen.

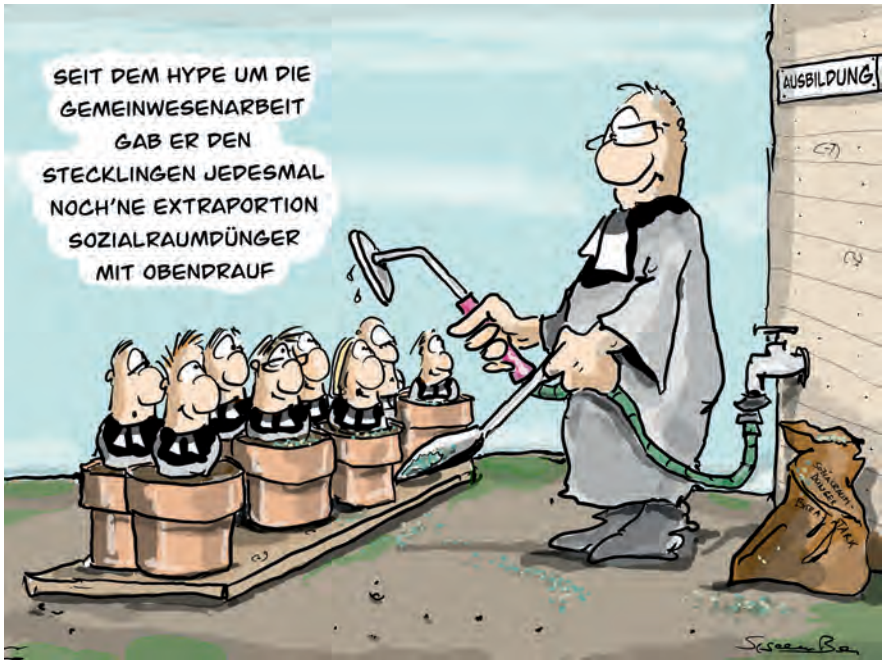
7. STRATEGISCHE UND POLITISCHE AUSRICHTUNG

Mit dem entwickelten Konzept zum Projekt »Kirche gibt Raum zur Teilhabe an Arbeit und Leben« soll auch ein Zeichen für Vielfalt, Ressourcenorientierung, Teilhabe und Inklusion gegeben werden. Schlüsselstrategie ist dabei Netzwerkbildung und Kooperation: Ausgestaltung des Netzwerks in Verbindung mit Zielsetzungen und Aufgaben. Netzwerke zielen auf Synergien zwischen vielen Handlungsfeldern ab, z. B. Angebotsgestaltung, Marketing-Kooperationen, Vertriebsförderung, gemeinsamer Einkauf touristischer Dienstleistungen oder regionaler Produkte, gemeinsames Qualitätsmanagement, Markenentwicklung, Fachkräftesicherung oder Identitätsförderung. Ihre Ziele können wirtschaftlich – mit der Schaffung von inklusiven Arbeitsplätzen – marketing- oder kundenorientiert sein.

Spannend wird sein, wie sich die zu bildende gemeinnützige Sozialgenossenschaft mit der Kirchengemeinde in der Region organisiert, ob die Bildung eines gegenseitigen Vertrauensverhältnisses gelingt, ob sich Unternehmerisches diakonisches Handeln mit bewahrender Kirchenverwaltung vertragen.

Klar ist jedoch geworden, dass mit der engagierten Intention der Konzeptentwicklung eine soziale Innovation in der Region Guben vorangekommen ist, die weitere Früchte tragen wird.

SEIT DEM HYPE UM DIE
GEMEINWESENARBEIT
GAB ER DEN
STECKLINGEN JEDESIMAL
NOCH'NE EXTRAPORTION
SOZIALRAUMDÜNGER
MIT OBENDRAUF





Gunther Schendel

SOZIALRAUMORIENTIERUNG IN DER KIRCHLICHEN AUSBILDUNG

Thematisiert am Beispiel der Ausbildung zum Pfarrberuf

I. »VON [DEN] BEDÜRFNISSEN DER MENSCHEN HER DENKEN« – EIN BEISPIEL AUS DER DISKUSSION VON PFARRERINNEN UND PFARRERN

Beginnen wir mit einer Szene aus einem Diskussionsprozess, zu dem eine norddeutsche Landeskirche ihre aktuellen bzw. künftigen Pastorinnen und Pastoren eingeladen hat. Rund 200 von ihnen sind zu einer Open-space-Konferenz zusammengekommen, um zum Thema »Pfarrberuf 2030« zu debattieren. Vertreten sind alle Altersgruppen, von Vikarinnen und Vikaren bis zu solchen Pastorinnen und Pastoren, die sich in Sichtweite des Ruhestands befinden. Gesucht werden die zehn Themen, die für die Weiterentwicklung des Pfarrberufs am wichtigsten sind. Als eines der wichtigsten Themen kommt die Sozialraumorientierung auf die Agenda, und zwar unter der Überschrift: »Evangelium bedarfsgerecht«. Am Ende wird das Ziel notiert: »Kirche sollte Resonanzraum sein für echte Fragen.« Sie soll »von [den] Bedürfnissen der Menschen her denken und mittendrin evangelisch leben und klar und normal kommunizieren«. Zudem soll sie sich als »ein Player von vielen vernetzen« (Dokumentation 2018: 65).

Im Hintergrund dieser Voten steht unverkennbar die Wahrnehmung, dass sich die Kirche in einer Relevanzkrise befindet: Die Negativfolie ist hier das Bild einer Kirche, die sich in einer Sonderwelt bewegt, und zwar thematisch, kommunikativ und sozial. Nun ist dieses Bild alles andere als neu.¹ Interessant ist allerdings, dass diese Diagnose jetzt mit der expliziten Forderung nach einer verstärkten Sozialraumorientierung verbunden wird (»Kirche im Sozialraum bzw. in Sozialräumen sein«) – und dass ganz ausdrücklich auch eine entsprechende Ergänzung der Ausbildung gefordert wird (»in Ausbildung anfangen«; Dokumentation 2018: 65).

Dieser Diskussionsgang aus dem Pfarrbildprozess der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers ist deshalb aufschlussreich, weil er ein Doppelpes zeigt:

1. Die sich hier meldenden Theologinnen und Theologen verbinden mit dem Stichwort »Sozialraum« vor allem die Hoffnung auf eine Perspektiv- oder Haltungsänderung. Die ganze Komplexität der ja aus der Sozialen Arbeit stammenden Sozialraumkonzepte ist dabei nicht zwingend im Blick (in der durchaus eindrucksvollen Stichwortsammlung fehlt z. B. die »Ressourcenorientierung«) (Spatschek/Wolf-Ostermann 2016: 15).
2. Diese Perspektiv- bzw. Haltungsänderung wird für so grundlegend gehalten, dass sie auch in die Ausbildung der Pastorinnen und Pastoren gehört.

2. SOZIALRAUMORIENTIERUNG IM CURRICULUM – EIN BEISPIEL AUS DEM PREDIGERSEMINAR LOCCUM

In der Tat scheint die Sozialraumorientierung zurzeit verstärkt in der Aus- und Fortbildung von Pastorinnen und Pastoren anzukommen, nachdem sie ja schon seit längerem Bestandteil der Ausbildung von Diakoninnen und Diakonen/Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen ist (Kirchenamt der EKD 2014: 52). Als Beispiel dafür lassen sich die Erweiterungen des Curriculums anführen, die gegenwärtig in der Aus- und Fortbildung am Predigerseminar Loccum sowie in der »Fortbildung in den ersten Amtsjahren« (FEA) der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers umgesetzt bzw. diskutiert werden. Am Predigerseminar Loccum, heute dem zentralen Ort der Vikariatsausbildung von fünf kooperierenden Kirchen in Nordwestdeutschland, hat die Sozialraum- erkundung seit der Gründung der Pastoralsoziologischen Arbeitsstelle der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers (1971) eine lange Tradition. Sie folgte

¹ Differenzierend zu solchen Wahrnehmungen (besonders bezogen auf die Rolle von Parochien) zuletzt Wegner 2019, S. 260f.

damals dem Paradigma der Gemeinwesenarbeit; im Vordergrund stand die »Situationsanalyse der Zielgruppen kirchlicher Arbeit« (Daiber 1973: 2; vgl. Schendel 2015). Jetzt steht dezidiert die sozialräumliche Perspektive im Vordergrund, und zwar gleich an mehreren Stellen:

- In der Einführungswoche zu Beginn des Vikariats erfolgt durch Mitarbeitende des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD eine erste Einführung in das »Paradigma« der Sozialraumorientierung (Spatschek/Wolf-Ostermann 2016: 13). Über die Vermittlung einer entsprechenden Haltung hinaus werden die Vikarinnen und Vikare mit qualitativen und quantitativen Methoden der Sozialraumerkundung vertraut gemacht. Außerdem erhalten sie den Arbeitsauftrag, in den folgenden Monaten eine elementare Sozialraumanalyse für ihre Vikariatsgemeinde (bzw. Teile davon) zu erstellen.
- Mit diesen Sozialraumanalysen (in Form eines Posters) arbeiten die Vikarinnen und Vikare in drei weiteren Kurswochen des ca. zweijährigen Vikariats weiter: in einer Kybernetikwoche, in der sie für exemplarische Kirchengemeinden in sozialräumlicher Perspektive Alternativen kirchlichen Handelns entwickeln, sowie in den Kurswochen zur Gemeinwesendiakonie und zur Jugendarbeit – in letzterer geht es z. B. um die außerkirchlichen relevanten Orte für Jugendliche und kirchliche Handlungsmöglichkeiten.

Dieses Konzept, das sich zurzeit noch in der Erprobung befindet, lehnt sich einerseits an die aktuell geltenden Standards für die zweite Ausbildungsphase an, die die Gemischte Kommission für die Reform des Theologiestudiums 2009 verabschiedet hat. In der entsprechenden Kompetenzmatrix zählt ja die Kenntnis von »Instrumente[n] der Analyse von Gemeinwesen« zu den »fachlich[en]« Kompetenzen für die »Grundaufgabe LEITUNG« (Gemischte Kommission 2009). Andererseits geht dieses Konzept aber auch über die Eckpunkte der Kompetenzmatrix hinaus, und zwar in doppelter Hinsicht: Während die Kompetenzmatrix den Pfarrerberuf im Wesentlichen auf die Kirchengemeinde fokussiert (»im Gegenüber und als Dienst an der Gemeinde«)² und den empfohlenen Kontakt in den »außerkirchlichen Bereich« sogleich religiös engführt (»insbesondere zu anderen Religionen«), implizieren die an sich ja wenig spektakulären Änderungen am Curriculum eine mehrfache Öffnung der Perspektive. In den Blick geraten andere kirchliche Handlungs-

² Nur ganz allgemein kommen andere kirchliche Ebenen und Handlungsformen in den Blick, wenn von der »Weiterentwicklung von Kirche und Gemeinde« die Rede ist (a. a. O.).

formen und Handlungsebenen (Diakonie, Region, Kirchenkreis), außerkirchliche Akteurinnen und Akteure (z. B. aus der Zivilgesellschaft) sowie lebensweltlich relevante Orte jenseits der kirchlichen Gebäude. Und außerdem wird eine veränderte Haltung angeboten, diskutiert und eingeübt, bei der es tatsächlich darum geht, »von [den] Bedürfnissen der Menschen her [zu] denken« – so lautete ja die Anregung der Pastorinnen und Pastoren aus dem eingangs geschilderten Pfarrbildprozess.

Zur Vertiefung dieser Perspektive ist in der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers außerdem an eine entsprechende Erweiterung des Fortbildungsangebots in den ersten Amtsjahren (FEA) gedacht. Überlegt wird ein Wochenendseminar für Pastorinnen und Pastoren *und* Interessierte aus Kirchenvorstand bzw. Sozialraum. Dieser Kurs soll als Auftakt einer Projektphase konzipiert werden, in der Kirchengemeinden bei externer fachlicher Begleitung konkrete Schritte sozialräumlichen Denkens und Handelns planen und umsetzen. Ein Hilfsmittel der Sozialraumerkundung können dabei auch die umfangreichen georeferenzierten Daten sein, über die die Ev.-luth. Landeskirche Hannovers verfügt (u. a. auch SINUS-Milieus, Limbic). Gedacht ist daran, den Umgang mit diesen Daten im Rahmen des geplanten Wochenendseminars zu vermitteln.

3. WAS MACHT DIE SOZIALRAUMPERSPEKTIVE INNERKIRCHLICH SO ATTRAKTIV? – EINIGE HINWEISE

Die Einführung der Sozialraumperspektive bedeutet mehr als die Einführung bestimmter Tools. Sie verändert den Blick auf die Kirche und auf die Rolle der kirchlichen Akteurinnen und Akteure, ähnlich wie das schon unter den Vorzeichen der Gemeinwesenarbeit und der »Milieubrille« war. Und zugleich ist die gegenwärtige Attraktivität der Sozialraumperspektive ein Indikator für den Transformationsdruck, mit dem sich kirchliche Strukturen und Rollenbilder aktuell konfrontiert sehen; beim eingangs erwähnten Hinweis auf die aktuelle Relevanzkrise der Kirche wurde dieser Druck ja schon sichtbar. Die spezifischen Voraussetzungen, Nebenwirkungen und Folgen der Arbeit mit der Sozialraumperspektive sollen im Folgenden wenigstens kurz skizziert werden. Ihre Vergegenwärtigung und Reflexion gehören ebenfalls – und vielleicht sogar noch verstärkt – in die Aus- und Fortbildung von Pastorinnen und Pastoren.

Strukturell befinden sich die evangelischen Landeskirchen – um mit Steffen Schramm zu sprechen – nach der Phase der funktionalen Differenzierung aktuell in der »Integrations- und Assoziationsphase« (Schramm 2015: 476). Die Auseinanderentwicklung und »Versäulung« von Ortsgemeinde und funktionalen Diensten, aber auch der Diakonie wird zunehmend problematisiert. Regionen und der Kirchenkreis gewinnen eine neue intermediäre Rolle. Durch Konzepte der Gemeinwesendiakonie werden eine Auflösung der Versäulung und ein erneuter Brückenschlag zwischen den Ortsgemeinden und der Diakonie angestrebt. All dies sind Kennzeichen der von Schramm herausgearbeiteten aktuellen *Integrationsphase*: Im Zuge einer zunehmend bewusster durchgeführten Auftragsorientierung sind nicht mehr die (historisch oft zufälligen) Gemeindegrenzen, sondern tendenziell alle kirchlichen Akteurinnen und Akteure in größeren räumlichen Einheiten im Blick. Im Sinne einer Organisationslogik wird verstärkt nach Synergieeffekten gesucht. Die zitierte *Assoziationsphase* geht darüber hinaus, indem die Perspektive verstärkt für die »Umwelt« geöffnet wird: Dazu gehören die Kooperation und die Strategieentwicklung mit außerkirchlichen Akteurinnen und Akteuren »zum gesellschaftlichen Nutzen« (Schramm 2015: 481). Diese Assoziationsphase steht nach Schramms Beobachtung noch am Anfang, doch gibt es etliche Beispiele für ein zivilgesellschaftliches Engagement von Kirchengemeinden, in denen in konkreten Sozialräumen durch Kooperation gemeinsam gesellschaftliche Verantwortung übernommen wird (Ohlendorf/Rebenstorf 2019).

Hermeneutisch relevant ist die aktuelle Renaissance kontextueller Theologien. Hatte die kontextuelle Theologie lange in den sogenannten Dritt-Welt-Theologien ihren »Sitz im Leben«, so prägt die Forderung nach Kontextualität zahlreiche gegenwärtige kirchliche Strömungen und Aufbruchsbewegungen. Das gilt für die »Fresh Expressions of Church« mit ihrer Forderung nach einem »double listening« (Hören »auf die Situation und die Menschen vor Ort« – Hören auf »Gottes Handeln in der Welt«) (Bils 2018: 32) genauso wie für die von liberalen Theologinnen und Theologen geforderte verstärkte Kompetenz »für die Religion der Menschen« (Gräb 2016: 135). Kennzeichnend für die hier intendierte »kontextbezogene Kommunikation des Evangeliums« (Grethlein 2018: 246) ist mindestens ein Doppeltes: die Orientierung an den relevanten, den »generativen« Themen, die die Menschen im Kontext bzw. in Sozialräumen bewegen (Küster 2011: 61, nach Paulo Freire), und die Bereitschaft, das Evangelium auch jenseits der »Grenzen des Raums verfasster Kirchen« zu kommunizieren (Grethlein 2018: 284). Die Orientierung an den relevanten Themen, den »Bedürfnissen« der Menschen im Quartier oder im

Dorf (EKM 2019), spielt z. B. bei den u. a. von den Fresh Expressions inspirierten Erprobungsräumen der Ev. Kirche in Mitteldeutschland eine besondere Rolle. Idealerweise sollen dann diese Bedürfnisse und nicht die kirchliche Logik der Ausgangspunkt für die Art und Weise sein, wie ein sich darauf beziehendes kirchliches Handeln – oft projekthaft, vorläufig, korrigierbar – Gestalt gewinnt. Ähnliche Einsichten stehen auch hinter dem Konzept der »kirchlichen Regionalentwicklung« mit dem Blick auf die verschiedenen (geographischen und digitalen) Räume, in denen Menschen sich bewegen (Ebert/Pompe 2014: 102). Von daher ist das hiermit verbundene Plädoyer für eine kontextorientierte Pluralisierung der kirchlichen Angebote und Strukturen überaus plausibel.

Personell stehen die Kirchen ebenfalls vor großen Veränderungen. Das gilt für die Nachwuchsgewinnung, mindestens in gleichem Maße aber auch für die Rollen, in denen kirchliche Professionelle künftig agieren. Eine wachsende Bedeutung dürfte die *hermeneutische Kompetenz* bekommen. Die Stärkung der bereits erwähnten Religionskompetenz steht im Mittelpunkt der Ausbildungsreform, die die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck aktuell plant (Sommer/Friedrichs 2019: 80). Eine Erweiterung um eine umfassendere Sozialraumkompetenz (im Sinne einer Fähigkeit zur Kontextualisierung) erscheint naheliegend. Dazu kommt die Aufgabe, in Zukunft verstärkt in *multiprofessionellen* Teams von Hauptamtlichen und z. T. semiprofessionellen Ehrenamtlichen zu arbeiten. Steffen Schramm hat darauf hingewiesen, dass in Zeiten verstärkter Auftragsorientierung die Entwicklung »von der Steuerung über Berufsrollen zur Steuerung durch strategische Konzepte« geht (Schramm 2015: 523). Hier ist die Zeit der Versäulung ebenfalls vorbei. Aber auch die sozialräumliche Perspektive kann den Blick für die Teamarbeit schärfen. Wenn es nicht mehr nur um ein segmentär beschriebenes kirchliches Arbeitsgebiet geht, sondern um ein Quartier oder eine Region mit ganz bestimmten Ressourcen und Herausforderungen, dann kann das Anlass sein, konkrete Aufgaben noch einmal zu neu verteilen (vgl. Schendel [2020]). Das gilt gerade dann, wenn Ehrenamtliche – ob nun von »innerhalb« oder »außerhalb« kirchlicher Zusammenhänge – eine neue Bedeutung gewinnen. Diese Teamarbeit erfordert bestimmte Handlungskompetenzen, die in der Kompetenzmatrix für die zweite Ausbildungsphase z. T. bereits skizziert sind (»mit Mitarbeiter/innen in der Kirchengemeinde zu kooperieren, sie anzuleiten und zu motivieren«); sie wären jedoch über die Grenzen der Kirchengemeinde hinaus auszuweiten und in Richtung einer gleichberechtigten Kooperation von Unterschiedlichen zu ergänzen. Darüber hinaus erscheint gerade vor dem Hinter-

grund der sozialräumlichen Perspektive *Entrepreneurship* wichtig, eine Haltung, die im aktuellen Schweizer Kompetenzstrukturmodell für das evangelisch-reformierte Pfarramt eigens erwähnt wird. Diese Haltung wird hier mit folgenden Stichworten erläutert: »Mut, Risikofreude, Wagnis. Pfarrer/-innen dürfen Fehler machen. Sie sollen neue Formen von Kirche – gemeinsam mit ihren Gemeinden – entdecken. Und ebenso mutig Formen aufgeben, die keine Vitalität mehr besitzen.« (Schaufelberger 2016: 31)

4. FAZIT: EINE ERSTE SPUR FÜR WEITERE DISKUSSION

Der vorliegende Beitrag will darauf hinweisen, dass die bewusste Hineinnahme der Sozialraumperspektive in die Ausbildung zum Pfarrberuf kein schlichtes Additivum zum bisherigen Curriculum darstellt. Recht verstanden – und so hatten es ja auch die Theologinnen und Theologen auf der Pfarrbildkonferenz gewünscht – ist die Übernahme der Sozialraumperspektive durchaus folgenreich. So könnte sie auch Impulse geben für die aktuelle Diskussion der betreffenden Gremien und Fachverbände über die »Modernisierung der Ausbildung zum Pfarrberuf« (Synode der EKD 2019). Das gilt gerade für das Pfarrbild³ und die Frage nach den entsprechenden Kompetenzen, wobei beides in diesem Beitrag eher angedeutet als ausgeführt werden konnte. Hier konnte es nur darum gehen, eine erste Spur zu legen in der Hoffnung, dass die Diskussion um die Konsequenzen des Sozialraum-Paradigmas für den Pfarrberuf weitergeht.⁴

³ Eine erste, eher assoziative Aufnahme der Raummetapher hat Dietmar Schmidt-Pultke vorgelegt. Er spricht von der Pfarrperson als »Raumpfleger[*in] neuen Typs« (Schmidt-Pultke 2015).

⁴ Diese Diskussion ist deshalb umso wichtiger, weil bislang eine »dezidiert ausformulierte[.] Theologie des Sozialraums« fehlt (Hörsch 2019: 5). Erste weiterführende Ansätze z. B. in Wegner 2014. Verheißungsvoll scheint mir ein trinitarischer Ansatz, der eine inkarnatorische Deutung der Sozialräume mit dem Hinweis auf ihre Ambivalenz verbindet (zwischen Gestaltbarkeit und der Reproduktion von Ungleichheit und Exklusion).

LITERATUR

- Sandra Bills: Die Relevanz des Kontexts in und für Fresh Expressions of Church, in: *Praktische Theologie*, 1-2018, S. 30–34.
- Tobias Braune-Krickau: *Religion und Anerkennung. Ein Versuch über Diakonie als Ort religiöser Erfahrung*, Tübingen 2015.
- Karl-Fritz Daiber: *Pastoralsoziologie als praktisch-theologische Disziplin. Die Anfänge der Pastoralsoziologischen Arbeitsstelle Hannovers*, Typoskript 1973, 2 (Landeskirchliches Archiv Hannover, Generalakte 2224-5).
- Dokumentation der OpenSpace-Workshops im Rahmen der Pfarrkonferenz der Landeskirche Hannovers vom 14. bis 16. Mai 2018 in Hildesheim, Hannover 2018.
- Evangelische Kirche in Mitteldeutschland (EKM), 7 Kennzeichen von Erprobungsräumen, 2019 (<https://www.erprobungsraeume-ekm.de/erprobungsraeume/7-kennzeichen-von-erprobungsraeumen>, Zugriff: 3.1.2020).
- Gemischte Kommission: *Kompetenzmatrix zweite Ausbildungsphase*, 2009 (<https://www.predigerseminar-nuernberg.de/attachments/article/14/Kompetenzmatrix%20zweite%20Ausbildungsphase%20beschlossene%20Fassung.pdf>, Zugriff: 3.1.2020).
- Wilhelm Gräß: *Der pastorale Beruf: Kirche für die Religion der Menschen*, in: Schaufelberger/Hartmann, *Perspektiven für das Pfarramt*, S. 135–139.
- Christian Grethlein: *Kirchentheorie. Kommunikation des Evangeliums im Kontext*, Berlin/Boston 2018.
- Daniel Hörsch: *Kirche und Diakonie im Sozialraum. Erkundungen und Perspektiven, Brennpunkt Gemeinde: Studienbrief G 9*, Berlin 2019.
- Kirchenamt der EKD (Hrsg.): *Perspektiven für diakonisch-gemeindepädagogisches Ausbildungs- und Berufsprofile (EKD-Texte 118)*, Hannover 2014.
- Volker Küster: *Einführung in die Interkulturelle Theologie*, Göttingen 2011.
- David Ohlendorf/Hilke Rebenstorf: *Überraschend offen. Kirchengemeinde in der Zivilgesellschaft*, Leipzig 2019.
- Thomas Schaufelberger/Juliane Hartmann: *Perspektiven für das Pfarramt. Theologische Reflexionen und praktische Impulse zu Veränderungen in Berufsbild und Ausbildung*, Zürich 2016.
- Thomas Schaufelberger: *Das Kompetenzstrukturmodell mit zwölf Standards für das evangelisch-reformierte Pfarramt*, in: Schaufelberger/Hartmann, *Perspektiven für das Pfarramt*, S. 17–32.
- Gunther Schendel: »Eine veränderte Form des Eindringens von Wirklichkeit«. *Die Pastoralsoziologische Arbeitsstelle der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers und ihre Etablierung (1971–1973)*, in: *Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte*, 113. Band 2015, S. 373–386.
- Gunther Schendel: *Relevant im Sozialraum, profiliert im Team? Aktuelle Veränderungen und Perspektiven im Pastoren- und Diakonenberuf* [erscheint 2020 im *Jahrbuch Sozialer Protestantismus*, Bd. 12].

- Dietmar Schmidt-Pultke: Impuls zur Diskussion um das Pfarrbild, 2015 (https://www.landeskirche-braunschweig.de/uploads/tx_mitdownload/Impuls_Pfarrbild_Raumpfleger_neuen_Typs_2015_2016-3.pdf, Zugriff: 3.1.2020)
- Regina Sommer/Lutz Friedrichs: Berufsziel Pfarrer*in – Aufgaben und Perspektiven für die theologische Ausbildung und Nachwuchsgewinnung, in: epd-Dokumentation 30/2019, S. 76–83.
- Christian Spatscheck/Karin Wolf-Ostermann: Sozialraumanalysen. Ein Arbeitsbuch für soziale, gesundheits- und bildungsbezogene Dienste, Opladen/Toronto 2016.
- Synode der EKD: Beschluss der 12. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland auf ihrer 6. Tagung zur Ausbildung zum Pfarrberuf, 13.11.2019 (<https://www.ekd.de/beschluesse-synode-2019-50920.htm>, Zugriff: 3.1.2020).
- Gerhard Wegner: Nächstenliebe im Gemeinwesen. Theologische Perspektiven, in: Ders., Moralische Ökonomie. Perspektiven lebensweltlich basierter Kooperation, Stuttgart 2014, S. 123–144.
- Gerhard Wegner: Welche Zukunft hat die Kirchengemeinde in Deutschland? – Zu den Kontexten einer Studie, in: Ohlendorf/Rebenstorf, Überraschend offen, S. 258–267.



Ellen Eidt & Saranda Frommold

SOZIALRAUMANALYSE ALS ENTWICKLUNGSINSTRUMENT FÜR DIAKONISCHE PRAXIS

Sozialraumorientierung kann wohl aktuell als das zentrale Paradigma in Sozialpolitik und Sozialer Arbeit, aber auch in der Stadt- und Raumentwicklung bezeichnet werden. Im diakonisch-kirchlichen Raum lässt sich daran mit dem biblischen Motto »Suchet der Stadt Bestes und betet für sie zum HERRN« (Jeremia 29,7) gut anknüpfen. Doch die Wege (darunter auch Sozialraumanalysen), diese Grundorientierung konsequent in konkrete Handlungspraxis zu übersetzen, sind methodisch durchaus anspruchsvoll und mit dem einen oder anderen Stolperstein gepflastert sowie hin und wieder nur eingeschränkt zu begehen. Dies soll nachfolgend am Beispiel aktueller Entwicklungs Herausforderungen der Berliner Stadtmission veranschaulicht werden, die schon seit ihrer Gründung im Jahr 1877 die Orientierung am »Besten der Stadt« als ihre zentrale Verpflichtung versteht.

Von der Gründung der Berliner Stadtmission bis heute gab und gibt es immer wieder Situationen, in denen unmittelbare Not in Berlin – quasi über Nacht – zum Handeln herausfordert: Der inzwischen berühmte »Kältebus« wurde vor 25 Jahren nach dem Kältetod eines obdachlosen Menschen schon in der nächsten Nacht zum ersten Mal auf die Straßen Berlins geschickt. Die ersten beiden Traglufthallen, die dann bundesweit Nachahmung fanden, wurden im Moabiter Poststadion im November 2014 innerhalb von drei Wochen als Notunterkunft für geflüchtete Menschen – auch gegen politischen und nachbarschaftlichen Widerstand – bezugsfertig. Die Konzeptio-

nen für die Arbeit entstanden in beiden Fällen erst nach und nach und bei laufendem Betrieb. Für diese Bereitschaft und Fähigkeit zu raschem – auch unkonventionellem – Handeln ist die Berliner Stadtmission bundesweit bekannt. Gott sei Dank sind in Deutschland solche akuten Handlungsbedarfe eher die Ausnahme als die Regel. Viele Handlungsfelder diakonischer Arbeit werden bei der Berliner Stadtmission seit Jahrzehnten kontinuierlich oder auch in Stufen weiterentwickelt. Häufig setzen veränderte Finanzierungsgesetzmäßigkeiten oder die Beobachtung gesellschaftlicher Veränderungsprozesse dafür die initialen Veränderungsimpulse.

Die verschiedenen Pflegereform- und Pflegestärkungsgesetze der letzten Jahrzehnte und die UN-Behindertenrechtskonvention mit dem daraus abgeleiteten Bundesteilhabegesetz in seinen aufeinander aufbauenden Umsetzungsstufen in Kombination mit einem deutlich zunehmenden Fachkräftemangel und veränderten Erwartungen von Angehörigen und Bewohnerinnen und Bewohnern in den stationären Einrichtungen der Alten- und Eingliederungshilfe konfrontierten die Berliner Stadtmission mit erheblichem Veränderungsdruck. Die damit verbundene Planungsunsicherheit wurde im konkreten Fall noch dadurch verstärkt, dass die Einrichtungen der Alten- und Eingliederungshilfe im Berliner Randbezirk Treptow-Köpenick sowie im Landkreis Dahme-Spreewald liegen – und sich damit der Kernkompetenz »Großstadtdiakonie« immer wieder zu entziehen schienen. Sozialraumorientiertes Vorgehen auf der Grundlage einer schwerpunktmäßig qualitativ angelegten Sozialraumanalyse soll hier nun für Abhilfe sorgen.¹ Damit verbindet sich zugleich die Hoffnung einer stärkeren Vernetzung mit anderen kommunalen Akteurinnen und Akteuren und Aktivitäten, die sich in eine ähnliche Richtung bewegen.

¹ Für weiterführende Informationen zum Thema Sozialraumorientierung, verschiedenen Typen von Sozialraumanalysen, zu den Grundhaltungen in diesem Zusammenhang und zur grundlegenden Bedeutung der zentralen Fragestellung und der daraus abzuleitenden Nutzung verschiedener Methoden und Instrumente der Datenerhebung und Datenanalyse sowie der sich daran anschließenden Konzeptionsentwicklung empfiehlt sich Christian Spatscheck/Karin Wolf-Ostermann, Sozialraumanalysen. Ein Arbeitsbuch für soziale, gesundheits- und bildungsbezogene Dienste, Opladen/Toronto 2016. Gegenüber der bei Spatscheck vorgeschlagenen Interpretation qualitativer Daten mit Hilfe der Inhaltsanalyse nach Mayring (vgl. Philipp Mayring, Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, 12. Auflage/Neuaufgabe Weinheim/Basel 2015) bietet die Nutzung der Dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack vertiefte Erkenntnismöglichkeiten: Vgl. Ralf Bohnsack, Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 9. Auflage Opladen/Toronto 2014, S. 33–70.

SOZIALRAUMORIENTIERUNG – METHODISCHE HERAUSFORDERUNGEN

Die Jugendfreizeiteinrichtung, in der die Ortsteilwerkstatt stattfindet, wird heute vor allem von der älteren Generation besucht. Kaum jemand ist jünger als 60. Zwischendurch kommen ein paar Jugendliche, die sich jedoch eher für die angebotenen Snacks und Getränke interessieren und von den Verantwortlichen schleunigst hinausgebeten werden. Die meisten, die den Weg in diesen hinteren Winkel des Siebziger-Jahre-Stadtteils gefunden haben, sind Mitarbeitende einer der sozialen Einrichtungen im Viertel. Außerdem sind Verwaltungsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter, Bezirksverordnete und der Bezirksbürgermeister gekommen. Die mit der Erarbeitung einer städtebaulichen Konzeptstudie beauftragte Planergemeinschaft stellte an diesem Abend die Ergebnisse ihrer ersten Arbeitsschritte vor. Aus den Gesprächen mit Fachämtern, der Auswertung bezirklicher Daten und einer Fototour durch den Bezirk wurden Erkenntnisse zu Sanierungsbedarfen und Ideen für Entwicklungsmöglichkeiten gewonnen und erläutert. Ein Foto von einer maroden Skaterbahn ruft Verwunderung beim älteren Publikum hervor, da offensichtlich niemand weiß, wo sie sich überhaupt befindet. Die Verantwortlichen lassen sich von den Zwischenrufen nicht beirren. In kurzen Worten wird der Handlungsbedarf für das Viertel, der aus den statistischen Daten des Bezirkes errechnet wurde, erläutert. Dieser Bedarf soll nun von den Anwesenden diskutiert werden. Dafür warten vier Dialoginseln unter den vielversprechenden Überschriften »Verkehr, Grün, Soziales und offene Themen« auf die Teilnehmenden. An jeder Insel liegt eine große Karte der fest umrissenen Bezirksregion aus. Eine Stadt jenseits der eingezeichneten Region scheint nicht zu existieren. Drei Flächen auf der Karte sind rot-weiß markiert. »Potenzialflächen« seien das, brachliegende Flächen, wo Handlungsmöglichkeiten bestehen. Die Anwesenden diskutieren rege, am Ende gibt es vier Stellwände, die mit Karteikärtchen gespickt sind, und viele zufriedene Gesichter bei den Planern. Die Ortsteilwerkstatt wird als Erfolg für Bürgerbeteiligung gewertet. In den nächsten Wochen wird die Planergemeinschaft ihr Gesamtkonzept erarbeiten. Draußen vor der Tür sitzen immer noch Jugendliche: einige spielen Fußball, andere rauchen gemeinsam mit den Jugendlichen aus der angrenzenden Flüchtlingsunterkunft. Wie sie sich die Zukunft ihres Stadtteils vorstellen und den Sozialraum mitgestalten wollen? Danach hat sie keiner gefragt.

Politik und Verwaltung setzen hier wie auch andernorts offensichtlich in der sozialen Stadt- und Kommunalplanung auf Sozialraumorientierung: Bezirke, Ortsteile oder auch einzelne Bezirksregionen werden als fachüber-

greifende Planungs- und Gestaltungsräume verstanden, die entwickelt werden sollen.² Die lokale Bevölkerung soll in ihrer Expertenfunktion in eigener Sache auftreten, Potenzial aktiviert und Menschen mobilisiert werden.³ Wenn Stadt oder Kommune unter der Logik von territorialen Teilgebieten bzw. Sozialräumen betrachtet werden, sollen daraus Möglichkeiten abgeleitet werden, Institutionen und soziale Dienste im Rahmen von Modernisierungs- und Anpassungsprozessen neu zu gestalten.⁴ Obwohl die territoriale Bedeutung von Raum nicht zu unterschätzen ist, ist er doch nicht zwangsläufig deckungsgleich mit dem sozialen Raum, in dem sich Menschen tatsächlich zur Erfüllung ihrer Bedürfnisse (Wohnen, Arbeit, Freizeit, Gesundheit, Sozialkontakte usw.) bewegen. Fragt man nach tatsächlichen Bewegungen im Raum und nach der Bedeutsamkeit von Räumen, dann wird erst sichtbar, dass sich der Sozialraum nicht in eine Karte einzeichnen lässt, sondern immer wieder neu entsteht. Wird dies außer Acht gelassen, besteht die Gefahr, dass Räume erneut zu starren Containern werden, die mit tatsächlichen Sozial- und Lebensräumen wenig zu tun haben und den Menschen, die in ihnen leben, nicht entsprechen.

Wenn Handlungsbedarfe ausschließlich anhand institutioneller Parameter abgeleitet und auf eine rein territoriale Logik festgeschrieben werden, verwundert es nicht, dass selbst in einem öffentlichen Mitwirkungsprozess die Menschen, um die es eigentlich geht, nur zu einem kleinen Teil erreicht werden. Wenn Stadtentwicklungsprozesse oder Soziale Arbeit nicht einfach nur dominierende Raumbilder reproduzieren wollen, dann muss die Schaffung von Ermöglichungskontexten für möglichst alle Betroffenen das Ziel sein. Sozialraumorientierung ist nur dann konsequent umgesetzt, wenn Menschen dabei unterstützt werden, ihren Sozialraum aktiv und selbsttätig zu gestalten und dabei ihre Ansprüche einzufordern. Wo Menschen als Subjekte handeln können, da werden sie nicht von außen entwickelt. Aus Betroffenen werden nach Möglichkeit Akteurinnen und Akteure. Eine zentrale Vor-

² Vgl. Christian Büttner (Bezirksamt Pankow), Die Sozialraumorientierte Planungs- und Koordinationsarbeit in der bezirklichen Verwaltung, in: Zeitschrift für amtliche Statistik Berlin Brandenburg (2) 2017, S. 20–24, S. 20.

³ Vgl. Fabian Kessl/Hans-Uwe Otto/Holger Ziegler, Einschließen oder aufmachen? Der Raum, sein Kapital und deren Nutzer, in: Marlo Riege/Herbert Schubert (Hrsg.), Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis. 2. Auflage Wiesbaden 2005, S. 191–205, S. 191 f.

⁴ Vgl. Christian Reutlinger, Die Stadt als sozialer Raum und die Raumbezogenheit sozialer Probleme in der Stadt, in: Detlef Baum (Hrsg.), Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden 2007, S. 95–110, S. 95 und 102 ff.

aussetzung dafür aber ist, dass bereits in den Schritten der Sozialraumanalyse die tatsächlichen Adressatinnen und Adressaten von Anfang an als Subjekte und Akteurinnen bzw. Akteure einbezogen werden.

SOZIALRAUMANALYSE UND AUSWAHL DER ERHEBUNGSINSTRUMENTE FÜR DIE DIAKONISCHE PRAXIS

Was bedeutet dieser Ansatz nun konkret für die Bewältigung der zu Beginn geschilderten gesellschaftsdiakonischen Herausforderungen? Natürlich geht es, wenn der 2016 erschienene Siebte Altenbericht der Bundesregierung prognostiziert, dass 2050 zwischen 33 und 40 Prozent der Bevölkerung über 60 Jahre alt sein werden, auch um das Feststellen eines zahlenmäßigen Bedarfes und die Bewältigung durch einen quantitativen Ausbau von Hilfsangeboten. Dafür stehen in der Regel bereits gut aufbereitete statistische Daten zur Verfügung.⁵ Die viel grundsätzlicheren Fragen der Lebensqualität und der zunehmend individualisierten Lebensentwürfe lassen sich damit allein jedoch noch nicht beantworten. Wie wollen Menschen ihr Leben durch aktive und sinnstiftende Teilhabe am gesellschaftlichen Leben in Zukunft gestalten? Woher können Hilfestellungen kommen, wenn die eigene Kraft und die eigenen Möglichkeiten nicht oder nicht mehr ausreichen? Diese Fragen betreffen nicht nur die Altenhilfe, sondern auch die Eingliederungshilfe.⁶ Die politischen Leitlinien fordern für beide Bereiche ambulant vor stationär,⁷ selbst wenn die finanziellen Anreize der Kostenträger im Moment teil-

⁵ Statistische Landesämter, das Statistische Bundesamt, die Homepages von Ministerien auf Bundes- und Landesebene sowie die einschlägigen Seiten der Landkreise und Städte bieten hier in der Regel gute Grundlagen, häufig in Form von Regionaldatenatlanten. Interessante Daten finden sich auch auf der Seite von »GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften« (www.gesis.org). Aus Gründen des Datenschutzes ist es oft schwierig, für kleinere Ortschaften verlässliche Sozialdaten zu bekommen. Die Erfahrung zeigt jedoch, dass hier die Verantwortlichen unmittelbar vor Ort durchaus informiert und auskunftsfähig sind.

⁶ Vgl. Monika Treber/Hans-Stephan Haas, Enabling Community. Gemeinwesen zur Inklusion befähigen!, in: Wolfgang Schütte (Hrsg.), Abschied vom Fürsorgerecht. Von der »Eingliederungshilfe für behinderte Menschen« zum Recht auf soziale Teilhabe, Münster 2011, S. 146 ff.

⁷ Vgl. Marlo Riege/Herbert Schubert, Zur Analyse sozialer Räume – Ein interdisziplinärer Integrationsversuch, in: Marlo Riege/Herbert Schubert (Hrsg.), Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis, 2. Auflage Wiesbaden 2005, S. 7–68, S. 29.

weise noch eine andere Sprache sprechen. Selbstbestimmung in jedem Lebensalter und jeder Lebenslage rücken zunehmend in den Vordergrund. Wie also muss eine Sozialraumanalyse aussehen, welche die Grundlagen für sozialraumorientiertes Planen und Handeln eines diakonischen Trägers angesichts dieser Herausforderungen legen kann?

Diese entscheidenden Fragestellungen können nur im Rahmen einer Erkundung der Lebenswelt der Adressatinnen und Adressaten bzw. ihrer Angehörigen aufgeworfen und beantwortet werden. Wie gestalten sie ihren Lebensraum? Was ist für sie handlungsleitend und relevant? Wie gehen sie mit Herausforderungen um, die sich ihnen stellen? Der Sozialraum muss aus der Perspektive derjenigen Akteure betrachtet werden, die ihn konstituieren. Vor allem qualitative Untersuchungsmethoden wie leitfadengestützte (ethnographische) Interviews, Gruppendiskussionen sowie teilnehmende Beobachtungen stehen dabei im Vordergrund. Um nicht Deutungen von außen an die befragten Akteurinnen und Akteure und ihre Sinnkonstruktionen heranzutragen, verpflichtet sich diese qualitative Zugangsweise zur Offenheit im gesamten Forschungsprozess.⁸ Erzählaufforderungen müssen demnach stets so konzipiert sein, dass sie den Befragten Raum geben, ihr eigenes Relevanzsystem darzustellen. Eigene Deutungen müssen zurückgestellt bzw. im Vorfeld transparent gemacht und fortlaufend kritisch reflektiert werden. Gleichzeitig erfordert diese Herangehensweise einen Paradigmenwechsel vom bloßen »Was wird gesagt?« zum genauen Wahrnehmen des »Wie und Wozu wird es gesagt?«. Erst dann ist es möglich, den Sinn und die Beweggründe von Aussagen zu verstehen. Im Zentrum der Analyse stehen somit die Interessen der Menschen, was sie bewegt, was sie ärgert, wie sie damit umgehen und welche Idee sie vom Zusammenleben haben.⁹

⁸ Vgl. Jan Kruse, *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz*, Weinheim 2014, S. 26, 182, 369 ff. und 394. Besonders empfehlenswert ist daneben auch: Aglaja Przyborski/Monika Wohlrab-Sahr, *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*, 4. Aufl. München 2013.

⁹ Vgl. Wolfgang Hinte, *Sozialräume gestalten statt Sondersysteme befördern. Zur Funktion Sozialer Arbeit bei der Gestaltung einer inklusiven Infrastruktur*, in: *Teilhabe 50* (2011), 3, S. 102.

DIE EIGENE ROLLE IM SOZIALRAUM UND DIE AUSWAHL VON GESPRÄCHSPARTNERINNEN UND GESPRÄCHSPARTNERN

Je nach Fragestellung und Zielrichtung des Vorhabens bietet es sich an, mit Vertreterinnen und Vertretern ganz unterschiedlicher Gruppen zu sprechen, wie z. B. der Politik und der Zivilgesellschaft, sozialer Dienste, von Vereinen, Unternehmerinnen und Unternehmern vor Ort, aber auch mit den Menschen, die dort leben und arbeiten. Sozialraumorientierung wird für diakonische Unternehmen nur dann möglich, wenn sie sich selbst ebenfalls als gestaltende Akteure im Sozialraum verstehen und den analytischen Blick deshalb auch nach innen auf die eigenen Einrichtungen und Dienste lenken. Entsprechen sie dem, wie Menschen leben wollen? Bieten sie die gewünschten Möglichkeiten zur Teilhabe? Hier müssen nicht nur Bewohnerinnen und Bewohner sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, sondern auch Angehörige und das Umfeld der Einrichtungen in den Blick genommen werden. Es geht dabei nicht um eine reine Zufriedenheitsbefragung oder um die übliche Evaluation der eigenen Arbeit, sondern es geht um weiterführende Themen: Welche Rolle spielen Gemeinde und/oder Einrichtungen im Sozialraum? Wie werden sie von innen und außen wahrgenommen? Wie ist das Verhältnis zwischen »drinnen« und »draußen«? Wie wichtig diese Dimension der Analyse ist, verdeutlicht folgendes Beispiel einer 66-jährigen Rentnerin, die regelmäßig mit einem Chor in einem Altenheim singt. Sie reflektiert diesen Kontakt mit der Einrichtung im Hinblick auf ihre eigene Zukunft während eines Interviews im November 2019:

»Also ich denke auch, dass sich in den Altenheimen sicherlich auch was verändern muss. Also wir sind schon wieder eine andere Generation. Also ich gehe ja immer zum Singen, und wir singen auch manchmal in diesem Heim [...]. Und wenn du die dann da sitzen siehst, also ich finde das schon toll, wir singen ja dann Volkslieder, die können die ja auch mitsingen. Aber wenn ich mal nachher da sitze auf der anderen Seite, möchte ich eigentlich nicht Volkslieder hören, möchte ich irgendwas anderes hören, möchte ich vielleicht Beatles und Stones hören. Naja, da muss sich wirklich was tun. [...] Wir haben andere Interessen, als meine Mutter sie noch hatte [...].«

Es geht hier nicht allein um die kritische Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Musikgeschmäckern, sondern vor allem um den Ausdruck der wahrgenommenen Distanz zwischen der eigenen Lebensrealität und der »anderen Seite« des Lebens im Heim. Trotz regelmäßiger Begegnung mit

Bewohnerinnen und Bewohnern dominiert das Trennende in der Wahrnehmung. Durch den Kontakt mit der »anderen Seite« wird ein kritischer Reflektionsprozess angestoßen, inwieweit diese mit den eigenen Vorstellungen vom Leben im Alter kompatibel ist. Hier wird deutlich, dass diakonische Einrichtungen keine abgeschlossenen Räume darstellen, sondern auch in die Lebensräume und Sinnkonstruktionen von Menschen außerhalb hineinwirken, also Teil des Sozialraumes sind. Dementsprechend kann eine Sozialraumanalyse nicht allein außerhalb diakonischer Einrichtungen stattfinden, sondern muss diese ebenso einbeziehen.

ZWISCHEN STADT UND LAND – BERLIN UND BRANDENBURG

Umgekehrt wirkt auch der Sozialraum in die Einrichtungen hinein. So macht es durchaus einen Unterschied, in welchem räumlichen Kontext sie verortet sind. Dabei scheint es im vorliegenden Fall zunächst einmal um die klassische Raumteilung Stadt (Berlin) und Land (Brandenburg) zu handeln. Doch so einfach ist die Sache nicht. In den hier untersuchten Regionen zeigen sich einige Besonderheiten. Treptow-Köpenick ist flächenmäßig der größte Berliner Stadtbezirk und verfügt über einen Großteil der Berliner Wald- und Wasserfläche, hat aber trotz des Zuzuges junger Familien und einer hohen Bautätigkeit mit Problematiken zu kämpfen, die eher typisch für ländliche Regionen sind: ein hoher Anteil an Senioren sowie eine unzureichende ÖPNV- und Versorgungsinfrastruktur.¹⁰ Nicht umsonst nehmen Treptow-Köpenicker ihren Bezirk häufig gar nicht als Stadt wahr: Die Stadt beginnt erst am S-Bahn-Ring, wie eine Bewohnerin Treptow-Köpenicks und Mitarbeiterin eines Freiwilligenzentrums im Interview im Dezember 2019 feststellte. Dennoch ist der Bezirk in die städtische Logik eingebunden, was die Berliner Instrumente der sozialen Stadtentwicklung betrifft.

Die Gemeinden Bestensee und Mittenwalde sind zwar ländliche Gemeinden in Brandenburg, mit sehr ruhigen und teilweise zersiedelten Ortsteilen, aber gleichzeitig doch dynamische Orte, die sich durch hohen Zuzug vor allem junger Familien und Bautätigkeit auszeichnen, welche die öffentliche

¹⁰ Vgl. Bezirksamt Treptow-Köpenick von Berlin, Abteilung Arbeit, Gesundheit und Soziales, Datenfortschreibung im Berichtszyklus »Gesund alt werden in Treptow-Köpenick«, 2013, S. 40; und Bezirksamt Treptow-Köpenick: Treptow-Köpenick in Zahlen. Online verfügbar unter <https://www.berlin.de/ba-treptow-koepenick/ueber-den-bezirk/zahlen-und-fakten/artikel.9422.php> (Zugriff: 19.12.2019).

Infrastruktur an ihre Grenzen bringen, wie brandenburgische Kommunalpolitikerinnen und -politiker im Interview im Dezember 2019 betonten. Die Problemlagen sind somit ähnlich, der Umgang damit jedoch anders. Mitunter herrscht in Brandenburg im Gegensatz zu Berlin eine pragmatischere Sicht auf die Entwicklung, wie ein brandenburgischer Kommunalpolitiker im Dezember 2019 im Interview erklärte: »Also ich muss nicht überall ein Planungsbüro beschäftigen und dafür horrenden Summen rausschmeißen. Ich kann mir doch selber Gedanken machen [...]«.«

Hier lohnt sich also eine vertiefte Analyse, um zu verstehen, auf welche spezifische Weise sozialräumliche Gegebenheiten den Alltag der Einrichtungen bestimmen und wie diese ihre Bewältigungsstrategien an diesen Gegebenheiten ausrichten können oder wollen. So erklärte ein Mitarbeiter der Berliner Stadtmission im Interview im November 2019 die Unterschiede zwischen Berliner und Brandenburger Einrichtungen:

»Wenn man die Möglichkeit hat, jemanden zu bitten, »Fahr mich mal da hin ins Krankenhaus«, ist es viel einfacher, als wenn ich das selber irgendwie organisieren muss. Wenn ich dann auch nicht weiß, kriege ich dafür jetzt einen Transportschein vom Arzt oder nicht, oder bleib ich dann auf den Kosten sitzen, kann ich mir eine Taxe leisten oder fahre ich doch mit dem Bus. Diese Abwägung passiert da noch ein bisschen anders. Und der Impuls, viele Sachen auch gleich offiziell und professionell zu machen, ist auch noch nicht so da [...]. Die mussten sich immer selber irgendwie versorgen und wissen teilweise gar nicht, dass sie eigentlich auch die Feuerwehr in dem Fall anrufen könnten und dass sie dann auch kommt [...] und Bewohner dann auch versorgt, entweder vor Ort oder auch mitnimmt, wenn es notwendig ist. [...] Jeder kennt jeden, und das denke ich, fließt auch noch ein Stück rein, dass die Leute dann halt, weiß nicht, ob sie den anderen schonen wollen, dass jetzt die freiwillige Feuerwehr nicht rausfahren muss oder sowas, das weiß ich nicht, ob das in den Köpfen noch mit rumschwirrt, vielleicht aber auch ein Druck entsteht, »Ihr seid doch das Wohnheim, warum kriegt ihr den denn nicht versorgt? Das ist doch eure Aufgabe.«

Hier geht es um grundsätzliche Fragen der räumlichen und persönlichen Nähe und Distanz zu Hilfsangeboten und Helfenden innerhalb des Sozialraumes, welche letztlich ausschlaggebend für das eigene Handeln bzw. die Inanspruchnahme von Angeboten ist. Darüber hinaus verdeutlicht es einmal mehr, wie wichtig eine Beschäftigung mit dem Sozialraum aus der Perspektive der in ihm lebenden und arbeitenden Menschen ist. Interessanterweise ist die

Wahrnehmung des Sozialraumes dabei nicht immer deckungsgleich mit den tatsächlichen sozialen Problemlagen. So ist rein statistisch z. B. in den untersuchten Brandenburger Gemeinden der Migrationsanteil und Zuzug von Flüchtlingen sehr gering. Wenn die Analyse jedoch über die bloße Statistik hinausgeht, zeigt sich, wie stark das Thema Flüchtlinge dennoch die lebensweltliche Wahrnehmung der Menschen bestimmt, was eindrücklich die Darstellung einer brandenburgischen Kommunalpolitikerin im Interview im Dezember 2019 zeigt:

»Es gibt hier zwei Einrichtungen für alleinreisende Flüchtlinge, Minderjährige. Die eine Einrichtung direkt in der Kernstadt [...] ist mittlerweile, ich möchte sagen, bestimmt zu 70 Prozent mit deutschen Jugendlichen aus Problemfamilien bestückt. [...] Man sieht mal jemanden auf dem Bürgersteig, aber es ist überhaupt nicht auffällig. Es gibt Vorfälle mit den Jugendlichen, aber ich kann das noch nicht mal filtern, dass das dann immer Vorfälle sind, die auch wirklich von den Flüchtlingen ausgegangen sind. [...] Und das schwappt eben natürlich schnell über Facebook rein, wird multipliziert, wird dann ›Alle sind so. Alle machen das‹. [...] Wenn man dann schreibt oder sagt, aber wir haben auch Probleme mit unseren deutschen Jugendlichen, [...] Also das ist schwierig, das wollen die Bürger nicht hören. Und das ist im Grunde genommen Dreh- und Angelpunkt. Es ist alles beherrschbar und ich muss auch immer wieder sagen, wir haben auch genug, es geht uns gut, wir können das leisten, wir können das leisten und so. Ich weiß nicht, wo das Problem ist, jedenfalls nicht hier.«

Es geht also darum, nicht nur den Blick auf die realen Problemlagen zu lenken, sondern auch auf die von den Menschen wahrgenommenen Schwierigkeiten, um herauszufiltern, wo sozialer Handlungsbedarf besteht bzw. wo diakonische Einrichtungen tatsächlich ansetzen können oder vielleicht sogar müssen – manchmal auch jenseits der ursprünglichen Fragestellungen und Zielrichtungen.

VON DER SOZIALRAUMANALYSE ZUR SOZIALRAUMORIENTIERTEN KONZEPTION

Um die nötigen Voraussetzungen zu schaffen, in der diakonischen Praxis sozialraumorientiert zu handeln und den Sozialraum aktiv mitzugestalten, bietet sich die Sozialraumanalyse als grundlegendes Entwicklungsinstrument

an. Mit Hilfe des in diesem Rahmen einsetzbaren Bündels aus Erhebungs-, Analyse- und Interpretationsmethoden lässt sich ein grundlegendes Verständnis für die Menschen, ihre Interessen und Handlungsmotivationen, aber auch Zahlengrundlagen für die Bestimmung quantitativer Bedarfe gewinnen. Erst durch die Kombination aus quantitativen und qualitativen Methoden wird ein umfassender Blick auf die Komplexität des Sozialraumes und die ihn prägenden Menschen möglich. Dadurch kann letztlich eine Neuinterpretation und Weiterentwicklung der diakonischen Praxis gelingen, die auch in Zukunft dem Bedarf der Menschen entspricht, an die sie sich richtet. Auch für die Entwicklung sozialraumorientierter Handlungskonzepte können jedoch die Gesetzmäßigkeiten der Refinanzierung von sozialen Angeboten nicht außer Acht bleiben. Ethische Grundsätze, organisationale Gegebenheiten und die Kooperationsbereitschaft von zuvor oft konkurrierenden Akteurinnen und Akteuren werden im Blick auf die Umsetzungsperspektiven ebenso zu berücksichtigen sein, wie die Frage nach den Kompetenzen von haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden. Auch die Qualitätsanforderungen von Kostenträgern entsprechen noch nicht durchgehend den Kriterien der Sozialraumorientierung. Insofern bieten auch Sozialraumanalysen zwar keine Garantie für gelingende Sozialraumorientierung in der diakonischen Praxis, dafür aber gute Voraussetzungen für erste Schritte in die richtige Richtung.



Frank Schulz-Nieswandt

SOZIALRECHTLICHE MÖGLICHKEITEN DER SOZIALRAUMORIENTIERUNG

Findet sich die Idee des Sozialraums in den relevanten Rechtsregimen – im System der Sozialgesetzbücher (vor dem Hintergrund des höherrangigen Rechts der deutschen Verfassung, des Europäischen Rechts und des Völkerrechts) bereits kodifiziert? Ist die Förderung der Sozialraumbildung dort bereits im Sozialrecht leistungsrechtlich verankert?

VORKLÄRUNGEN

Sozialraumorientierung!? Was bedeutet dies? Die Frage lautet: Was und wer soll sich am Sozialraum orientieren? Die Antwort¹ muss sein: Die Sozialpolitik und ihre Teilfelder wie z.B. die Pflegepolitik. Doch was ist das Konstrukt Sozialraum? Sozialraum ist kein Container, sondern der personale Nutzen der Netzwerkwelt der Menschen. Dieser Nutzen sei definiert als Ertrag der Investition, z. B. von Zeit, die aus der wechselseitigen Rolle der Mitmenschen heraus gespendet wird, in die Netzwerkwelt des Menschen. Was ist der personelle Nutzen? Netzwerke, jedenfalls die, die hier in einem moralisch posi-

¹ Die zitierte Literatur des Verfassers dient der Aufgabe, die komplexen Diskurse verarbeitet und dokumentiert zu finden. Zugleich sind dergestalt vertiefende Analysen zur vorliegenden Argumentation des Verfassers zu finden.

tiven Sinne (es gibt auch »schmutzige« Gaben und problematische, z.B. kriminelle Netzwerke) gemeint sind, sind Orte der Rollenangebote (z.B. für bürgerschaftliches Engagement), aus denen Chancen zur Personalisierung der Menschen resultieren, und vor allem Geschehensprozesse der sozialen Unterstützung (definiert als Sozialkapital).

So gesehen soll die Sozialpolitik (z.B. im Rahmen der Engagementpolitik) Sozialraum bilden, also Netzwerkbildungen fördern und die Menschen dazu anreizen, motivieren und befähigen.

Diese Sozialraumorientierung gilt für alle Phasen des Lebenszyklus, so in der Kinder- und Jugendhilfe oder in der Alter(n)spolitik, die die Pflegepolitik im Alter einschließt. Der Mensch muss demnach insgesamt als ein Netzwerkwesen begriffen werden.

Die Frage ist folglich die, wie diese Politik der Sozialraumorientierung im Sozialrecht verankert und von dort her gefördert werden kann. Zur Veranschaulichung fokussiere ich mich auf die Pflegepolitik im Alter.

CARING COMMUNITIES (IN DER PFLEGE) IM ROLLENSPIEL ZWISCHEN SOZIALVERSICHERUNGEN, KOMMUNE UND LAND

Im § 8 des Sozialgesetzbuches (SGB) XI wird Pflege als gesamtgesellschaftliche Aufgabe bezeichnet. Dort ist die Hilfe-Mix-Idee explizit verankert und wird heute im Lichte des 7. Altenberichts auch als lokale sorgende Gemeinschaften bezeichnet, wobei diese Caring Communities eingebettet sein müssen in die Entwicklung einer professionellen sozialen Infrastruktur (dazu auch § 9 in Bezug auf die föderale Gewährleistungsrolle der eigengesetzlichen Länder). Der soziale Rechtsstaat ist gemäß Art. 20 des bundesdeutschen Grundgesetzes (GG) (vor dem stärkenden Hintergrund des europäischen Bekenntnisses zur sozialen Marktwirtschaft in Art. 3 [3] EUV) in Verbindung mit Raumordnungsaufgaben (Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse im Raum in Art. 72 GG) als Gewährleistungsstaat verpflichtet (Foundational Economy Collective 2019; Kersten/Neu/Vogel 2019), die Infrastruktur (Richter 2018) sicherzustellen/sicherstellen zu lassen.

MARKTORDNUNGSRECHTLICHE GRUNDSATZFRAGEN

Das kann er durchaus durch eigene Einrichtungen (z.B. kommunale Krankenhäuser). Oder er delegiert die Sicherstellung an die freien und privaten

Träger in regulierten Märkten. Das ist das europarechtlich kompatible bundesdeutsche Modell der Subsidiarität. Die zunehmende Dynamik transnationaler Kapital-Anleger-Modelle in der Langzeitpflege treibt dieses Feld aber immer mehr in das »Spinnennetz kapitalistischer Transformation« (Schulz-Nieswandt 2020a). Damit wird es aber immer schwieriger, den normativen Fluchtpunkt der Sozialraumbildung zu verwirklichen, weil die Dynamik der Märkte sich schwer einbinden lässt. Damit erhält das Thema der Sozialraumbildung noch eine andere Perspektive: Notwendig ist eine Stärkung der kommunalen Steuerungsmacht zur Bildung von Pflegeinfrastrukturlandschaften in Verknüpfung mit der wohlfahrtsgesellschaftlichen Netzwerkentwicklung. Dann müsste zwingend vom obligatorischen Kontrahierungszwang der Kassen ordnungsrechtlich abgesehen werden: Weniger Markt, mehr Infrastrukturplanung der Kommunen im Rahmen der Landesförderung.

ZUM GRUNDRECHT AUF DASEINSVORSORGE UND SOZIALRAUMBILDUNG

Nochmals anders herangegangen (Schulz-Nieswandt 2020b): Das Grundrechtsdenken des Völkerrechts verpflichtet uns, Umwelten eines gelingenden Aufwachsens (von Kindern) und des gelingenden Hineinalterns der Erwachsenen zu gewährleisten. Gemäß des Befähigungsansatzes in der modernen Sozialphilosophie der Sozialpolitik sind dazu einerseits die Daseinskompetenzen (nicht nur das Humankapital unter dem Gesichtspunkt von Employability) zu fördern, andererseits sind eben die Umwelten zur gelingenden Bewältigung der Entwicklungsaufgaben des Menschen im Lebenslauf zu gewährleisten. Man schaue sich dazu den fundamentalen § 1 SGB I an. Dort ist dieser Sinnzusammenhang im Lichte der dort genannten sozialen Gerechtigkeit kodifiziert. Dazu gehören eben auch die Einrichtungen und Dienste der sozialen Infrastruktur unter den Gesichtspunkten der Erreichbarkeit, Verfügbarkeit, Zugänglichkeit und Akzeptanz. Beide Dimensionen – die Kompetenz der Menschen und die Infrastruktur der Umwelt – stehen in einer Wechselwirkung. Dieser Funktionskreis muss passungsoptimal, also auch bedarfsgerecht, gestaltet werden. Zu dieser Gewährleistungsaufgabe gehört die Sozialraumbildungsorientierung. Die sozialrechtlich im System der Sozialgesetzbücher (SGB) kodifizierten Sozialschutzsysteme müssen daher in engem Funktionszusammenhang mit der kommunalen Daseinsvorsorge (gemäß Art. 28 GG i. V. m. Art. 36 der Grundrechtscharta der EU, verankert auch in Europäischen Vertragsgefüges des Europäischen Unionsvertrages [EUV] bzw. den Ausfüh-

rungsbestimmungen zur Umsetzung des EUV [AEUV] [Grundrecht auf freien Zugang zu den Dienstleistungen von allgemeinem Interesse] gesehen werden (Schulz-Nieswandt 2017a).

Daraus folgt eigentlich zwingend eine Kooperation und Mischfinanzierung zwischen Kommunen (etwa auf der Grundlage von § 71 SGB XII) und den Sozialversicherungen (SGB V und SGB XI) unter Einbezug des Teilhabegedanken des Bundesteilhabegesetzes (BTHG). Die kommunale Aufhängung der Pflegestützpunkte gemäß § 7c SGB XI bei gleichzeitiger Mitfinanzierung von Kranken- und Pflegeversicherung ist hier ein Beispiel der verfassungskonformen und innovativen Machbarkeit. So kann – man schaue sich die Aufgabenbeschreibung in Absatz 2 und 3 im § 7c SGB XI einmal an – transsektoral (auf medizinische, pflegerische und soziale Dienste abstellende) integrierte und lebensweltlich vernetzte Sozialraumbildung vorangetrieben werden. Das Präventionsgesetz (PrävG) in § 20ff SGB V erklärt die Kommune als Lebenswelt höherer Ordnung. Und auch hier können im Rahmen von Landesregelungen Sozialversicherungen und Kommunen zusammenwirken. Das Pflegestärkungsgesetz (PSG) III hat mit Blick auf die Stärkung der kommunalen Rolle aber nur wenig machbare innovative Dynamik gebracht. Es war in der Bund-Länder-Arbeitsgruppe wohl auch vom Bund nicht wirklich gewollt; und die Länder konnten sich nicht einigen. Die augenblickliche Debatte um eine große SGB XI-Reform stärkt aber wieder diese Perspektive der Kommunalisierung als Steuerungsfrage mit Blick auf die Ermöglichung der Sozialraumorientierung. Regionale Konferenzstrukturen – einige Länder kennen ja Gesundheits-, Pflege- und Teilhabekonferenzen – könnten hierbei dafür sorgen, dass es nicht um eine zentralistische Top-down-Planung geht, sondern um kommunikativ-dialogische Mechanismen eines kommunalen Machtzentrums. Die Länder müssen die Kommunen dazu rechtlich ermächtigen und durch Ressourcen, insbesondere finanziell (das finanzverfassungsrechtliche Prinzip der Konnexität, befähigen).

ES GEHT (THEORETISCH WIE PRAKTISCH) DOCH ... DEM GRUNDE NACH

Die Zwischenüberschrift anders formuliert: Wo (der Mut zum politischen) Willen der Gestaltung (Pflegepolitik ist Teil der Sozialpolitik als Teil der Gesellschaftspolitik) ist, ist auch ein Weg.

Das SGB V und das SGB XI sehen längst lokale/regionale »Sozialraumagenturen« (Kompetenzzentren) der Sozialkapitalbildung vor: die Kontakt-

und Informationsstellen für gesundheitsbezogene Selbsthilfegruppen gemäß § 20h SGB V oder ähnliche Kontaktstellen für Angehörigenpflege-Selbsthilfe gemäß § 45d SGB XI (Schulz-Nieswandt 2018a; 2019a; 2019c). Länder investieren in Kompetenzzentren, z. B. im Rahmen von Demenzbewältigungsstrategien. So sind vor dem Hintergrund von § 45a SGB XI in § 45b die Entlastungsbeiträge für die Förderung von Alltagshilfen zu nennen. Vor allem ist in § 45c (9) SGB XI die Möglichkeit der Förderung von regionalen Netzwerken zu bemerken und zu betonen. Man beachte auch die Förderung von Ehrenamt in § 82 b SGB XI.

Das sind alles erste mehr oder weniger unvollkommene Bausteine einer sozialrechtlichen Verankerung der Sozialraumorientierung. Analoges müsste (und könnte prägnant) für das SGB VIII (Kinder- und Jugendhilfe) und für das SGB II (Eingliederungshilfe) ausgeführt werden.

WIEDERUM EIN ANDERER ZUGANG: DIE RECHTLICH ZWINGENDE IDEE DER INKLUSIVEN GEMEINDEORDNUNG

Das Grundrechtsdenken der Konventionen der Vereinten Nationen (UN) – dort lautet es: »dignity is inherent« – basiert auf einem modernen Naturrechtsdenken der Würde der Person (als »Sakralität der Person«: Schulz-Nieswandt 2017b), wie es auch bei uns im Art. 1 GG verankert ist (Schulz-Nieswandt 2016). Neben der Selbstbestimmung und der Selbständigkeit als Dimensionen des Menschenbildes kommt das Grundrecht auf Teilhabechancen zur Wirkung (Schulz-Nieswandt 2018c). Das personalistische Menschenbild dieses Würdedenkens meint also das Grundrecht auf freie Entfaltung der Person im Lebenslauf (Art. 2 GG), sofern es nicht sittenwidrig ist und dasselbe Grundrecht der Anderen erodiert, im Modus der Partizipation als Teilhabe am normalen Leben (Normalisierungsparadigma z. B. in der Eingliederungshilfe) des Gemeinwesens. Hier entzündet sich auch das Spannungsfeld zwischen Empowerment einerseits und De-Institutionalisierung und Ent-Hospitalisierung andererseits.

SOZIALRAUMORIENTIERUNG IM WOHNEN IM ALTER

An diesem Punkt wird deutlicher, was unter Sozialraumorientierung von stationären Einrichtungen der Altenpflege und der Eingliederungshilfe gemeint ist: Öffnung hin zur inklusiven (z. B. »demenzfreundlichen«) Gemeinde. Hilfe

muss »mitten im Leben« ihren Platz finden. Dazu gehört die Offenheit der sozialen Austauschbeziehungen nicht nur im Generationengefüge, sondern mit Blick auf die gesamte Diversität moderner Gesellschaften. Soziale Ungleichheiten in diesen Partizipationschancen müssen abgebaut werden, wobei im Grundsatz zu beachten ist: Jede soziale Ungleichheit ist Differenzierung, aber nicht jede Differenzierung ist soziale Ungleichheit.

Hier sind die Wohn- und Teilhabegesetze der Länder (seit der Föderalismusreform von 2006) gefordert. Es geht vor allem um die Förderung von hybriden Formen (weder ambulant noch stationär im Sinne des diesbezüglich überholten § 3 SGB XI) »stambulanter« Wohn-Care-Arrangements. Überhaupt muss es der Gesellschaftspolitik gelingen, die Wohnformen im Alter zu differenzieren, damit im dichotomen Spektrum zwischen privater Häuslichkeit einerseits und Heimsektor andererseits neue, innovative, ganz andere Räume des gelingenden sozialen Miteinanders entstehen und sich entwickeln können.

Auch die private Häuslichkeit ist nicht immer die wahre Form (Schulz-Nieswandt 2018b) der menschlichen Person. In der Situation der besonderen Vulnerabilität der Hochaltrigkeit ist Netzwerkschwäche oder gar Netzwerklosigkeit der wichtigste Risikofaktor, einerseits für die Heimübersiedlung, andererseits für die Isolation und Vereinsamung bis hin zur Verwahrlosung und zum einsamen Sterben in der privaten Häuslichkeit. Erneut wird deutlich, dass und wie Sozialraumbildung Netzwerkbildung meint: Entwicklung vernetzter Lebenswelten in achtsamer Nachbarschaft.

GEMEINDE ALS GENOSSENSCHAFT

Achtsame Nachbarschaft (weit über die Grenzen von Familie und Verwandtschaft als *philia* gedacht): Die Ordnung des Gemeindelebens muss wieder als (nicht im Sinne der Rechtsform des Genossenschaftsgesetzes, dem GenG) genossenschaftsartiges Sozialgebilde verstanden und erlernt werden. Auch einzelwirtschaftliche Gebilde der eG oder aber auch z. B. Seniorengenossenschaften in der Form eines eingeschriebenen gemeinnützigen Vereins (e. V.) können hier eine Rolle spielen. Insgesamt geht es aber um die kulturelle Grammatik des sozialen Miteinanders: um Geben und Nehmen, also um die Gegenseitigkeitshilfe. Selbstorganisierte Selbsthilfe in Selbstverwaltung als Moralökonomik der Bedarfsdeckung. Auch hier bleibt im Hintergrund die Notwendigkeit professioneller sozialer Infrastruktur im sozialen Rechtsstaat

als föderaler Gewährleistungsstaat bestehen und betont (Schulz-Nieswandt 2019d).

FREIHEIT, ORDNUNG, EINBETTUNG

Die Idee der sorgenden Gemeinschaften wird im Sozialrecht, aber auch von Bund, Länder und Kommunen, wenn man z. B. an die Engagementpolitik (oder an die Mehrgenerationenhäuser als Typen von Begegnungs- und Dienstleistungszentren) denkt, zunehmend gefördert.

Letztendlich dreht es sich um die Freiheit des Menschen mit Blick auf sein gelingendes Dasein als Führung des Lebenslaufes. Doch dies kann er immer nur im Schnittpunkt der Kreise seiner sozialen Beziehungen. In diese bleibt die Möglichkeit seiner Freiheit eingebettet. Autonomie ist in dieser Kontextabhängigkeit daher relativ und relational. Genau hieran knüpft die Idee und die zunehmende Praxis der Sozialraumorientierung der Sozialpolitik an.

Daher muss Freiheit geordnet werden. Freiheit benötigt Ermöglichungsräume. Aber diese müssen von der Gesellschaftspolitik gestaltet werden. Das verweist auf die Aufgabe, dass das Zusammenspiel von primärer Vergemeinschaftung (in Familie, Partnerschaft und Freundschaft), Staat, Markt und Drittem Sektor (der Non-Profit-Organisationen) passungsfähig zum sozialen Wandel gelingt.

Im Schnittbereich dieses passungsfähigen Gefüges steht der lokale Verdichtungsraum der »Caring Communities« (die soziale Einbettung und Unterstützung genossenschaftsartiger Netzwerke als Sozialraum der Person). Das nennt man dann, jenseits des neuen Rechtspopulismus, Heimat. Denn aus der Entwicklungspsychologie, aus der Bindungsforschung etc. wissen wir sehr wohl, dass Individualisierung eine Einbettung in zwischenmenschliche Geborgenheit bedarf. Sonst scheitert der Mensch im Dasein seines Lebenslaufes.

»MODELLITIS« ODER REGELVERSORGUNG

Die deutsche Sozialpolitik hat ein Kulturproblem: Sie ist Weltmeister in der Zahl und Dynamik von Modellprojekten. Wir brauchen aber innovativ veränderte Regelversorgungslandschaften als Grundierung der Sozialraumentwicklungen. Vielleicht ist es auch ein psychodynamisches Problem: Weil der Mut (als Überwindung von Unsicherheit und Angst) und die Phantasie feh-

len, bleibt man pfadabhängig. Vielleicht dominieren auch einfach nur die wirtschaftlichen Interessen der etablierten Strukturen die dionysische Kraft (Schulz-Nieswandt 2019c) der innovativen Ideen.

Die Idee eines präventiven Hausbesuchs im höheren/hohen Alter (wie z. B. das Modell der Gemeindegewerkschaft^{plus} in einigen Kommunen des Landes Rheinland-Pfalz) gehört in die Regelversorgung. In den Niederlanden sind solche Aufgaben kommunale Pflichtaufgabe.

SOZIALRAUMORIENTIERUNG AUCH IM SEKTOR DER KRANKENVERSORGUNGSINDUSTRIE DES SGB V

Aus der Idee der integrierten Versorgung (ehemals § 140a-h SGB V, dann § 140a-d SGB V, nunmehr § 140a SGB V: besondere Versorgungsformen) hat sich keine Mutation der medizinischen Versorgungslandschaften ergeben. Der § 140a SGB V ist sogar gemäß § 92b SGB XI mit Einrichtungen der Pflege verknüpfbar. Das System will nicht, kann nicht – was auch immer.

Dennoch brauchen wir eine Sozialraumorientierung auch im Medizinsektor. Der Klassiker der Problemanzeiger ist im Kontext der Krankenhausentlassung gemäß § 11 (4) SGB V als Teil der Krankenhausbehandlung gemäß § 39 SGB V die Brückenfunktionslösung, sonst fallen hochaltrige Menschen ohne Netzwerke in die No-Care-Zonen oder werden vorschnell (eventuell nach der Zwischenschaltung der Anschlussrehabilitation) in einer Einbahnstraße vom Akutkrankenhaus in die Pflegeheime fehlplatziert. Hier reichen der Expertenstandard und der Rahmenvertrag nicht aus.

Die Dichte der Krankenhäuser verschiedener Versorgungsstufen dünnt sich im Siedlungsstrukturgefüge in Deutschland aus. Umso mehr brauchen wir dann einen innovativen Ausbau der Primärversorgung, insbesondere in der Form quartierbezogener multi-professioneller *Primary Health and Nursing Care Center*. Sie können auch im strukturschwachen, dünn besiedelten ländlichen Raum Ausgangsbasis für mobile Dienste sein. Hier können die kommunalen Gesundheitsämter im jeweiligen Kreis einen Nukleus bilden. Neue Versorgungsbetriebsformen braucht die Gesellschaft.

SCHLUSS

Die Ankerfunktion der Sozialraumidee bleibt auch im Feld des SGB V das Wohnen der Menschen, verbunden mit der teilhabeorientierten Ermögli-

chung von Mobilität. Digitalisierung (Schulz-Nieswandt 2019b) mag hier ein Baustein sein. Aber Verkehrspolitik wird hier sozialpolitisch relevant. Ebenso die Politik bezahlbaren Wohnens in Städten und urbanen Verdichtungsräumen. Sozialpolitik und ihr Sozialrecht bleiben hier Teil der gestaltenden Gesellschaftspolitik.

Es geht also gar nicht nur um das Sozialrecht. Die Funktionsverflechtungen der verschiedenen Teilgebiete der Sozialpolitik (Pflegepolitik ist hier immer auch Familien-, Gender-, Berufsbildungs- und Arbeitsmarktpolitik, Vermögensbildungspolitik etc.) sind ebenso zu beachten wie die Idee der sozialen Marktwirtschaft und die Idee der Subsidiarität, die zeitgemäß im Lichte der Megatrends des sozialen Wandels engagiert neu ausgelegt werden müssen. In diesem Sinne habe ich die kommunale Steuerung und die Begrenzung der marktliberalen Ideologie in der Pflegepolitik eingefordert (Schulz-Nieswandt 2020a).

LITERATUR

- Foundational Economy Collective: Die Ökonomie des Alltags. Für eine neue Infrastrukturpolitik, Frankfurt a. M. 2019.
- Kersten Jens/Claudia Neu/Berthold Vogel, Politik des Zusammenhalts. Über Demokratie und Bürokratie, Hamburg 2019.
- Steffen Richter: Infrastruktur. Ein Schlüsselkonzept der Moderne und die deutsche Literatur 1848–1914, Berlin 2018.
- Frank Schulz-Nieswandt: Inclusion and Local Community Building in the Context of European Social Policy and International Human Social Right, Baden-Baden 2016.
- Frank Schulz-Nieswandt: Personalität, Wahrheit, Daseinsvorsorge, Würzburg 2017 [Schulz-Nieswandt 2017a].
- Frank Schulz-Nieswandt: Menschenwürde als heilige Ordnung. Eine dichte Re-Konstruktion der sozialen Exklusion im Lichte der Sakralität der personalen Würde, Bielefeld 2017 [Schulz-Nieswandt 2017b].
- Frank Schulz-Nieswandt: Morphologie und Kulturgeschichte der genossenschaftlichen Form. Eine Metaphysik in praktischer Absicht unter besonderer Berücksichtigung der Idee des freiheitlichen Sozialismus, Baden-Baden 2018 [Schulz-Nieswandt 2018a].
- Frank Schulz-Nieswandt: Lokale generische Strukturen der Sozialraumbildung. § 20h SGB V und § 45d SGB XI im Kontext kommunaler Daseinsvorsorge. Baden-Baden [Schulz-Nieswandt 2018b].
- Frank Schulz-Nieswandt: Zur Metaphysikbedürftigkeit empirischer Alter(n)ssozialforschung, Baden-Baden 2018 [Schulz-Nieswandt 2018b].

Frank Schulz-Nieswandt: Das Gemeindegewest^{plus}-Experiment in Modellkommunen des Landes Rheinland-Pfalz. Der Evaluationsbericht im Diskussionskontext, Baden-Baden 2019 [Schulz-Nieswandt 2019a].

Frank Schulz-Nieswandt: Die Formung zum *Homo Digitalis*. Ein tiefenpsychologischer Essay zur Metaphysik der Digitalisierung, Würzburg 2019 [Schulz-Nieswandt 2019b].

Frank Schulz-Nieswandt: Gestalt-Fiktionalitäten dionysischer Sozialpolitik. Eine Metaphysik der Unterstützungstechnologien im Kontext von Krankenhausentlassung und der Idee eines präventiven Hausbesuchs als Implementationssetting, Baden-Baden 2019 [Schulz-Nieswandt 2019c].

Frank Schulz-Nieswandt: Person – Selbsthilfe – Genossenschaft – Sozialversicherung – Neo-Korporatismus – Staat, Baden-Baden 2019 [Schulz-Nieswandt 2019d].

Frank Schulz-Nieswandt: Der Sektor der stationären Langzeitpflege im sozialen Wandel. Eine querdenkende sozialökonomische und ethnomethodologische Expertise, Wiesbaden 2020 [Schulz-Nieswandt 2020a].

Frank Schulz-Nieswandt: Siegfried Katterle (1933–2019). Sein Werk im Lichte der politischen Theologie von Paul Tillich, Berlin [Schulz-Nieswandt 2020b].



Thomas Stolle

SOZIALRAUMBEZÜGE IM SOZIALRECHT

Wer kümmert sich um die Armen? Im Mittelalter waren Arme auf Almosen angewiesen. Zwar hatten Zünfte in Not gefallene Mitglieder und deren Witwen und Waisen zu versorgen, doch für die meisten Armen waren mildtätige Stiftungen oder Klöster die einzigen Institutionen, die mehr oder weniger organisiert Hilfe austeilten. Mit der Reformation wurden in evangelischen Gebieten viele Klöster und Stifte aufgegeben oder aufgelöst. Auch für die Armenfürsorge hatte das durchaus einschneidende Konsequenzen. An der Leisniger »Kastenordnung«, mit der *Martin Luther* die Verwaltung der dortigen kommunalen Kasse – damals ein »Kasten am sichersten Ort aufbewahrt und mit 4 Schlössern verwahrt, von den vier gewählten Ständen erhält jeder einen Schlüssel« – regeln wollte, wird deutlich, dass für ihn mit dem Besitz verlassener oder aufgelöster Klöster auch deren Aufgaben wie Unterhalt für Gebäude und Personal und eben auch die Aufgabe der Armenfürsorge auf die Kommune überging. Die kommunale Zuständigkeit für die Armen fand in der Folge zweieinhalb Jahrhunderte später auch Eingang in das Preußische Landrecht und mit Beginn der *kommunalen Selbstverwaltung* in Preußen, die später für ganz Deutschland prägend wurde, wurde Armenfürsorge schließlich unmittelbar kommunale Aufgabe.

Einklagbar vonseiten der Betroffenen war die öffentliche Fürsorge jedoch nicht. Der von Armut betroffene Mensch wurde nicht als Subjekt gesehen, das einen Anspruch auf Versorgung hätte, sondern als Objekt einer staatlichen »Armenpflege«, die dem Menschen nicht um seiner selbst willen zustehe, deren Ziel vielmehr in der Sicherung der öffentlichen Ordnung

bestand. Daran änderten auch die Bismarck'schen Sozialreformen nichts, da die Sozialversicherungen auf die Arbeitenden ausgerichtet waren. Auch in der Weimarer Republik blieb dies so, wenn auch die Einführung der Arbeitslosenversicherung 1927 das Versicherungssystem um eine vierte Säule erweiterte. Erst in der Bundesrepublik wandelte sich die Sicht. Dies geschah zuerst in der Rechtsprechung, das Bundesverwaltungsgericht leitete 1954 aus der grundgesetzlich geschützten Menschenwürde (Art. 1) und dem Rechtsstaatsgebot (Art. 20) einen *individuellen Anspruch* auf Versorgung ab. Gesetzlich wurde dieser grundlegende Paradigmenwechsel 1961 mit dem Bundessozialhilfegesetz (BSHG) festgeschrieben. Die kommunale Zuständigkeit blieb bestehen. Ein wesentlicher Grund dafür war und ist: Die Kommune ist die dem Sozialraum nächste politische Ebene.

In vielen Bereichen ihrer Zuständigkeit, etwa in der Jugendhilfe oder Quartiersentwicklung, verfolgen Kommunen heute sozialräumliche Ansätze, überlegen wie und durch wen konkret vor Ort Aufgaben wirksam wahrgenommen werden können. Sozialraum ist ein eingeführter Begriff, wenn es um Konzepte sozialer Arbeit geht oder um innerörtliche Planung. Sozialraum ist jedoch zugleich ein schillernder Begriff: Er schließt wesentlich Ansätze der Gemeinwesenarbeit, von Empowerment mit ein – aber auch die Suche kommunaler Verwaltungen nach mehr Effizienz und wirksamer Steuerung, nach Möglichkeiten des Outsourcings von Aufgaben an Dritte, nach mehr Marktförmigkeit im Sozialbereich. Rechtlich und im politischen Sinne ist Sozialraum nicht eindeutig greifbar. Im Bereich individueller Grundsicherungsleistungen jedoch, wenn es um soziale Rechte geht, um einklagbare Ansprüche an den Sozialstaat, dann braucht es juristisch eindeutige Verantwortliche. Das frühere Bundessozialhilfegesetz hätte vielleicht noch Ansatzpunkte geboten, Leistungen auch sozialräumlich bezogen auszugestalten oder zu erbringen, etwa wenn es in § 3 (1) BSHG hieß: »Art, Form und Maß der Sozialhilfe richten sich nach der Besonderheit des Einzelfalles, vor allem nach der Person des Hilfeempfängers, der Art seines Bedarfs *und den örtlichen Verhältnissen*.« So wurde vor Ort entschieden, ob ein neuer Wintermantel nötig ist, ein Kühlschranks, ein neues Bett, in der Erwartung, diese Entscheidungen würden mit Kenntnissen des sozialen Umfelds und der örtlichen Verhältnisse getroffen. Im Zweiten Buch Sozialgesetzbuch (SGB II) – auch im SGB XII – findet sich dieser örtliche Bezug nicht. Die Herleitung der Grundsicherung aus der Menschenwürde (§1 SGB II) und dem Rechtsstaatsgebot des Grundgesetzes hat zuletzt noch einmal das Bundesverfassungsgericht im Urteil des Ersten Senats vom 5. November 2019 ausdrücklich herausgestellt: »Die zentralen verfassungsrechtlichen Anforderungen an die Ausge-

staltung staatlicher Grundsicherungsleistungen ergeben sich aus der grundrechtlichen Gewährleistung eines menschenwürdigen Existenzminimums (Art.1 Abs.1 in Verbindung mit Art. 20 Abs.1 GG).« Das Bundesverfassungsgericht hat zugleich gefordert, dass die Leistungen einheitlich erbracht werden. Das bietet bei den Grundsicherungsleistungen keinen Raum für sozialräumliche Differenzierung: Aus verfassungsrechtlichen Gründen kann also hoheitliches Handeln weder auf Dritte übergehen, noch darf es zu regionalen oder lokalen Einschränkungen kommen, etwa im Rahmen eines Sozialraumbudgets.

Mit der *Zusammenführung von Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe im SGB II* werden in den Jobcentern – in unterschiedlichen Organisationsformen – kommunale Aufgaben und Aufgaben der Agenturen für Arbeit gemeinsam wahrgenommen. Zugleich ist im SGB II die Grundsicherung mit dem Ziel der Teilhabe und Aktivierung verbunden worden: Leistungen sollen darauf zielen, Erwerbstätigkeit zu ermöglichen oder aufrechtzuerhalten. Dem soll auch dienen, dass Leistungen nicht mehr einzeln, sondern vor allem pauschaliert erbracht werden. Dadurch erhalten Leistungsberechtigte mehr Möglichkeiten, eigene Entscheidungen über ihre Lebensgestaltung zu treffen – eben nicht mit einem Paar abgelaufener Schuhe beim Amt vorstellig werden zu müssen, um ein neues zu beantragen. Der Auftrag, »erwerbsfähige Leistungsberechtigte bei der Aufnahme oder Beibehaltung einer Erwerbstätigkeit [zu] unterstützen« (§ 1 [2] SGB II), umfasst jedoch deutlich mehr als direkte Grundsicherungsleistungen. Um Menschen aktivieren und erfolgreich bei der nachhaltigen *Integration in Arbeit* unterstützen zu können, ist es hilfreich und produktiv, auch Bezüge zum sozialen und räumlichen Umfeld zu suchen und zu nutzen. Dabei konnten die Jobcenter mancherorts anknüpfen an schon zuvor bestehende Initiativen, Netzwerke oder Einrichtungen kommunaler Beschäftigungsförderung, an denen an manchen Orten auch kirchliche oder diakonische Träger beteiligt waren.

Um das Handeln der Jobcenter in den lokalen Bezug zu stellen, sieht das Gesetz ganz grundsätzlich vor, dass die Jobcenter – gemeinsame Einrichtungen wie zugelassene kommunale Träger – *Beiräte* bilden. Deren Ziel ist es, die Träger bei ihrer Arbeit und ihren Aufgaben zu beraten und zu unterstützen. Vor allem sollen sie ihnen einen umfassenden Blick auf Lage und Geschehen am örtlichen Arbeitsmarkt verschaffen. Dazu sollen in den Beiräten Vertreterinnen und Vertreter kommunaler Gebietskörperschaften wie Kreisen und Gemeinden, von Arbeitgebern und Gewerkschaften, von Kammern und berufsständischen Organisationen mit in die örtliche Arbeitsmarktpolitik einbezogen und auch miteinander ins Gespräch gebracht werden. Auch die

Diakonie und andere Träger der freien Wohlfahrtspflege gehören dazu. Sie sollen die Jobcenter dabei unterstützen, ihre Arbeit sinnvoll auf die vor Ort nötigen Handlungsfelder auszurichten und für die lokale Arbeitsmarktsituation passende und erfolgversprechende Maßnahmen zur Eingliederung zu identifizieren und zu diskutieren. Gleichzeitig sollen sie aber auch das Handeln der Jobcenter für die lokalen und regionalen Arbeitsmarktakteure transparent und nachvollziehbar machen. Vor Ort verankert zu sein und im dauernden Kontakt mit denen zu stehen, die das lokale Arbeitsmarktgeschehen gestalten, gehört also ganz allgemein zu den Grundaufgaben der Jobcenter.

Wenn es um die Arbeitsmarktintegration geht, hat sich in der laufenden Arbeit, aber auch durch Modellprojekte für spezielle Gruppen – etwa Ältere, Alleinerziehende oder Menschen, die schon sehr lange ohne Arbeit sind – und Initiativen immer wieder gezeigt, wie erfolgreich eingehende, intensive und kontinuierliche *Betreuung* im Einzelfall ist. Dabei gilt es insbesondere, sich auf die individuelle Situation einzulassen, Hindernisse abzubauen, die einer Arbeitsmarktintegration entgegenstehen, vor allem aber persönliche Stärken herauszuarbeiten, die eingesetzt und ausgebaut werden können. Eine solche Betreuung setzt auch eine gute Kenntnis der örtlichen Verhältnisse und des sozialen Umfelds voraus, um etwa aktiv nach passenden Betrieben suchen zu können, in denen eine unterstützte Ausbildung für den jungen Menschen wie für den Ausbildungsbetrieb Erfolg bringt, oder Menschen, die einen beruflichen Wiedereinstieg suchen, mit Arbeitgebern zusammenbringen zu können, die Berufs- und Lebenserfahrung zu schätzen wissen.

In den letzten Jahren sind zum Beispiel an vielen Orten *Jugendberufsagenturen* entstanden. Dort arbeiten Agenturen für Arbeit, die Jobcenter und die Träger der Jugendhilfe – jeweils eigenverantwortlich und doch unter gemeinsamem Dach – zusammen, um junge Menschen planmäßig beim Weg in Ausbildung und Arbeit zu unterstützen. Dies geschieht regional auf sehr unterschiedliche Weise und jeweils entsprechend der örtlichen Situation und der dort gesehenen Handlungsbedarfe. Zum Teil werden dabei auch noch weitere Partner mit einbezogen, um mit gemeinsamem Engagement zu verhindern, dass Jugendliche an der Schwelle von der Schule in den Beruf ins Stolpern geraten. Eine klare Anlaufstelle zu haben, kontinuierlich beraten und unterstützt zu werden, bei Problemen zu wissen, an wen man sich wenden kann – das ist dabei die eine wichtige Komponente. Zu wissen, welche Betriebe konkret ansprechbar sind und Auszubildende suchen, auch die Auszubildenden oder Arbeitgeber zu beraten und zu unterstützen, ist die andere.

Auch bei der Unterstützung von Menschen, die schon sehr lange ohne Arbeit sind, verspricht eine intensive persönliche Betreuung die besten

Chancen, dass sie in Arbeit kommen und dann auch Fuß fassen können und bleiben. Das ist die Erfahrung aus Modellprojekten und mit dem sozialen Arbeitsmarkt ist den Jobcentern seit 2019 solche Unterstützung durch das *Teilhabechancengesetz* noch besser möglich. Neben längerer Förderung bis über mehrere Jahre, weil solche Prozesse länger brauchen, bis die Menschen in dauerhafter Beschäftigung angekommen sind, gehört dazu auch die gezielte Suche nach passenden Arbeitgebern oder die Unterstützung eines Coaches, der bei Problemen am neuen Arbeitsplatz, in der Familie oder bei Schwierigkeiten mit der Organisation des Alltags helfen soll. Das setzt das Einlassen auf das soziale Umfeld voraus und auch hier gibt es klare Bezüge in den Sozialraum, denn es ist oft nicht die individuelle Situation allein, die zu bearbeiten ist, sondern auch die Situation im Ort, im Quartier hat Auswirkungen auf die Chancen, in Arbeit Fuß zu fassen, insbesondere dort, wo viele von langer Arbeitslosigkeit betroffen sind.

Das alles setzt enge Bezüge zu den Sozialen Räumen voraus. Wo Kommunen sozialräumliche Ansätze verfolgen, ist oft auch das Jobcenter vor Ort in irgendeiner Weise beteiligt. Schon in der eigenen Struktur sind die Jobcenter kommunal verankert, sie betreiben dazu meist intensive lokale *Netzwerkarbeit*. Um die geschilderte persönliche Betreuung leisten zu können, bedarf es der Zusammenarbeit mit Partnern in Kommune und Sozialraum, etwa bei der Kinderbetreuung, oder wenn es um Schuldner- oder Suchtberatung geht, um Mobilität oder Gesundheitsförderung. In der Netzwerkarbeit mit Partnerinnen und Partnern entstehen oft auch kreative Ideen, die die tägliche Arbeit in den Jobcentern verbessern hilft.

Wie sieht das in der Praxis aus? In einem Jobcenter werden zum Beispiel gemeinsam mit der Kreishandwerkerschaft, die händeringend nach Fachkräften sucht, Praktika organisiert, damit Interessierte das Arbeitsfeld kennenlernen und erst einmal ein paar Wochen im Arbeitsalltag ausprobieren können, bevor sie sich zu einer Ausbildung oder Qualifizierung entscheiden. Es gibt Präventions- und Gesundheitsangebote, die ohne die Beteiligung von Partnern nicht möglich wären, etwa auch zur Stressbewältigung im Umgang mit der eigenen Erfahrung der Arbeitslosigkeit, mit Frustrationen bei der Arbeitssuche. Aber auch Gespräche oder Workshops werden organisiert, um etwa die eigenen Talente, das eigene Können, die eigenen Leistungen wahrzunehmen und in die Suche nach einem Ziel und einem Job einzubringen. Oder es wird bei Arbeitgebern geworben und zu überzeugen versucht, statt Minijobs sozialversicherungspflichtige Beschäftigung anzubieten, nicht nur um die Möglichkeit für existenzsichernde Beschäftigung zu schaffen, sondern weil es auch Vorteile für den Betrieb bringt. Es wird mit Unternehmen

und Handwerkern zusammengearbeitet, mit Krankenkassen, mit Verbänden, Initiativen, Einrichtungen. Bei der Aufgabe der Betreuung und Vermittlung gibt es zahlreiche Bezüge in den Sozialraum, die Vernetzung in Stadt und Kreis, im Ort und im Quartier ist dafür wesentlich.

Verbindungen und *Zusammenarbeit* gibt es dabei auch an vielen Orten zwischen Jobcentern und Kirchengemeinden wie diakonischen Trägern, insbesondere gemeinsames Engagement bei der Arbeit mit und für Menschen, die von langer Arbeitslosigkeit betroffen sind. Es gibt Unterstützung für Beratungs- und Hilfeangebote der Diakonie, Kirchengemeinden oder Diakonie stellen sich auch als Träger zur Verfügung, um im Rahmen von Arbeitsgelegenheiten Menschen nach langer Arbeitslosigkeit und dadurch oft bedingter Vereinsamung sozial zu integrieren und sie wieder an einen Arbeitsalltag heranzuführen. Dadurch erfahren die Gemeinden oder Einrichtung zugleich Unterstützung für ihre vor allem ehrenamtliche Arbeit, etwa in Begegnungscafés oder Kindergärten, in der Jugend- oder Seniorenarbeit. Mit dem sozialen Arbeitsmarkt kann auch sozialversicherungspflichtige Beschäftigung in Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen gefördert werden, umfangreich und über mehrere Jahre, wenn dort jemand nach sehr langem Grundsicherungsbezug eingestellt wird.

In der Bundesrepublik stellt sich heute nicht mehr die Frage, ob es eine grundlegende Absicherung für Menschen gibt, die diese brauchen. Doch die Ausgestaltung wird sich weiter verändern, da diese auch durch starke Bezüge zum Sozialraum gekennzeichnet ist. Mit Veränderungen in den Sozialräumen stellen sich auch *neue Herausforderungen* für alle Handlungsfelder, die mit dem Zusammenleben zu tun haben – Sozialleistungen, soziale Dienste, soziale Arbeit. Demographischer Wandel führt dazu, dass es mehr Ältere ohne Angehörige gibt, dass mehr Menschen auf Pflege angewiesen sein werden, er macht aber auch Veränderungen in Zugänglichkeit und Mobilität nötig. Phänomene der Globalisierung wie Migration nach Europa – aber auch Binnenmigration in der EU – stellen viele Fragen wieder, anders oder neu, etwa nach gerechter Verteilung über den nationalen Rahmen hinaus oder nach sozialen Mindeststandards überall in der EU. Der Klimawandel ist schon heute etwa auch in der Diskussion über die Struktur der Regelsätze angekommen. Die Digitalisierung verändert Wahrnehmen und Handeln, soziale Medien etwa verändern Kommunikation und Beziehungen, begreifen die ganze Welt als einen Sozialraum. In diesen Veränderungen gibt es gerade auch viel Gestaltungsraum im Nahbereich vor Ort, in dem Kirchengemeinden durchaus etwas einzubringen haben.

LITERATURHINWEISE

Heinz-Jürgen Dahme/Norbert Wohlfahrt (Hrsg.): Handbuch kommunale Sozialpolitik, Wiesbaden 2011.

Neue Chancen für Langzeitarbeitslose - Informationen zum neuen Teilhabechancengesetz, <https://www.bmas.de/DE/Schwerpunkte/Sozialer-Arbeitsmarkt/ueberblick-fuer-arbeitgeber-und-langzeitarbeitslose.html> (Zugriff: 6.1.2020).

Netzwerke für Aktivierung, Beratung und Chancen, <https://www.sgb2.info/DE/Themen/ABC-Netzwerke/abc-netzwerke.html> (Zugriff: 6.1.2020).



Jörg Stoffregen

VOM »FÜR« ZUM »MIT«

Kirche im Quartier braucht Beteiligung als Prinzip

In unseren Quartieren, Dörfern und Stadtteilen leben Menschen in ganz unterschiedlichen Lebenslagen. Menschen mit und ohne Behinderungen, alte und junge Menschen, Menschen mit oder ohne Migrationshintergrund. Unsere Lebensräume werden durch immer vielfältigere Lebenslagen bestimmt.

Aus dieser Unterschiedlichkeit und Vielfalt der Lebenslagen und dem Zusammenleben in gemeinsamen Lebensräumen ergeben sich vielfältige Möglichkeiten, aber auch einige Fragen:

- Wie gestalten wir Lebensräume, die der Unterschiedlichkeit und Vielfalt der Lebenslagen gerecht werden?
- Wie nehmen wir die ganz verschiedenen Menschen wahr und beziehen sie ein?
- Wie kann es gelingen, gemeinsam mit anderen Menschen und Akteuren Lebensräume menschengerecht zu gestalten?

Gelingende Wahrnehmung und Einbeziehung von vielfältigen Lebenslagen erfordert die Entgrenzung der eigenen Organisation und den Blick über den eigenen Tellerrand. Beteiligung im lokalen Raum wird zu einem wichtigen Handlungsinstrument einer Kirche im Quartier.

Ein Paradigmenwechsel vom »für« zum »mit« ist dringend notwendig. Nur so kann es uns gelingen, verschiedene Bedürfnisse einzubeziehen und

mit allen als Kirche im Quartier einen Ort des Miteinanders vieler ganz verschiedener Menschen zu gestalten. Dieser Paradigmenwechsel vom »für« zum »mit« bedeutet Beteiligung als Prinzip und hat Konsequenzen für unsere Haltung und für unsere Praxis als Kirchengemeinde im Stadtteil oder Dorf.

Dieser Paradigmenwechsel zu einer konsequenten Beteiligungskultur ist ein inklusiver Veränderungsprozess. Er wird nicht gelingen, indem ein Hebel umgelegt wird. Es bedeutet, einen Veränderungsprozess zu gestalten mit vielen verschiedenen Menschen und Akteuren aus dem lokalen Raum mit dem Ziel, zahlreichen Menschen einen Zugang zu gesellschaftlicher Teilhabe und Teilgabe zu eröffnen und ein gelingendes Zusammenleben zu ermöglichen. Die notwendige Beteiligungskultur wird dabei immer geprägt durch eine Kultur, durch Strukturen und eine sich ergebende Praxis. Kultur, Struktur und Praxis müssen in diesem Zusammenhang immer auf die Organisation und die handelnden Personen bezogen werden und dass »mit« in der Beteiligung abbilden.

Im Folgenden versuche ich, in Grundzügen eine Kirche des »Mit« zu beschreiben. Was bedeutet es für die Kultur, Struktur und Praxis? Was gehört dazu, was brauchen wir ganz praktisch, wenn wir eine Beteiligungskultur konsequent umsetzen wollen?

I. BETEILIGUNG BRAUCHT EINE HALTUNG VON OFFENHEIT UND RESPEKTVOLLER NEUGIER

Die Haltung der Offenheit und der respektvollen Neugier für andere Menschen und Akteure am Ort ist Ausdruck des christlichen Menschenbildes und der Ebenbildlichkeit Gottes, die uns in jedem Menschen begegnet. Offenheit für andere macht es notwendig, dass wir mit uns selbst offen und klar sind. Die eigene Identität als kirchliche/r Mitarbeitende/r und als Kirchengemeinde gilt es zu klären. Je weniger Angst ich um mich selbst und die eigene Identität habe, umso leichter fällt es mir, mich anderen zu öffnen und ihnen respektvoll mit Interesse zu begegnen. Wer die eigene Persönlichkeit und eigenes Handeln reflektiert, mit sich selbst in gutem Kontakt steht, kann klar, selbstbewusst und mit respektvoller Neugier anderen gegenüber auftreten. Eine Haltung der Offenheit und der respektvollen Neugier weist über die eigene Person hinaus. Als Personen sind wir auf Ergänzung angewiesen und verstehen uns als Teil eines Ganzen, als Teil dieser Welt. In einer Haltung der Offenheit und Neugier kann ich mit anderen etwas in Bewegung bringen, kann ich andere beteiligen.

Das kann ganz praktisch bedeuten:

- Ich versuche als Hauptamtliche bzw. Hauptamtlicher einer Gemeinde in der Gemeinde viel zu Fuß oder mit dem Fahrrad unterwegs zu sein. Dabei nehme ich vom lokalen Raum mehr wahr und komme eher mit Menschen in Kontakt. Ich signalisiere Offenheit.
- Der Kirchenvorstand in einer Innenstadtgemeinde stellt im Rahmen einer Beratung fest, dass viele seiner Mitglieder nicht im Gemeindegebiet wohnen. Sie kennen die Wohnquartiere und lokalen Räume nur wenig. Daraufhin beschließen sie, in regelmäßigen Abständen in den Sommermonaten im Anschluss an den Gottesdienst zu einem Gemeinderundgang durch einen Gemeindeteil einzuladen. Menschen, die dort wohnen oder in einer dort liegenden Einrichtung arbeiten, werden als führende Experten dazu geladen und die Einrichtung wird auf dem Rundgang besucht.
- Die Sitzungen des Kirchenvorstands finden regelmäßig in Institutionen der lokalen Wirtschaft, in Industriebetrieben oder in sozialen und diakonischen Einrichtungen im Gemeindegebiet statt. Dabei findet ein Austausch über die eigene jeweilige Situation und ein gemeinsamer Blick auf den lokalen Raum statt.

2. BETEILIGUNG BRAUCHT EINE HALTUNG DER WERTSCHÄTZUNG FÜR UNTERSCHIEDLICHE MENSCHEN IN VERSCHIEDENEN LEBENSLAGEN

Schon im biblischen Schöpfungsbericht in 1. Mose 1 heißt es: »Und Gott sah an alles was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.« Oder Jesus begegnet dem blinden Bartimäus und fragt: »Was willst Du das ich Dir tun soll?« (Markus 10,51). Zwei biblische Befunde, in denen mir Wertschätzung begegnet. Demgegenüber begegnet mir, dass das einvernehmliche Zusammenleben ganz verschiedener Menschen im lokalen Raum aus unterschiedlichen Motiven heraus – häufig durch Ausgrenzung, Abwertung oder fehlende Anerkennung – in Frage gestellt wird. Diesen Verhaltensmustern gilt es, entgegenzutreten und in christlicher Perspektive eine Haltung der Wertschätzung für unterschiedliche Menschen mit verschiedenen Begabungen und Lebenslagen zu entwickeln. Es gilt, die Ressourcen und Potenziale in den Blick zu nehmen.

Die Erfahrung zeigt, dass eine solche Haltung Menschen anspricht und sie sich dann anders in gemeinsame Gestaltungsprozesse vor Ort einbezie-

hen lassen. Wertschätzung kann gelingen, wenn für alle die gemeinsamen tragenden Werte geklärt sind, diese transparent gemacht und in den Diskurs mit anderen Partnern eingebracht werden. Dabei ist es notwendig, dass sich alle auf gemeinsame Werte, die allen gemeinsam an diesem Ort wichtig sind, verständigt haben. Eine Haltung der Wertschätzung ist Grundlage und Teil einer Beteiligungskultur einer Kirche im Quartier.

Das kann ganz praktisch bedeuten:

- Einmal im Jahr lädt die Kirchengemeinde zu einem Stadtteilrundgang ein. Alle Teilnehmenden lassen sich den Stadtteil und einzelne Einrichtungen aus einer Perspektive zeigen. So kann z. B. in einem Jahr ein Rollstuhlfahrer oder eine Rollstuhlfahrerin den Stadtteil zeigen oder in einem anderen Jahr zeigen Kinder oder junge Familien mit Kinderwagen den Stadtteil aus ihrer Sicht.
- Der Kirchengemeinderat erstellt unter Beteiligung vieler Menschen aus der Gemeinde und dem Stadtteil ein Selbstverständnis. Sie klären und beschreiben gemeinsam in einfachen und verständlichen Worten, wofür Sie stehen und was ihnen Orientierung und Richtung gibt. Sie werden damit nach außen erkennbar.
- Die Konfirmandinnen und Konfirmanden erarbeiten miteinander, was für sie einen guten Ort ausmacht. Im Anschluss machen Sie eine Fotodokumentation von guten Orten in ihrem Dorf oder Stadtteil. Daraus entsteht ein Stadtteilmemory. Es wird auf dem Gemeindefest im Rahmen einer Fotoausstellung präsentiert und verkauft.

3. BETEILIGUNG BRAUCHT EINE HALTUNG DES MITEINANDERS

Von entscheidender Bedeutung für die gelingende Gestaltung einer Beteiligungskultur ist eine ausgeprägte Kultur des Miteinanders. Alle Menschen am Ort sind herausgefordert, diese Kultur zu leben. Das beginnt zunächst binnenkirchlich und -diakonisch im Miteinander von Haupt- und Ehrenamt, im Miteinander der unterschiedlichen Berufsgruppen, im Miteinander der verschiedenen Dienste und Werke mit den Kirchengemeinden und im Miteinander von Kirche und Diakonie. Die Kultur des Miteinanders fördert die Öffnung und den Blick über den Tellerrand. Wir sind uns nicht selbst genug. Wir suchen einander. Die Haltung des Miteinanders bedeutet, den anderen mit seinen Fähigkeiten und Kompetenzen in den Blick zu nehmen. Das ermöglicht Begegnung auf Augenhöhe. Aus der Kultur eines gelingenden Mit-

einanders erwächst Kooperationsfähigkeit, die für eine gemeinsame Gestaltung inklusiver lokaler Räume notwendig ist. Aus dem Miteinander erwächst in der Regel ein Füreinander und ein wechselseitiger Mehrwert an Lebensqualität für alle.

Für eine nachhaltige Beteiligungskultur ergibt sich damit die Aufgabe, aufeinander zuzugehen und Miteinander zu gestalten.

Beteiligung aus einer Haltung des Miteinanders bedeutet ein Verständnis, eine Akzeptanz für andere Kulturen, Sprachen und Logiken. Es erfordert die Fähigkeit, sich in unterschiedlichen Welten zu bewegen, sie zusammen zu bringen und zusammen zu denken. Es beginnt häufig damit, sicheres Terrain – manchmal auch das eigene Schneckenhaus – zu verlassen und die Praxis einer Geh-Struktur lebendig zu gestalten, die nicht abwartet, sondern aufbricht – mit hohem Interesse für die Menschen und ihre Lebensräume und -welten.

Das kann ganz praktisch bedeuten:

- Die Hauptamtlichen in der Kirchengemeinde verabreden miteinander das Handlungsprinzip »nur mit« nicht für und nicht allein. Das Prinzip bedeutet, dass alle Ideen und Aktivitäten mit anderen aus der Gemeinde oder dem Stadtteil gemeinsam geplant, entwickelt und durchgeführt werden. Es gibt immer ein Team, d. h. mindestens zwei Personen. Beteiligung der Verschiedenen wird zum Handlungsprinzip und Konzept.
- Die Gemeindepädagogin überlegt mit einem kleinen Team aus Ehrenamtlichen, wie Miteinander entstehen könnte und wie sie mit Menschen anders in Kontakt kommen könnten. Sie bauen miteinander eine Begegnungsbank für den Ort. Die Bank ist eine kleine Eckbank und gibt maximal vier Menschen Platz. Sie ist gut transportabel, hat die Möglichkeit zum Abstellen einer Kaffee- oder Teetasse und ist auffällig freundlich gestaltet. Die Bank steht regelmäßig an drei zentralen unterschiedlichen Orten im Dorf. Es ist der Friedhof, der Dorfplatz und vor dem Kindergarten. Jeweils ein Teammitglied begleitet die Begegnungszeit auf der Begegnungsbank mit Kaffee und Tee.
- Die Kirchengemeinde beschließt, dass der Erntedankgottesdienst regelmäßig in der Scheune des großen Bauern im Dorf stattfindet und gemeinsam mit Vertretern der Landwirtschaft vorbereitet wird. Ein anderes Beispiel sind die Passionsandachten, die regelmäßig an »wunden« Punkten im Ort stattfinden. So z. B. mit dem Rettungsdienst oder der Polizei an der unfallträchtigsten Kreuzung oder vor einem lange leerstehenden Laden oder vor der Parkbank, auf der immer die Obdachlosen des Ortes sitzen.

4. BETEILIGUNG BRAUCHT EINE GEH-STRUKTUR, DIE MENSCHEN AUFSUCHT UND KONTAKTFLÄCHEN BIETET

Beteiligung entsteht häufig da, wo persönliche Kontakte bestehen beziehungsweise über persönliche Kontakte Menschen angesprochen werden. Viele Menschen wollen auch persönlich angesprochen werden und der persönlichen Ansprache und dem persönlichen Kontakt folgt dann die Lust, sich zu beteiligen bzw. zu engagieren. Viele Menschen finden dazu aber nicht den Weg aus ihren vier Wänden in offene Begegnungsräume. Das Phänomen der Individualisierung und Vereinsamung trägt dazu bei. Daher ist es wichtig und notwendig, auf die Menschen zuzugehen, in ihrem Wohnquartier, auf dem Spielplatz, vor dem Kindergarten, vor dem Einkaufsladen oder auf dem Dorfplatz präsent zu sein. Es gilt Gelegenheiten zu schaffen, die Kontakt und Beziehungsaufbau möglich machen, einen einladenden Charakter schaffen und neue Wege für die Menschen im wörtlichen Sinn eröffnen.

Das kann ganz praktisch bedeuten:

- Eine Gruppe in der Gemeinde besucht im Dorf oder Stadtteil alle Familien mit Neugeborenen in den ersten zwei Monaten nach der Geburt. Neugier und Offenheit können auch gezeigt werden bei Geburtstagsbesuchen von Jüngeren z. B. zum 40. oder 49. Geburtstag. Beides sind auch Aktionen, mit denen erstmal nicht so gerechnet wird, sie bieten Kontaktflächen und zeigen Interesse.
- Der Gemeindepädagoge in einer Gemeinde mit sozialem Brennpunkt mit vielen Hochhäusern, in denen auch viele ältere Menschen wohnen, sucht nach neuen Möglichkeiten für Begegnung. Er besorgt sich einen kleinen Klapptisch und zwei Klappstühle und lädt regelmäßig zu Treppenhausgesprächen im Treppenhaus der Hochhäuser ein. Schon nach kurzer Zeit wird dieses Angebot von vielen in den Häusern gern angenommen. Der Gemeindepädagoge hat inzwischen ein Team von sechs Ehrenamtlichen, mit denen er in verschiedenen Häusern zu ganz verschiedenen Zeiten Treppenhausgespräche anbietet.
- Ein Team aus der Gemeinde leiht sich ein Kaffeemobil und möchte damit an verschiedenen Orten im Gemeindegebiet zur Begegnung einladen. Das Kaffeemobil ist auf einem Lastenfahrrad eingerichtet. Eine kleine Bierzeltgarnitur gehört ebenfalls dazu. In der Regel verabreden sich zwei Leute aus dem Kaffeemobilteam und fahren mit dem Kaffeemobil an einen Ort im Gemeindegebiet. Sie packen die kleine Bierzeltbank aus und laden zum Kaffee ein. Schon nach kurzer Zeit und etwas Öffentlichkeitsarbeit spricht es sich herum und das Kaffeemobil wird zum mobilen

Begegnungsort für Jung und Alt. Inzwischen hat die Gemeinde ein eigenes Mobil angeschafft.

5. BETEILIGUNG BRAUCHT DAS ANGEBOT VON OFFENEN BEGEGNUNGSRÄUMEN FÜR ALLE

Im Anschluss an meine Eingangsbeobachtung einer wachsenden Unterschiedlichkeit und Vielfalt der Lebenslagen und Lebenswirklichkeiten sowie zum Zusammenleben in gemeinsamen Lebensräumen ergibt sich für mich die Notwendigkeit, dass wir zu allererst Räume brauchen, in denen sich ganz unterschiedliche Menschen begegnen, einander in ihrer Einzigartigkeit wie Unterschiedlichkeit wahrnehmen können.

Diese Begegnungsräume bieten Zugang für ganz unterschiedliche Menschen. Sie sind offen und einladend für alle. Sie können dauerhaft oder auf Zeit sein. Sie können an einem Ort, z.B. im Gemeindezentrum, oder wechselnd sein, z.B. der Straßentisch in einer Straße oder das Kaffeemobil vor einzelnen Hauseingängen. Sie sind als Angebot für viele milieuübergreifend und nicht vereinnahmend. Jede und jeder kann von sich so viel einbringen, wie er oder sie möchte. Diese Begegnungsräume bieten Gelegenheiten, dass Menschen selbstbestimmt über ihre Hoffnungen, Sehnsüchte, aber auch Ängste miteinander ins Gespräch kommen und sie miteinander teilen. Im Anschluss daran können Ideen für das eigene und das gemeinsame Leben am Ort kreiert werden. Damit wird die Gemeinde oder das Dorf zu einem Ermöglichungsraum für Wünsche, Träume und Ideen für das Zusammenleben im lokalen Raum, der jeder und jedem die Möglichkeit bietet, sich mit ihren und seinen Fähigkeiten und Fertigkeiten einzubringen. Offene Begegnung ist der Schlüssel zur Beteiligung. Sie gilt es, zuerst zu ermöglichen.

Das kann ganz praktisch bedeuten:

- Räume zur Begegnung für alle bedeutet zunächst ganz praktisch, dass die Räume für alle Menschen zugänglich sind. Sie sollten sowohl für Menschen mit Kinderwagen, Rollator oder Rollstuhl, als auch für Menschen, die es hell und freundlich mögen, einladend sein. Das kann bedeuten, dass wir zunächst einen Prozess brauchen, bei dem die Fragen der Zugänglichkeit für alle im Mittelpunkt stehen. Auftakt dazu kann eine Begehung unseres Gemeindehauses und des Umfeldes mit ganz verschiedenen Menschen sein.
- Eine kleine Dorfgemeinde stellt sich die Frage, wie sie sich öffnen können. Sie haben eine schöne Dorfkirche, einen großen Pfarrgarten mit vie-

len alten Obstbäumen, ein schönes Pfarrhaus und eine alte Pfarrscheune. Es gibt in dem Dorf keinen öffentlichen Begegnungsraum, der für alle zugänglich ist. Vier engagierte Ehrenamtliche aus der Gemeinde haben die Idee zu einem Sommercafé im Pfarrgarten einmal in der Woche über zwei Monate entwickelt. Sie finden zehn bis fünfzehn Andere, die in der ersten Saison mitmachen. Die einen backen nur Kuchen, andere übernehmen den Service. Es findet sich auch eine Gruppe Männer, die den Garten vorbereiten und immer wieder herrichten. Schon in der ersten Saison kommen durchschnittlich 80 Besucher am Nachmittag. Touristen, ältere Menschen aus der Gemeinde, Familien mit kleinen Kindern.

- Die Kirchengemeinde organisiert mit Bürgern und dem Bürgermeister aus einem Dorf ohne Begegnungsräume eine Jurte auf dem Dorfplatz. Sie lädt drei Tage lang ein zu Begegnung, Austausch und Ideenspinnen mit Essen, Trinken und Musik.

6. BETEILIGUNG BRAUCHT DIE WAHRNEHMUNG UND EINBEZIEHUNG UNTERSCHIEDLICHER FÄHIGKEITEN UND FERTIGKEITEN

Die Gestaltung einer konsequenten Beteiligungskultur braucht die Wahrnehmung der unterschiedlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten der einzelnen Bürgerinnen und Bürger im Quartier. Dabei geht es beim Prinzip Beteiligung nicht gleich darum, alleine eine neue Idee umzusetzen. Vielmehr geht es darum, Räume und Orte zu haben und zu nutzen, an denen ich meine Idee mit anderen teilen kann, Verbündete für meine Idee finde oder aber vielleicht auch feststelle, meine Idee ist doch nicht so passend. Solche Ermöglichungsräume bieten die Chance zum Empowerment und geben Raum, eigene oder gemeinsame Wunschorstellungen und Bedürfnisse zu entdecken (z. B. Plätze zu gestalten, Bewegungsangebote wie gemeinsames Wandern zu initiieren, Begegnungsstätten zu schaffen, Kurse anzubieten) und kreativ zu werden, diese zu realisieren. Menschen aktivieren sich quasi dann selbst, um ihre lokalen Räume zu verändern und lebenswert zu gestalten. So wird die Identifikation der Menschen mit ihren Lebensräumen erhöht, eine Gestaltung entsprechend ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen möglich und sie erfahren Selbstwirksamkeit. Lokale Räume können so lebenswerte Dörfer oder Quartiere für viele werden.

Eine Beteiligungskultur im Sinne der Eröffnung von Ermöglichungsräumen bedeutet eine neue Rolle und Aufgabenstellung für hauptamtlich Mitar-

beitende. Sie sind Ermöglicher – nicht Macher – die für gute Rahmenbedingungen, Kommunikation und eine wertschätzende Kultur sorgen. Sie sind Begleiter der Selbstbefähigung und unterstützen ganz unterschiedliche Menschen darin, miteinander Selbstbewusstsein und lokale Identität zu entwickeln.

Teilhabe und Teilgabe für alle als Ergebnis einer konsequenten Beteiligungskultur zielt darauf ab, von den Gaben und Begabungen der Menschen, die am Ort leben, her zu denken, sie wahrzunehmen, kennenzulernen und Möglichkeiten zu eröffnen, sie einzubringen. Für Mitarbeitende bedeutet es eine Subjektorientierung in ihrem Handeln. Das heißt in erster Linie, die Perspektive vom Engagement für andere zum Engagement mit anderen zu wechseln und Kontaktflächen zu schaffen bzw. Begegnungsräume zu eröffnen, in denen gemeinsame Ideen für Teilhabe und Teilgabe am Ort entstehen können. So wandelt sich beispielsweise die Frage »Was können wir für Flüchtlinge tun?« um in die Frage »Was können Flüchtlinge in unseren Ort einbringen?« Eine Beteiligungskultur bedeutet auch, die Gestaltung des Gemeindefestes oder des Krippenspiels im Ort nicht immer der gleichen Gruppe zu überlassen, sondern ganz verschiedene Menschen einzubeziehen und diese mit ihren Ideen und Begabungen zu beteiligen.

Das kann ganz praktisch bedeuten:

- In einer Stadtrandgemeinde gibt es vierteljährlich eine Veranstaltung unter dem Namen »Freiraum – für deine Ideen«. Die Veranstaltung wird von einem Team aus Haupt- und Ehrenamtlichen moderiert. Im Rahmen des Abends geht es um Ideen der Einzelnen für gemeinsames Tun und einen Stadtteil des Miteinanders. Die Veranstaltung soll ein Ort sein, an dem Ideen eingebracht und weitergedacht werden sowie Mitstreiterinnen und Mitstreiter gefunden werden können. Im zweiten Teil des Abends geht es darum, von Einzelnen und Gruppen zu hören, was aus den Ideen geworden ist und wo es vielleicht noch Unterstützung braucht. Die Veranstaltung versteht sich als Plattform für kreatives Zusammenleben am Ort.
- Die Kirchengemeinde hat ein großes Gemeindegrundstück. Sie hat Menschen eingeladen, miteinander dieses Grundstück zu bewirtschaften. Eine kleine Gruppe koordiniert diesen Gemeinschaftsgarten. Es sind Hochbeete entstanden, auf denen Gemüse angebaut wird und Staudenbeete mit Blumen. Sie zieren den Altar in der Kirche, das Gemeindehaus oder die Wohnungen der privaten Gärtner. Von einem Teil der Erträge wird gemeinsam gekocht und gegessen, ein anderer Teil kann mitgenommen werden für den Hausgebrauch.

- Jeden Mittwochnachmittag treffen sich im Keller des Gemeindehauses zehn Männer für drei Stunden zur Holzwerkstatt. Das Alter der Männer ist 55+. Sie treffen sich, bauen Spiele aus Holz, Insektenhotels oder reparieren die Stühle oder andere Dinge aus dem Gemeindehaus. Ein Mann bringt immer einen Kuchen mit, denn die Kaffeepause mit dem Austausch über wichtige Dinge in der Gemeinde und im Stadtteil gehört selbstverständlich dazu.

7. BETEILIGUNG BRAUCHT NETZWERKARBEIT IM QUARTIER

Für eine Beteiligungskultur in der Perspektive der verschiedenen Akteure sehe ich Netzwerkarbeit als ein wichtiges Instrument, unterschiedliche Perspektiven, Kompetenzen und Ressourcen einzubeziehen. Netzwerkarbeit gibt die Möglichkeit, durch Vernetzung unterschiedliche Begabungen und Fähigkeiten im Netzwerk zusammenzubringen mit dem Ziel der Verbesserung der Lebensqualität im Stadtteil. Das heißt: Das Netzwerk richtet sich aus auf den Stadtteil als Lebensraum, zeichnet sich durch einen gemeinsamen Raumbezug aus und eröffnet Möglichkeiten der Beteiligung.

Eine andere Form von Netzwerkarbeit im Quartier ist die fachbezogene Ebene, wenn sich zum Beispiel ein Stadtteilnetzwerk zur Situation von Kindern und Jugendlichen im Stadtteil bildet, in dem sich alle Akteure im Stadtteil vernetzen, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten. Diese Netzwerke haben eher einen Fachbezug und der Raumbezug steht nicht im Vordergrund. Netzwerkarbeit bietet aber so auch die Möglichkeit der Beteiligung für unterschiedliche Akteure aus dem Quartier.

Beide Formen der Netzwerkarbeit brauchen im Quartier ihren Platz, wichtig ist, dass Sie miteinander verschränkt sind und nicht nebeneinander her laufen. Im Sinne von Synergien und der Notwendigkeit generationenverbindender Räume sollte der Raumbezug mehr und mehr im Vordergrund stehen.

Im Interesse einer Beteiligungskultur ist eine gute Kommunikation beziehungsweise Integration von Netzwerken von Akteuren mit fachlicher Perspektive und bürgerschaftlichen Netzwerken notwendig. Ganz im Sinne: Die Bürgerinnen und Bürger sind die besten Experten für ihren lokalen Raum und ihre Anliegen.

Netzwerkarbeit ist dabei ein Prozess, der sich auf drei Ebenen bewegt:

- *Koordination*, das heißt, es werden einzelne Leistungen koordiniert, z. B. Termine für Feste in einer Gemeinde oder Kommune.

- *Kooperation*, das heißt, es werden unterschiedliche Ressourcen zusammengebracht, z.B. Räume von einem Akteur und Personal von einem anderen.
- *Ko-Produktion*, das heißt, es entsteht ein Produkt in gemeinsamer Verantwortung.

Alle drei Ebenen sind auf eine gute Kommunikation angewiesen. Netzwerkarbeit lebt immer vom Geben und Nehmen und erbringt irgendwann einen Gewinn für die je Einzelnen im Netzwerk.

Für Kirchengemeinden als sozialräumliche und generationsübergreifende Akteure im Quartier ergibt sich eine wichtige Rolle in der Vernetzung der unterschiedlichen Akteure im Raum. Sie sind oft die Einzigen, die eine übergreifende Perspektive haben bzw. nicht durch eine besondere Hilfefeldperspektive »belastet« sind. Sie sind vielfach nicht professioneller Anbieter sozialer Dienstleistungen. Von daher ergibt sich häufig eine Rolle, die sie als Intermediäre und sozialräumliche Netzwerker prädestiniert. Kirchengemeinden haben vielfach räumliche und personelle Ressourcen, die ihnen eine Netzwerkarbeit möglich machen, ohne irgendwelchen Kostenträgern gegenüber rechenschaftspflichtig zu sein.

Das kann ganz praktisch bedeuten:

- Die Kirchengemeinde beteiligt sich am Stadtteilnetzwerk, dass es schon seit längerer Zeit im Ort gibt. Haupt- und Ehrenamtliche arbeiten dort mit, sie geben Impulse und beteiligen sich an den Aktivitäten. Alternativ ergreift die Kirchengemeinde die Initiative zur Gründung solch eines Dorfnetzwerkes zu einem guten Miteinander im Dorf. Sie übernimmt die Koordination und gibt der Idee Impulse.
- Alle zwei Jahre veranstaltet die Kirchengemeinde ein Gemeindefest. Es wird verabredet, dass zu dem Fest auch andere Vereine oder Initiativen aus dem Ort zur Mitwirkung eingeladen werden. Nach einigen Jahren ist aus dem wenig besuchten Gemeindefest ein Stadtteilstfest geworden, an dem sich viele verschiedene Menschen beteiligen.
- Die Kirchengemeinde lädt zum Neujahrsempfang ein. Akteure aus dem Dorf oder Stadtteil und Bürgerinnen und Bürger werden am Anfang des Jahres zu einem Empfang mit Begegnung und inhaltlichem Impuls wie z.B. ökofaires Wirtschaften eingeladen. So kann Vernetzung entstehen.

ZUM SCHLUSS

Vom »Für« zum »Mit« unter diesem Leitbild habe ich einige Aspekte einer notwendigen Veränderung hin zu einer konsequenten Beteiligungskultur einer Kirche im Quartier dargestellt. Abschließend bleibt mir festzustellen, dass vom »Für« zum »Mit« ein Prozess ist, der in kleinen Schritten verläuft und immer wieder Phasen der Reflektion, der Planung und der Umsetzung beinhaltet. Es ist ein Prozess, bei dem wir immer wieder Neues und Spannendes entdecken können und der manche Überraschung bereithält.



Klaus-Martin Strunk

SPIRITUELLES SCRUM

Agiles Projektmanagement von Sozialraum-Projekten in Kirchengemeinden

Das Thema liegt ganz obenauf und ist hoch spannend! Was verändert sich, wenn Kirchengemeinden ihren Sozialraum oder das Quartier in den Blick nehmen? Welche Dynamik wird entfesselt, wenn sich dann zwölf Leute *agil* als »*spirituelles Gemeinde-SCRUM-Team*« auf den Weg machen, um Sozialraum-Projekte in einer Kirchengemeinde voran zu bringen? Vor dem Hintergrund der langjährigen Erfahrungen aus dem Projekt »Initiative Gemeinwendiakonie« in der Ev. Landeskirche Hannovers soll hier ein zukunftsbezogenes Bild dafür entwickelt werden.

Im Grunde ist dieser Aufsatz damit die Zusammenfassung eines Buches, das noch darauf wartet, geschrieben zu werden. Es geht dabei um ein gedankliches Raster zur Entwicklung sozialraum- oder quartiersbezogener Projekte. Somit wird der Leser um Nachsicht gebeten, dass viele Gedanken nur angerissen und wegen der vorgegebenen Kürze der Abhandlung nicht vollständig ausgeführt werden können.

Grundsätzlich freut sich der Verfasser darum unter mail@strunkkonzept.de über Ermutigungen, Nachfragen zum Verständnis und kritische Anmerkungen.

I. WORUM GEHT ES BEI SOZIALRAUMORIENTIERTEN PROJEKTEN IN KIRCHENGEMEINDEN?

Nr. 409 des Evangelischen Kirchengesangbuchs beginnt mit der Strophe:

»GOTT liebt diese Welt und wir sind sein Eigen, wohin er uns stellt, sollen wir es zeigen.«

Dieser Vers bringt es im Grunde auf den Punkt! So hat sich ein entsprechender Arbeitskreis einer ländlichen Kirchengemeinde Folgendes klar gemacht:

- *Ca. 500 Menschen* beteiligen sich mehr oder weniger aktiv am Gemeindeleben!
- *Ca. 4.500 Menschen* tauchen als Gemeindeglieder in den entsprechenden Dateien und Listen auf!
- *Ca. 10.500 Menschen* wohnen insgesamt im Gebiet der Gemeinde mit 7 Dörfern.

Andere Gemeinden werden zu ähnlichen Schlüssen gelangen. Es lohnt sich auf jeden Fall, wenn sich Gemeinden intensiv darüber Gedanken machen, wie Menschen auf den unterschiedlichsten Wegen mit der oben zitierten »Liebe Gottes für diese Welt« bekannt gemacht werden können! Weil wir »sein Eigen« sind, wollen und sollen wir IHM in diesem Aufbrechen nachfolgen!

Soweit diese ersten Ausführungen zum Thema, wie es im zweiten Teil der Überschrift skizziert ist.

Es fehlt noch eine Erklärung des Begriffes »Spirituelles SCRUM«!]

2. WAS ABER BEDEUTET IN DIESEM ZUSAMMENHANG »SPIRITUELLES SCRUM«?

SCRUM kommt aus dem Englischen und bezeichnet u. a. das »Gedränge« am Anfang eines Rugby-Spieles. Man stelle sich vor: Das Spiel steht kurz vor dem Anpfiff. Die Mannschaft steht in äußerster Anspannung und Konzentration der gegnerischen Mannschaft gegenüber. Alle Spieler sind jetzt darauf konzentriert, dieses Spiel zu gewinnen!

Schon an dieser Stelle ist festzustellen, dass es in christlichen Gemeinden wenige Situationen gibt, die mit dieser Anspannungs- und Konzentrations-Situation zu vergleichen sind. Was würde es aber für unsere Gemeinden und die

Kirchen bedeuten, wenn es Teams gäbe, die solch eine erwartungsvolle Stimmung mit einem festen Willen zum Erfolg entwickeln könnten?¹

Viele Gemeindeglieder kennen dieses Gefühl ja aus dem Sportverein oder auch aus ihrem Arbeitsalltag. Im ständigen Wettbewerb um die Gunst der Kunden möchten sich Unternehmen durch agiles, d.h. schnelles und äußerst zielgerichtetes Vorgehen, Vorteile gegenüber dem Wettbewerb verschaffen.

Kurz: Sie wollen gewinnen!

SCRUM hat sich im Wirtschaftsleben – vom oben beschriebenen Bild ausgehend – als Bezeichnung für eine Form »agilen Projektmanagements« etabliert.² *Agilität* ist schon lange ein »Zauberwort« in der IT-Branche. Es hat sich in den letzten Jahren von dort als eine besondere Form des Projektmanagements und der Unternehmensführung in fast alle Bereiche des wirtschaftlichen Lebens ausgebreitet.

Früher plante man Projekte vom Start bis zum Ende. In einem sich ständig wandelnden Marktumfeld wird heute von vornherein berücksichtigt, dass sich auf dem Weg vom Start eines Projektes bis zu seinem Ende viele neue Einsichten und Technologien einstellen. Es ergeben sich immer wieder veränderte Anforderungen, aber auch Auseinandersetzungen und Umbrüche im Umfeld. Daher werden viele Projekte schon am Anfang nicht vollständig durchgeplant. Man behält von Anfang an nur sein gewünschtes Projektergebnis im Auge. Aber man ist bereit, neue Wege zu gehen. Somit wird ein zunächst angestrebter Lösungsweg sehr schnell und flexibel verlassen. Auf agile Art und Weise sind neue, besser zum Ziel führende Wege einzuschlagen – ohne die Motivation und Loyalität der Mitarbeitenden durch diese Kurskorrekturen zu verlieren.

Damit erschließt sich, warum beim SCRUM-Ansatz das Bild eines Mannschaftsspiels greift. Jede Mannschaft will das Spiel gewinnen. Doch was macht gerade den Reiz von Mannschaftsspielen aus? Es ist am Anfang nicht abschätzbar, auf welchem Wege der Sieg genau erreicht wird. Viele Spielzüge sind eingeübt – aber man weiß nicht, ob sie gelingen oder vom Gegner gestört werden. Man kann nicht abschätzen, ob die Kraft reichen wird. Ggf. verletzen sich Spieler und werden ausgetauscht. Auch ist nicht gewiss, ob die Eingriffe

¹ Siehe dazu Florian Sobetzko & Matthias Sellmann, Gründer*innen-Handbuch für pastorale Start-ups und Innovationsprojekte, Würzburg 2017.

² Siehe z. B. Boris Gloger, SCRUM. Produkte zuverlässig und schnell entwickeln, 5. Auflage München 2016. Es lohnt sich auch, einmal im Internet nach SCRUM zu suchen.

des Trainers den erhofften Effekt bringen. Was allein bleibt, ist der feste Wille zum Sieg.³

Darüber hinaus werden in Mannschaftssportarten i. d. R. Spielserien ausgespielt. Sei es bei einer Weltmeisterschaft oder in einer Jahres-Liga auf Ebene der Kreisklasse. In solch einer Spielserie gilt bekanntlich: »... nach dem Spiel ist vor dem Spiel«. Dieses Denken in Zyklen nennt man bei SCRUM die Organisation von »Sprints«!

Eines aber ist sicher, dass die Mannschaft und ihr gesamtes Umfeld gewinnen und am Ende den ersten Tabellen-Platz belegen will.

3. ALS »FORUMSGEMEINDE« AUF DEM MARKT!

Wie können Kirchengemeinden gewinnen? Sollen sie überhaupt gewinnen – oder sollte man besser sagen, wie können sie die Menschen für GOTT gewinnen? Wie können sie es erreichen, dass allen Menschen geholfen wird und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen? Wie kann eine Kirchengemeinde überhaupt wieder als ein »Player im Sozialraum« wahrgenommen werden? – Viele berechnete Fragen! Aber sie können eben nicht einfach und schnell beantwortet werden ...

In der Ev. Landeskirche Hannovers gibt es z. B. – wie oben angedeutet – ein vom Gedanken des diakonischen Engagements geprägtes sozialraumorientiertes Projekt: die »Initiative Gemeinwesendiakonie«. Dieses wird durch das SI (Sozialwissenschaftliches Institut der EKD) begleitet.

Den an dieser Initiative beteiligten Gemeinden wird in einem sie begleitenden Beratungsprozess vorgeschlagen, alles mit dem Entschluss zu beginnen:

Wir werden eine »FORUMSGemeinde«!

Will eine Gemeinde zu einer »FORUMSGemeinde« – einem Sinn- und Unterstützungsanbieter auf dem Markt ihres Sozialraums – werden, so realisiert sie schnell, dass sie als Kirchengemeinde unter Einbeziehung von Gemeindehaus und Kirche als Sakralraum neue *reale* sowie *virtuelle* Räume schaffen muss. Diese Räume sollen eine Offenheit wie jeder Supermarkt oder jedes Angebot im Internet ausstrahlen. Nur so kann sie wieder mit den vielen Menschen im Sozialraum in Kontakt kommen.

³ Siehe dazu auch 1. Kor 9,24: »Wisst ihr nicht, dass die, die im Stadion laufen, zwar alle laufen, jedoch [nur] einer den Siegespreis erhält? Lauft so, dass ihr [ihn] gewinnt!«

Was bedeutet das? Es bedeutet zunächst, dass die oben beschriebene Reihenfolge nach dem participationsgrad der Menschen (500 – 4.500 – 10.500) umgedreht wird. Damit konzentriert sich die Gemeinde in ihrer Ausrichtung nicht mehr in erster Linie auf die 500, die noch irgendwie kommen, sondern auf alle 10.500 Menschen, die in ihrem Einzugsgebiet wohnen. So richtet sich der Blick nach außen. Es wird z. B. eine Landkarte in der Kirche aufgehängt und mit einer Kordel und Pinnadeln das Gebiet markiert, um das man sich kümmern möchte.

So haben sich Gemeindeglieder z. B. mit Bollerwagen, Kaffee und Kuchen auf den Weg zu den Spielplätzen gemacht und ein erstes Gespräch gesucht. Eine andere Gemeinde hat zusammen mit dem Bürgermeister eine Versammlung aller Sozialanbieter, Vereine und Hilfseinrichtungen im Rathaus organisiert. Schon beinahe klassisch sind die vielen Hilfsangebote für geflüchtete Menschen, bei denen ja viele Kirchengemeinden und andere Organisationen in den letzten Jahren vorbildlich zusammenarbeiten.

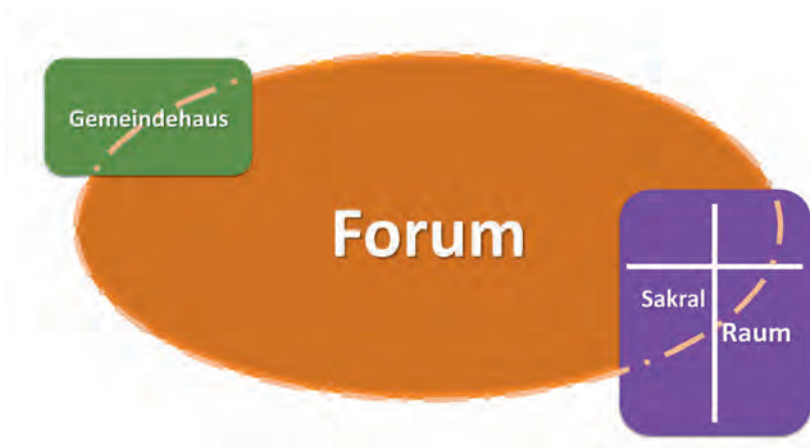


Abb. 1: Schematische Darstellung einer »FORUMS-Gemeinde«

Aber wie kann es dazu kommen? Wie findet man die richtigen Angebote, die im Sozialraum Nutzen stiften? Welches sind die Bedürfnisse und Fragen, die die Menschen wirklich bewegen?

Hilfreich ist an diesem Punkt eine Änderung der Wahrnehmung. Als »FORUMS-Gemeinde« nähert sich die Gemeinde dem Sozialraum nicht im Bewusstsein einer Parochie – also als einem Gebiet, welches der Gemeinde vermeintlich schon »gehört« –, sondern als Markt, den es zu erobern, zu gewinnen gilt!

4. DIE ENTDECKUNG DES »SPIRITUELLEN GEMEINDE-MARKETINGS«

Die Fachdisziplin für die Lösung solch einer Aufgabe ist bekanntlich das *Marketing*. Diese ist uns aus dem wirtschaftlichen Umfeld, das uns in unserer Gesellschaft überall umgibt, gut bekannt.

Folgende Definition für ein »*Spirituelles Gemeinde-Marketing*« kann – in Anlehnung an die Marketing-Definition von Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Heribert Meffert als dem einstigen »Marketing-Papst« Deutschlands⁴ – formuliert werden:



Abb. 2: Marketing-Definition für eine »FORUMsGemeinde«

Zunächst gilt festzuhalten, dass Marketing-Orientierung sowohl im Raum der Kirche als auch der Diakonie »ein spiritueller und organisatorischer Prozess« ist. Er dient zur *Planung, Koordination* und *Kontrolle* von Maßnahmen, die sich an die *aktuellen* und *potenziellen* Aktionsfelder richten. Der Begriff des Prozesses erinnert daran, dass eine Gemeinde sich dazu auf den Weg machen muss. Die spirituelle Erfahrung lehrt, dass dies ein Weg ins Ungewisse – aber nicht ohne Verheißung – ist. (Siehe Missionsbefehl, Mt 28,18–20.)

Dabei kann »auf den Weg machen« sehr konkret verstanden werden. Das »SCRUM-Team«, welches sich der »Projekte im Sozialraum« annehmen will, geht oder erkundet per Fahrrad das per Kordel auf der Landkarte markierte Gebiet. Nach solch einer Erkundung empfiehlt es sich, die Beobachtungen zusammenzutragen und im Gebet vor Gott zu bringen. Ein nächster Schritt kann der Gang zum Einwohnermeldeamt sein, um sich die demographischen Daten ausdrucken zu lassen. Viele andere Daten stehen darüber hinaus im Internet zur Verfügung.

⁴ Siehe z.B. Heribert Meffert u.a., *Marketing. Grundlagen marktorientierter Unternehmensführung, Konzepte – Instrumente – Praxisbeispiele*, 13. Auflage Wiesbaden 2019.

Das Wichtigste aber ist, in internen Diskussionen den Begriff »FORUMS-Gemeinde« mit erstem Leben zu füllen und sich im persönlichen Umfeld darüber auszutauschen, was er für jeden Einzelnen bedeuten könnte.

5. BILDUNG EINES »SPIRITUELLEN GEMEINDE-SCRUM-TEAMS«

Schlüsselbegriffe in den letzten Abschnitten waren »SCRUM«, »FORUMS-Gemeinde« und »Spirituelles Gemeinde-Marketing«. Wie und durch wen lassen sich diese Begrifflichkeiten und Überlegungen nun zusammenführen und ins Leben des Sozialraumes einer Kirchengemeinde bringen?

Im Sinne des Ansatzes einer »FORUMS-Gemeinde« wird zunächst auf Leitungsebene der Entschluss zur Schaffung *barrierefreier sowie offener Räume* und zum »*agilen Vorangehen*« gefasst. Diese Entscheidung muss im vollen Bewusstsein ihrer Bedeutung vom Leitungsgremium einer Gemeinde getroffen werden. Die sich daraus ergebenden Aufgaben übernimmt dann das zu etablierende »*Spirituelle Gemeinde-SCRUM-Team*«. Eine Teamgröße von ca. zwölf Personen mit unterschiedlichen Begabungen hat sich bewährt. Es wird von einer *Spiritualin/einem Spiritual*, welche/r insbesondere die spirituelle Seite des Prozesses verantwortet, und von einer *Projektsprecherin/einem Projektsprecher*, welche/r die organisatorisch-inhaltliche Seite des Prozesses steuert, gemeinsam geführt. Von Beginn an sollte dieses Team möglichst nicht nur allein aus Vertretern der Kirchengemeinde bestehen, sondern auch aus Vertretern anderer Player oder weiteren interessierten Personen aus dem Sozialraum.



Abb. 3: Spirituelles »Gemeinde SCRUM-Team« mit Spiritualin/Spiritual und Projektsprecherin/Projektsprecher

Der Marketingdefinition folgend, entwickelt dieses Team zunächst ein erstes »visionäres Zielbild« und nimmt die unterschiedlichen »Nutzer-Gruppen« im Sozialraum wahr. Hilfreich kann dabei die Beschäftigung mit statistischen Daten und den »Sinus-Milieus« sein.⁵ Denn wie oben in der Marketing-Definition festgelegt, ist »Zweck aller zu entwickelnden und durchzuführenden Maßnahmen eine dauerhafte Befriedigung der Adressaten-Bedürfnisse aus diesen unterschiedlichen Gruppen einerseits und – vor dem Hintergrund einer allgegenwärtigen Wettbewerbssituation – die Erfüllung des spirituellen Auftrags und tätiger Nächstenliebe sowie der kirchlich/diakonischen Organisationsziele andererseits«.



Abb. 4: Schematische Darstellung unterschiedlicher *Nutzergruppen*

Steve Jobs, der wichtigste Gründer von Apple-Computer, ging davon aus, dass es nicht sinnvoll ist, die Menschen danach zu fragen, welche Angebote sie gerne hätten. Vielmehr empfahl er Herstellern bzw. Anbietern, zunächst das Wesen der Menschen als Nutzer verstehen zu lernen. Erst dann kann ein Anbieter *aus seiner spezifischen Kompetenz heraus* solche zukunftsgerichteten Angebote schaffen. Ziel ist, dass die Nutzergruppen später der Meinung sind, dass sie diese Angebote eigentlich schon immer gebraucht haben – auf die sie aber nie selbst gekommen wären. Diese außergewöhnlichen und begeisterten Angebotslösungen werden von der Projektsprecherin/vom Projektsprecher im ersten Schritt als »*Nutzergeschichten*« aus Sicht der zukünftigen Nutzer formuliert.

Dieser großen Aufgabe soll sich nun das »*Spirituelle Gemeinde SCRUM-Team*« stellen. Da hilft es, sich an das zu erinnern, was Ole Hallesby in seinem Klassiker »Vom Beten« ganz am Anfang zum Eingeständnis der Hilflosigkeit

⁵ Siehe z. B. Heinzpeter Hempelmann, *Gott im Milieu. Wie Sinusstudien der Kirche helfen können, Menschen zu erreichen*, Gießen/Basel 2012.

macht. Er schreibt: »Beten und Hilflosigkeit gehören unlöslich zusammen. Es sind sicher nur die Hilflosen, die beten können.« Spätestens an dieser Stelle sollte jedem klar werden, dass nicht von einem einmaligen »Spiel«, sondern zumindest von einer »Spiel-Serie« zu sprechen ist, wenn über »Spirituelles SCRUM« ernsthaft nachgedacht wird.

Das Team arbeitet z. B. in Monatszyklen – den oben erwähnten SPRINTs. Die Rollen im Team sind in der folgenden Grafik skizziert:



Abb. 5: Rollen im »Gemeinde SCRUM-Team« mit Spiritualin/Spiritual und Projektsprecherin/Projektsprecher

Grundsätzlich lässt sich das »Spirituelle Gemeinde-SCRUM-Team« von der Frage leiten: Wie kann es in unserem Sozialraum noch deutlicher werden, dass »GOTT diese Welt liebt und wir sein Eigen sind«?

Oder frei nach Steve Jobs: Wie können wir – aus unserer christlichen theologischen sowie diakonischen Kompetenz als Kirche zusammen mit dem Wissen und dem Know-how aller Kooperationspartner – Angebote schaffen, von denen die Menschen im Sozialraum nicht wussten, dass sie ihnen immer schon gefehlt haben?

6. MÖGLICHE DIMENSIONEN DES »REICHES GOTTES« AUF ERDEN

Zur Beantwortung dieser Fragen mag die folgende Grafik eine Möglichkeit aufzeigen, wie Angebote, die dem Gedanken des »Reiches Gottes« entspringen, für den Sozialraum Gestalt gewinnen können. Zum einen lassen sich

Kompetenzen in den Dimensionen von *Kirche* und *Diakonie* begründen. Zum anderen lassen sich diese Kompetenzen in der Dimension von *persönlicher Betroffenheit* sowie dem *organisationalen Know-how* für das Zusammenwirken der unterschiedlichen Menschen in den verschiedenen Handlungsdimensionen im Forum zwischen Kirche und Gemeindehaus – aber auch im Umfeld aller »Player im Sozialraum« aufspannen!

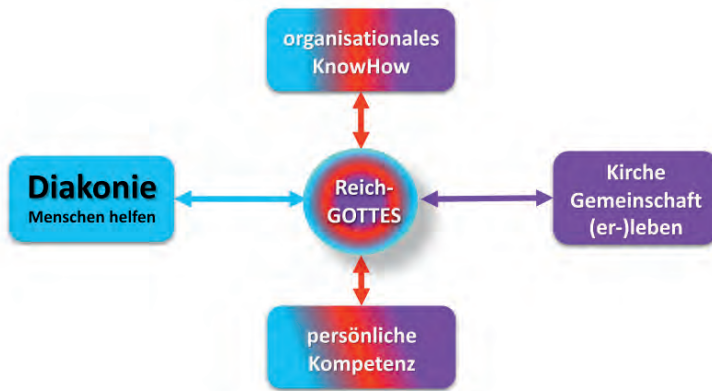


Abb. 6: Dimensionen des »Reiches Gottes« in einer »FORUMS-Gemeinde«

EXKURS: DAS PROGRAMM »MINDMANAGER« ALS WICHTIGES ARBEITSMITTEL DES »SPIRITUELLEN GEMEINDE-SCRUM-TEAMS«

Das wichtigste Arbeitsmittel des »*Spirituellen Gemeinde-SCRUM-TEAMS*« ist das kleine PC-Programm MindManager (siehe www.mindjet.com/de). Es ist eine visuelle Produktivitätssoftware und eignet sich z. B. hervorragend zur Moderation der Team-Meetings. Als zentrales Arbeitstool ergänzt es darüber hinaus die Mindmapping-Methode durch zahlreiche Funktionen z. B. für das *Aufgaben-, Projekt-, Prozess-, Informations-, und Wissensmanagement*. Es hilft Einzelnutzern und Teams bei der persönlichen Arbeitsorganisation sowie bei der Zusammenarbeit z. B. über cloudbasierte MindMaps. *Beziehungs-Netzwerke* lassen sich einfach darstellen.

Dieses Programm ist außerdem auf wunderbarer praktischer Weise mit allen Office-Programmen verbunden. Die graphischen Ergebnisse lassen sich z. B. auch leicht in HTML-Dokumenten, Word oder einfach als Bilder veröffentlichen. Es eignet sich somit hervorragend als Plattform für die Zusammenarbeit. Es wird darum gerne als das »Schweizer Taschenmesser« unter den PC-Programmen bezeichnet.

7. DIE ARBEITSSCHRITTE DES »SPIRITUELLEN GEMEINDE-SCRUM-TEAMS«

Vor dem Hintergrund der praktischen Erfahrungen aus der »Initiative Gemeinwesendiakonie« in den letzten Jahren lässt sich schnell eine erste Mind-Map zu den Arbeitsschritten gestalten, welche ein »*spirituelles Gemeinde-SCRUM-Team*« zur Realisation einer »*FORUMsGemeinde*« in ihren *SCRUM-Sprints* zu erledigen hat:



Abb. 7: Arbeitsschritte des spirituellen Gemeinde-SCRUM-Teams auf dem Weg zur »*FORUMsGemeinde*«

Die Visualisierung als MindMap erlaubt, alle Arbeitsschritte als Gesamtbild wahrzunehmen. MindMaps werden im Uhrzeigersinn gelesen. Man beginnt – hier der Nummerierung folgend – oben rechts.

Die weiteren Ausführungen mögen als Anregungen und erste Gedanken dienen. Wegen des engen Rahmens dieses Aufsatzes ist eine ausführliche Darstellung nicht möglich und muss an anderer Stelle (z. B. in einem Beratungsprozess oder einem Seminar zum Thema) nachgeholt werden.

7.1 SPIRITUELLES FORUM

Als »dienende Gemeinschaft« wird sich das »*Spirituelle Gemeinde-SCRUM-Team*« auf dem Weg zu einer »*FORUMsGemeinde*« im ersten Schritt eine spirituelle Grundlage erarbeiten. Es wird hernach mit offenen Augen durch das Gemeindeumfeld gehen. Es wird wahrnehmen, welches der Sozialraum ist, für den es denken, beten und arbeiten soll. Es wird erste Ideen sammeln und sich darüber austauschen, was es heißt, »*FORUMsGemeinde*« zu werden.

Alsdann wird es aufgrund dieser Eindrücke und durch die Studie laufender Projekte – auch ggf. vor dem Hintergrund passender biblischer Texte – ein Visionäres Zielbild zusammentragen und dieses in einer MindMap visualisieren.

Als sinnvolles Arbeits-Setting hat sich in der Praxis dazu folgende Tischordnung bewährt:

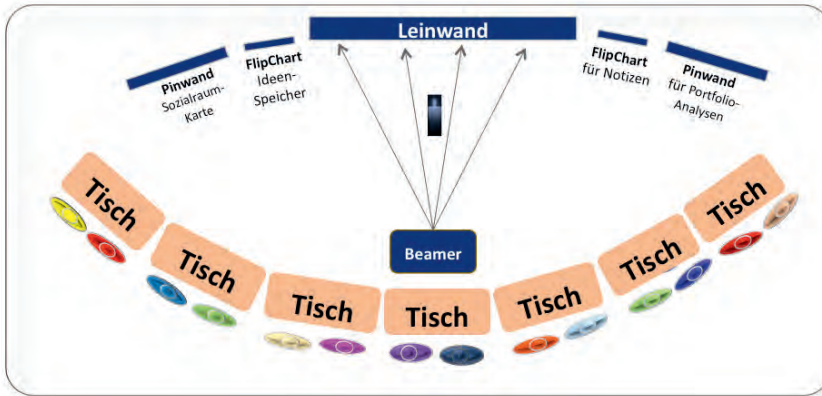


Abb. 8: Arbeitsforum des »Spirituellen Gemeinde-SCRUM-Teams«

Wie in einem »Mit-Mach-Theater« entsteht das Bild einer »FORUMsGemeinde« auf der Leinwand (zumeist als MindMap; der Beamer steht auf einem kleinen Tisch, sodass er wenig auffällt) und auf Pinwänden und FlipCharts. Eine Kerze mag an die Anwesenheit des auferstandenen Christus erinnern. Eine mögliche Fragestellung mag sein, was das »Spirituelle Gemeinde-SCRUM-Team« unter einer »FORUMsGemeinde« versteht und was diese Änderung der Blickrichtungen für alle Beteiligten bedeutet.

7.2 VERNETZUNGS-FORUM

Schon bald wird es praktisch, denn die »FORUMsGemeinde« lebt von der Vernetzung mit den übrigen »Playern« im Sozialraum. Somit organisiert das »Spirituelle Gemeinde-SCRUM-Team« ein Treffen aller Vertreter der unterschiedlichen Einrichtungen im Sozialraum, bereitet es ggf. in bilateralen Gesprächen vor und lädt dazu ein. Ein erstes Treffen mag in den Räumen der Kirchengemeinde stattfinden. Für weitere Treffen empfiehlt es sich, die Räume der anderen Organisationen kennenzulernen.

7.3 INFORMATIONS-FORUM

Ziel dieser ersten Vernetzung ist es – falls noch nicht vorhanden –, ein verbindliches Informations-FORUM für den gesamten Sozialraum aufzubauen, welches als verlässliche Plattform für Austausch und Information über alle relevanten Aktivitäten dient. Diese Informations-Plattform sollte sowohl auf

herkömmlicher Print-Basis, aber auch im Internet bzw. auf Plattformen der sozialen Medien (wie www.nebenan.de etc.) organisiert sein.

7.4 BEGEGNUNGS-FORUM

Auf dieser Plattform können dann Begegnungsforen in den unterschiedlichsten Formen und medialen Ebenen soweit schon vorhanden genutzt bzw. neu geschaffen werden. Ggf. können auch Festaktivitäten zusammengelegt werden. Die Vertiefung der Vernetzung im Sozialraum ist das Ziel. So können z. B. in kleinen Orten das Dorf-, Gemeinde- und Sportfest zu einem großen Tag zusammengelegt werden.

7.5 FORUMSGEMEINDE MIT NUTZEN-GEMEINSCHAFTEN

Letztlich können auf diesem Fundament verlässliche »Nutzen-Gemeinschaften« entstehen, in denen viele Menschen gegenseitig zum Profiteur werden können. Das fängt oftmals bei Kinder-Kleider-Märkten an und kann zu vielen Möglichkeiten gegenseitiger Nutzenstiftung ausgebaut werden. Hier können Geräte ausgeliehen, Informationen ausgetauscht oder Hilfsangebote gemacht werden.

7.6 FORUMSGEMEINDE MIT UNTERSTÜTZUNGSFUNKTIONEN

Schnell wird dann der Wunsch entstehen, konkrete Unterstützungsfunktionen anzubieten wie etwa die verlässliche Betreuung von kleinen Kindern oder sogar dementer Angehöriger. Auf dieser Stufe bedarf es dann größerer Verbindlichkeit und eines höheren Engagements aller Beteiligten.

7.7 FORUMSGEMEINDE MIT FAMILIEN- ODER GENERATIONSZENTRUM

Institutionalisiert werden können solche Angebote in Familien- oder Generationenzentren, wie sie ja schon an vielen Orten als festes rechtliches Konstrukt eingerichtet worden sind.

7.8 FORUMSGEMEINDE MIT ÜBERREGIONALER PLATTFORM ZUM ERFAHRUNGSAUSTAUSCH

Letztlich sollen diese Erfahrungen auf überregionalen Plattformen anderen Playern in jeweils ihren Sozialräumen dienen und in geeigneten Netzwerken zum gegenseitigen Austausch beitragen.

8. PROZESS-SCHRITTE IM »SPIRITUELLEN SCRUM-TEAM« AUF DEM WEG ZUR FORUMSGEMEINDE

Die Prozess-Schritte, die in jedem dieser Zyklen der oben skizzierten Arbeitsschritte gegangen werden, sind im Prinzip immer die selben und lassen sich auch sehr praxisnah als MindMap darstellen. Im Folgenden werden sie für die Entwicklung des »Spirituellen Forums« einmal beispielhaft erläutert:



Abb. 9: Prozess-Schritte für die Arbeitsschritte des spirituellen Gemeinde-SCRUM-Teams

8.1 VISIONÄRES ZIELBILD FÜR DAS »SPIRITUELLE FORUM«

Nachdem das »*Spirituelle Gemeinde-SCRUM-Team*« gegründet ist, entwickelt es im ersten Schritt »visionäre Gedanken« darüber, wie ein »*Spirituelles Forum*« für eine Gemeinwesenarbeit in der »*FORUMsGemeinde*« Gestalt gewinnen könnte.

- Was bedeutet es für uns als Gemeinde, wenn wir den ganzen Sozialraum in den Blick nehmen?
- Wie wollen wir intern unsere Zusammenarbeit gestalten und organisieren?
- In welcher Atmosphäre fühlen wir uns wohl und wie können wir unserem »spirituellen Anliegen« angemessen Ausdruck verleihen?
- Auf welche geistlichen Standards im weitesten Sinne können wir uns einigen?
- Wie stellt sich unser Auftritt graphisch und sprachlich da?
- Was soll am Ende im Idealfall herauskommen?
- etc.

8.2 RELEVANTES AKTIONSFELD FÜR DAS »SPIRITUELLE FORUM«

Alsdann schaut sich das »Spirituelle Gemeinde-*SCRUM-Team*« sein aktuelles, relevantes Aktionsfeld – den Sozialraum – an:

- Wie können wir unseren Sozialraum auf einer Landkarte festhalten?
- Gibt es noch weitere Personen, die wir unbedingt für unser »Spirituelles SCRUM-Team« gewinnen sollten?
- Was wissen wir schon heute bzgl. der verschiedenen Angebote und was wird nachgefragt?
- Welche Daten können wir ohne großen Aufwand besorgen (Bevölkerungsdaten, Sinus-Milieu-Karten etc.)?
- etc.

8.3 VERNETZUNGSOPTIONEN FÜR DAS »SPIRITUELLE FORUM«

Alsdann analysiert das »Spirituelle Gemeinde-*SCRUM-Team*« seine Vernetzungsoptionen:

- Wer kennt wen und wie können wir diese Personen in unserem Sinne ansprechen?
- Was wissen wir hinsichtlich der verschiedenen Einstellungen zu unserem Projekt im Sozialraum?
- Welches Image haben wir als Team?
- etc.

8.4 KONZEPTION FÜR DAS »SPIRITUELLE FORUM«

Dann wird es konkret, indem eine erste Idee für eine Konzeption erarbeitet wird:

- Welche Ziele haben wir? – Wobei Ziele nach Inhalt – Ausmaß – Zeitbezug – Segmentbezug operationalisiert werden.
- Leitfragen: Was (Inhalt) und wieviel (Ausmaß) wollen wir bis wann (Zeitbezug) mit wem und für wen (Segmentbezug) erreichen?
- Welche Strategien als Wege, auf denen wir diese Ziele erreichen können, wählen wir?
- Welche Strukturen wollen wir uns geben – also wie müssen wir uns dazu organisieren und welche Sachmittel brauchen wir dazu?
- Letztlich: Wie gewinnen wir eine »Kultur der Be-Geisterung«, damit wir zu unseren Zielen kommen?

8.5 PROJEKTAUFTRITT FÜR DAS »SPIRITUELLE FORUM«

Das Layout zur Umsetzung wird konkret, indem der sogenannte Marketing-Mix erarbeitet wird:

- Angebot: Was bieten wir an?
- Gegenleistung: Was soll es die Menschen im weitesten Sinne des Wortes kosten?
- Verortung: Wie und wo bringen wir unsere Angebote zu den Menschen im Sozialraum?
- Kommunikation: Wie kommt unsere Botschaft zu den Menschen?
- Internet + Soz. Medien: Wie können wir Internet und Soziale Medien nutzen?
- Personal: Wer kann uns bei unseren Vorhaben unterstützen?

8.6 UMSETZUNG UND »EIGENLAND®«-EVALUATION FÜR DAS »SPIRITUELLE FORUM«

Am Schluss muss alles konkret organisiert werden und das Team darf – im Sinne eines ersten »Ernte-Dank-Festes« – nicht vergessen, auf das zu schauen, was im 1. Sprint erreicht wurde.

Nachdem dieser letzte Evaluationsschritt – möglichst mit der intuitiven Evaluationsmethode »Eigenland®« (www.eigenland.de) – gelungen ist, können für den nächsten Sprint mögliche Verbesserungen verabredet werden.

Alsdann kann der nächste Sprint hinsichtlich der nächsten Arbeitsschritte erarbeitet und durchgeführt werden.

9. MUT TUT GUT

Der beschriebene Weg mag auf den ersten Blick komplizierter erscheinen als er sich im konkreten Erleben zeigen wird. Denn letztlich wurde nichts weiter getan, als dem gesunden Menschenverstand eine gewisse Ordnung zu geben. Zahlreiche Projekte z. B. der »Initiative Gemeinwesendiakonie« haben schon gezeigt, dass solch ein Vorgehen sinnvoll und zielführend ist.

Die Arbeitsmethode nach dem *SCRUM-Modell* erlaubt es, zunächst sehr klein im gewohnten Rahmen anzufangen. Im nächsten »Sprint« wird der Radius dann etwas weiter gespannt, denn hier kann man schon auf die Erfahrungen aus dem 1. Sprint zurückgreifen.

So hat sich eine Gemeinde vorgenommen, den »alten Jugendraum« in ein Fahrradfahrer-Café umzuwandeln. Durch diese Gemeinde führte ein wichtiger Fahrradweg und so bot sich dieses Angebot an. Anstatt gleich ein ganzes Café zu planen, fing alles mit einer Luftpumpe an. Dem örtlichen Fahrradladen-Besitzer wurde das Anliegen vorgetragen und so bestellte er eine besonders stabile Pumpe. Außerdem steuerte er noch einen Fahrrad-Schlauch-Automaten bei. Dann baute die Landjugend eine Bank um einen Baum, damit sich die Fahrradfahrer auch ausruhen konnten. Das nächste wird eine »Wasser-Station« zur Erfrischung sein und erst dann – nach so vielen schnellen Erfolgen – geht es an die Planung des ganzen Cafés.

Der Ansatz einer *FORUMS*Gemeinde sieht die Parochie als Sozialraum, der zu einem zu erobernden Markt wird. Erkenntnisse des »spirituellen Gemeinde-Marketings« tun ihr Übriges.

Das Ziel der Sozialraum-Orientierung ist groß. Dabei stehen wir nicht alleine in der Verantwortung, denn GOTT ist ja schon da. Er achtet den kleinen Anfang nicht gering und schenkt Wachstum und Gedeihen nach seiner Gnade.

Das Reich GOTTES fängt an, wo GOTT in uns in Aktion kommt. ER baut sein Reich, wie er es will. Oft fängt es klein an und wird dann immer größer – wie ein Senfkorn.

»Spirituelles SCRUM« hilft uns dabei, bei Sozialraum Projekten in Kirchengemeinden und bei jedem Arbeitsschritt immer wieder auf IHN zu schauen.

ZU DEN AUTORINNEN UND AUTOREN

Ingrid Alken, Fundraising Managerin FA, Vorstand Bürgerstiftung Hannover.
Andreas Bauer, Marketingberatung für Unternehmer, Kirchenvorstand St. Pankratius, Burgdorf.

Hans-Jürgen Benedict, Dr., Prof. em. der Evangelischen Hochschule für soziale Arbeit und Diakonie, Hamburg.

Johann Hinrich Claussen, Prof. Dr., Kulturbeauftragter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Hamburg/Berlin.

Cornelia Coenen-Marx, Autorin und Beraterin, OKR a. D., Agentur Seele und Sorge.

Ricarda Dethloff, Dr., Referentin Landeskirchenamt der Evangelisch Lutherischen Kirche in Norddeutschland, Kiel.

Birgit Susanne Dinzinger, Dr., Diakonin, Leiterin der Abteilung Migration und Internationale Diakonie, Diakonisches Werk Württemberg.

Ellen Eidt, Leitung Dienstbereich Diakonie, Berliner Stadtmission, Berlin.

Michael Ellendorf, Pastor in der Ev.-luth. Kirchengemeinde Winterhude-Uhlenhorst, Hamburg.

Friedhelm Feldkamp (*alias Sisam Ben*), Pastor, Theologischer Direktor, Dachstiftung Diakonie; Karikaturist.

Saranda Frommold, Wissenschaftliche Referentin, Berliner Stadtmission, Berlin.

Wolfgang Hinte, Prof. Dr., freiberuflich tätig in der Beratung von Organisationen in Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Sabine Howind, Projektmitarbeiterin in der Begegnungs- und Beratungsstätte »Treffer« der Diakonie Himmelsthür, Hildesheim.

Raphael Klein, Mitarbeiter in der Assistenz der Diakonie Himmelsthür und Vereinsgründer von »Der grüne Planet«, Wildeshausen.

Georg Lämmlein, Prof. Dr., Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD.

Ulrich Lilie, Präsident der Diakonie Deutschland, Vorstandsvorsitzender des Evangelischen Werkes für Diakonie und Entwicklung e. V.

Peter Meißner, Dipl. Soz. Pädagoge im Haus kirchlicher Dienste, Arbeitsfeld Gemeinwesendiakonie, Hannover.

Miriam Meyer-Diekmann, Leitung Begleitende Dienste, Lebenshilfe Lüneburg, bis Sommer 2019 Q-Koordinatorin Q8/Kirche Winterhude-Uhlenhorst.

Katja Musahl, Heimleitung Haus Lüdersen im Wohnverbund Bennigsen der Diakonie Himmelsthür, Lüdersen.

Christoph Nötzel, bis 2019 stellv. Leiter des Zentrum Gemeinde und Kirchenentwicklung der Ev. Kirche im Rheinland, Fachbereich Missionale Kirche; jetzt Gemeindepfarrer in Brauweiler/Königsdorf (bei Köln).

Armin Oertel, Leitung Q8 Sozialraumentwicklung, Evangelische Stiftung Alsterdorf, Hamburg.

Matthias Paul, Pastor St.-Paulus-Kirchengemeinde und Gemeindeberater/Organisationsentwickler, Burgdorf.

Ute Quednow, Geschäftsführung Service-Center Diakoniemarketing und Qualitätsentwicklung in der Diakonie Himmelsthür, Hildesheim.

Bernt Renzenbrink, Gründer und Vorsitzender des Senior Consulting Service Diakonie e.V., Berlin.

Detmar Schäfer, Dr., Vorsitzender des Regionalvorstandes der Arbeitsgemeinschaft zur Entwicklung von Grundstücken des Kirchspiels Anecamp, der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden Jakobi-Kirchrode, St. Martin Anderten und St. Johannis Bemerode in Hannover.

Gunther Schendel, Dr. theol., Pastor, wissenschaftlicher Referent am Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD, Hannover.

Udo Friedrich Schmälzle, Franziskaner, Prof. Dr. em. für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Kath.-Theologischen Fakultät der WWU in Münster.

Michael Schneider, Pastor, Projektberatung und -begleitung, Schwerpunkt: Bau- und Quartiersentwicklung, im Evangelisch-lutherischen Stadtkirchenverband Hannover.

Claudia Schulz, Dr. habil., Professorin an der Evangelischen Hochschule Ludwigsburg.

Frank Schulz-Nieswandt, Professor an der Universität zu Köln, Hon.-Prof. an der PTH Vallendar.

Jörg Stoffregen, Diakon, Dipl. Rel.päd. Dipl. Diak. wiss., Referent für das Netzwerk Kirche inklusiv der Nordkirche und Sprecher des Bundesnetzwerkes Gemeinwesendiakonie und Quartiersentwicklung.

Thomas Stolle, Dipl. Theol., Referatsleiter im Bundesministerium für Arbeit und Soziales.

Klaus-Martin Strunk, Dipl. Kaufmann, Geschäftsführer strunkonzept. Strategie. Marketing. Koordination, Marxen.

Gerhard Wegner, Prof. Dr., Publizist, Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD i. R.

Marlis Winkler, Dipl.-Sozialwissenschaftlerin, Geschäftsführerin des Diakonischen Werkes Diepholz-Syke-Hoya.